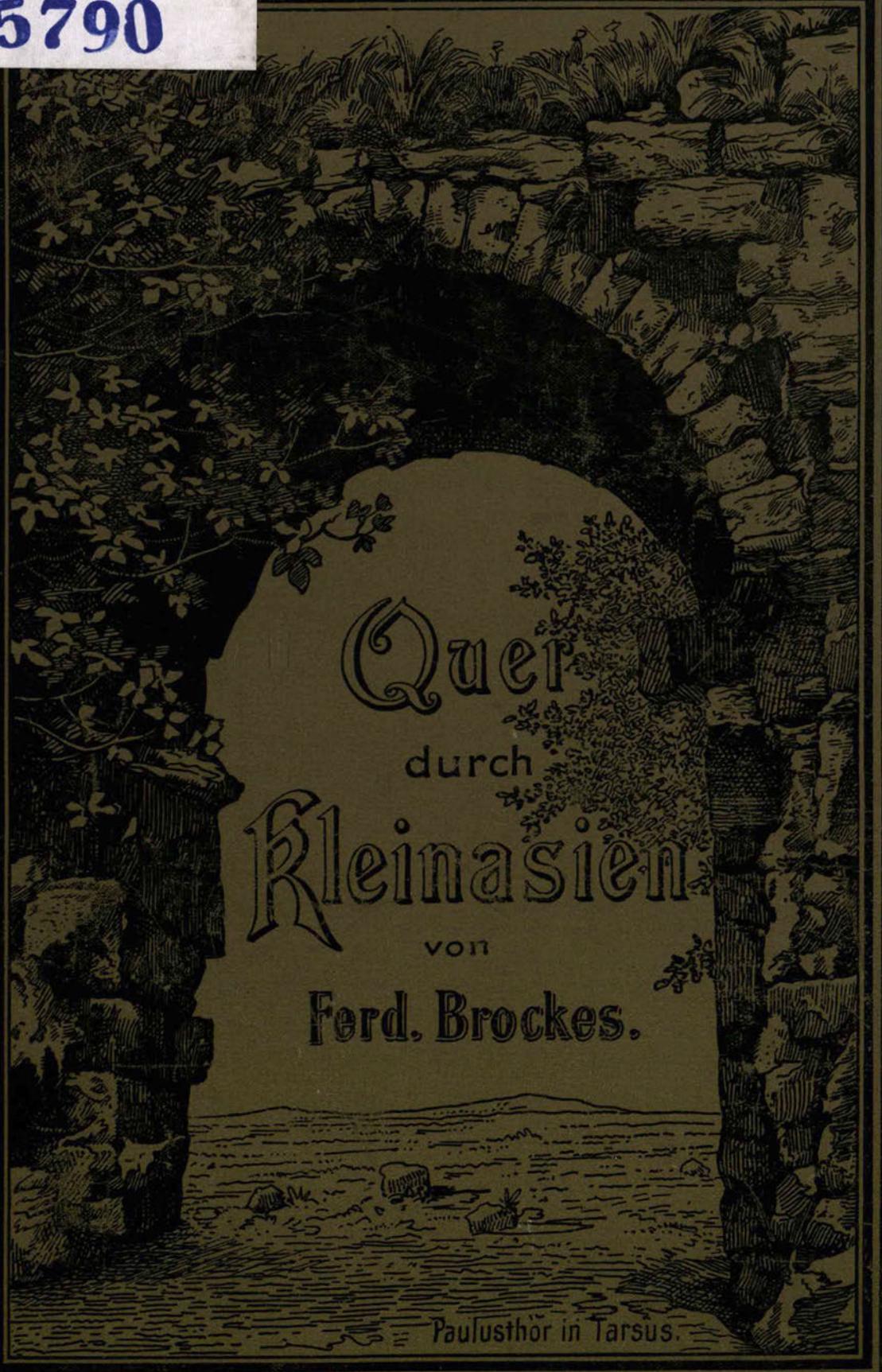


5790



Quer
durch
Kleinasien
von
Ferd. Brockes.

Paulusthor in Tarsus.







Das goldene Horn.



Das goldene Horn.

Franziska Prinzessin
zu Hohenlohe-Ingelfingen.

234

Quer durch Klein-Asien.

Bilder von einer Winterreise
durch das armenische Nothstandsgebiet

von

Serdinand Brookes,
Pastor.

Mit Vorwort des Herrn Generalsuperintendent Oberkonsistorialrat D. Braun in Berlin.

Mit 158 Abbildungen.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1900.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168766



5790

Sr. Hochwürden

Herrn Wirfl. Oberkonsistorialrat

Probst Prof. D.Dr. Freiherrn v. d. Goltz

Vice-Präsident des Ev. Oberkirchenrats zu Berlin,

meinem verehrten Lehrer

in steter Dankbarkeit

gewidmet.



Vorwort.

Unter den in neuerer Zeit veröffentlichten Reiseberichten dürfte der vorliegende für einen evangelischen Christen einer der interessantesten sein. Hier handelt es sich nicht in erster Stelle darum, Neues kennen zu lernen und Unbekanntes zu erforschen, sondern die Liebe zu den Verlassensten und Elendesten regiert und verklärt jeden Schritt. Sie nimmt uns an die Hand und führt uns in die Landgebiete Kleinasiens und Mesopotamiens, welche jedem Bibelleser aus der Geschichte Abrahams, aus dem Leben des Apostels Paulus und aus dem Pfingstevangelium dem Namen nach längst bekannt und wert gewesen sind. Jüngst waren sie bekanntlich der Schauplatz grauenvoller Christenverfolgungen. Gewiß ist es ein reiner und unbesleckter Gottesdienst zu nennen, die Witwen und Waisen, welche von diesen Blutbädern übrig geblieben sind, in ihrer Trübsal zu besuchen und ihr Los zu lindern. Die Liebe, welche dazu getrieben hat, hält unsere Teilnahme an jedem Erlebnis auf dem Wege wach. Wir sehen, wie sie unzählige Gefahren und Anstrengungen überwindet, wie sie aber auch unablässig mit wunderbarer Durchhilfe von Gott gesegnet wird. Wir thun einen Einblick in die jammervolle Lage der armenischen Christen, sowie in die Veranstaltungen, welche bisher zur Abhülfe der dringendsten Not getroffen worden sind, und erfahren nebenbei manches Interessante über die Geschichte der besuchten Ortschaften und über die Eigentümlichkeit der durchkreisten Gegenden.

An der Wende des Jahrhunderts ist in den Ländern Asiens, sowohl in Klein-Asien, wie jüngst in Ost-Asien ein so mörderischer dämonischer Haß gegen die Bekenner des Christentums zum Ausbruch gekommen und hat sich in so massenhaften und grauenvollen Blutthaten Luft gemacht, daß man an das Wort des Herrn erinnert wird: „Aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“ Wir wissen, als der Herr diese Worte sprach, stand ein unermesslicher Segen in Aussicht. Die Stunde, welche der Finsternis eingeräumt war, war doch zugleich Gottes Stunde. Segen wird auch aus den schrecklichen Heimsuchungen kommen, welche über das armenische Volk hereingebrochen sind. Möchte ein neues Geschlecht heranwachsen, welches den Segen empfangen kann.

Dazu zu helfen, wird für die deutsche evangelische Christenheit ein unaussprechlicher Segen sein. Der vorliegende Reisebericht mag wohl dazu beitragen, die Liebe zu dem heimgesuchten Volke zu entzünden, und zum Werke der Barmherzigkeit gegen den unter die Mörder Gefallenen anzuregen.

Berlin, 26. August 1900.

D. Braun.



Sinleitung.

Deutsche Bahnen im Orient! Welch' eine Fülle neuer, großer Aufgaben und Ziele sind dem deutschen Handel, der deutschen Kolonisation, — nicht zum wenigsten aber auch der deutschen Diplomatie gestellt worden, seit die Nachricht in die Öffentlichkeit gedrungen ist, daß Deutschland berufen ist, die erste Eisenbahn über den Paradiesesstrom, über den Euphrat zu bauen. Direkte Bahnverbindung von Berlin bis zum persischen Golf! Welch' eine Perspektive!

Und doch, was kann der deutsche Kaufmann, was kann der deutsche Landmann in jenen zum Teil durch jahrhundertelange Mißwirtschaft verödeten Gegenden ausrichten, wenn der Zustand allgemeiner Unsicherheit anhält, daß kein eingeborner Christ ungestört seinem Erwerb und Handwerk nachgehen kann? Deutschland braucht auch in den dortigen Gegenden eine Stütze für seine Arbeit in der Bevölkerung. Ein Volk aber, das von beständigem Todesschrecken gepeinigt, einer Horde von Verzweifelten gleicht, ist zu einer segensreichen kulturellen Arbeit unfähig. Die Eisenbahn, der gesteigerte Verkehr und die äußere Kultur können allein keine Änderung herbeiführen, zumal die Erfahrung gelehrt hat, daß die Nähe der Meeresküsten und der Eisenbahnen zunächst nur die fehlerhaften Eigenschaften des Orientalen, seine List, Verschlagenheit und Habgier zu entwickeln geeignet ist.

Wenn Deutschland nicht der dortigen Bevölkerung durch Beweissung thatkräftiger christlicher Liebe, und durch ein Vorleben des Evangeliums einen bleibenden innerlichen Segen mitbringt, so wird seine Kulturarbeit verlorene Mühe sein.

Von allen ernst denkenden Kreisen unseres Volkes und auch von allen den Politikern, die nicht einer selbstfüchtigen Gewaltpolitik folgen, sondern wirklich das Wohl der Völkerschaften des osmanischen Reiches suchen, wird es daher mit Freuden begrüßt, daß schon seit mehr als drei Jahren die selbstverleugnende Liebe auch im Innern von Klein-Asien eine Menge von Anstalten gegründet hat, in denen ein neues Geschlecht heranwächst, erzogen in entschieden christlichem Geist und deutscher Zucht und Ordnung.

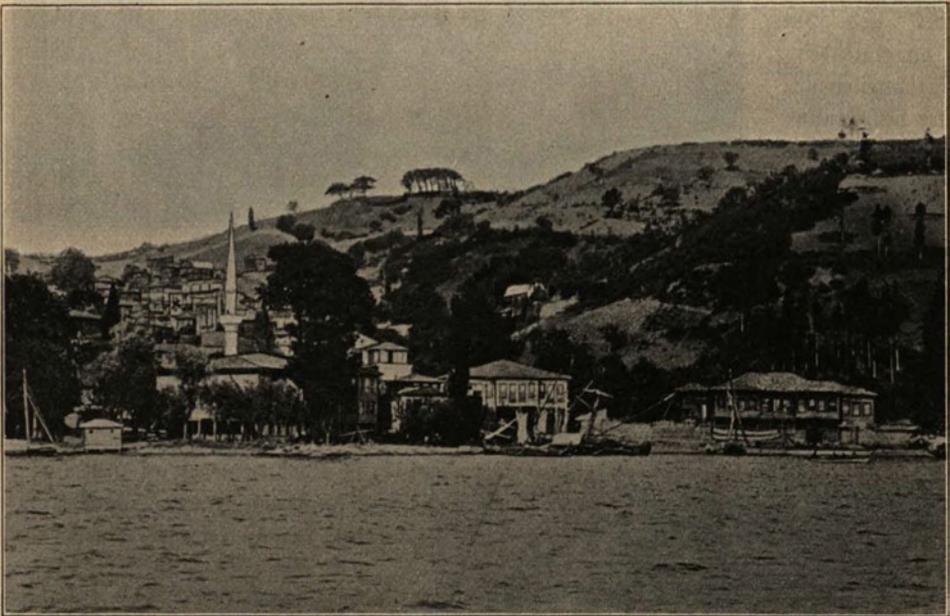
Die furchtbaren Ereignisse der Schreckensjahre 1895 und 1896 waren die Veranlassung zur Begründung zahlreicher deutscher Waisenanstalten in der Türkei, von denen jetzt nicht weniger als 2400 armenische Kinder versorgt und erzogen werden. Sechs verschiedene Gesellschaften teilen sich in diese Arbeit:

1. der „Deutsche Hülfsbund für christliches Liebeswerk im Orient“ mit 1351,
2. der „Deutsche Hülfsbund für Armenien“ mit etwa 650,
3. die Kaiserswerther Diakonissenanstalt mit gegen 200,
4. das Komitee des syrischen Waisenhauses in Jerusalem mit circa 100,

5. der Evangelische Allianzbund mit 70—80,
 6. der deutsche Jerusalemverein mit etwa 30 Kindern.
- Dazu kommt noch die Schweiz mit gegen 500 Kindern.

Eines dieser Waisenhäuser, das in Bethlehem, hatte gelegentlich der Kaiserreise die Ehre, von Ihrer Majestät der Kaiserin mit lebhaftem Interesse für den Fortgang des Werkes eingehend besichtigt zu werden.

Die erste derartige Anstalt in der Türkei, welche anlässlich der Mezeleien begründet wurde, war das deutsche Waisenhaus in Konstantinopel. Im Herbst 1896, also kurz nach dem Blutbad von Konstantinopel, welchem 8—10 000 Christen zum Opfer fielen, hatten zwei Damen, Gräfin v. d. Gr. und Fräulein J. in Skutari eine größere Anzahl Waisen gesammelt, und dieselben im Auftrage des unter 1. genannten



Ansicht von Bebek.

Hilfsbundes vorläufig in Skutari in einem gemieteten Hause untergebracht. Bald aber schloß die dortige Polizei dieses Haus, und so sah sich Gräfin v. d. Gr. genötigt, in einem anderen Stadtteile Konstantinopels ein Haus käuflich zu erwerben, und womöglich eine Schulerlaubnis für die daselbst neu zu begründende Anstalt zu erlangen. Beides gelang ihr mit Gottes Hilfe, und so wurde Ende Dezember 1896 in dem Bosphorusvororte Bebek das erste deutsche Waisenhaus für armenische Kinder in der Türkei mit circa 50 Kindern eröffnet. Im April 1897 übernahm Schreiber dieses die Leitung der Anstalt. Welch' fröhliches, munteres Treiben herrschte in diesen Räumen, die einst, von einem türkischen Großen erbaut, Zeugen ganz anderer Szenen gewesen waren! Man muß diese glücklichen, zutraulichen Kinder gesehen haben, um zu verstehen, welche Freude es war, mit ihnen zu arbeiten! Das Wort Gottes ließ sich an ihren Herzen nicht unbezeugt; in manchem Kindesherzen wurde die wichtigste Frage, die es für einen Menschen geben kann, zu einer alles bewegenden Lebensfrage: „Was muß ich thun,

daß ich selig werde?" Indem die bereits von Gräfin Gr. begonnene Tages- schule für Kin- der wohlhaben- der Eltern er- weitert wurde, kamen auch eine größere Anzahl Kinder aus Be- bek und den angrenzenden Stadtteilen un- ter den Einfluß des Wortes Got- tes und christ- licher Schul- zucht. Im Herbst 1898 wurde



Gruppe von Tag-Schülerinnen verschiedener Nationalitäten.

noch das schön gelegene Nachbarhaus dazu gemietet und eine Knaben-Tages- schule nebst Pensionat darin eingerichtet. Es war für einen Fremden gewiß interessant, dieses Gemisch von Nationalitäten auf den Schulbänken zu beobachten; da waren die türkische, die armenische, die griechische, die englische und die deutsche Nation vertreten. Während

sonst die neu begonnenen Schulen in Konstantinopel oft viele Jahre sich mit etwa einem Duzend Schü- lern begnügen müssen, durften wir doch nach anderthalb Jahren deren schon gegen 50 zählen. Die Zahl der Waisenkinder wuchs von 50 auf 112.

Für die äußere Entwickelung der Anstalt war es von Wichtig- keit, daß es bereits im Juni 1897 gelungen war, mit gütiger Hilfe der deutschen Botschaft, das Grund- stück auf den Namen des deutschen Reiches eintragen zu lassen, sodasß damit die Stellung des Waisen- hauses unter den Schutz des deut- schen Reiches gegeben war.

Der Begründung des Waisen- hauses in Konstantinopel folgte die Ausdehnung des Liebeswerkes



Fünf Geschwister (Waisen).

nach dem Innern Klein-Asiens auf dem Fuße. Drei junge Männer, Lehrer G., der Arzt Dr. H. und der Landwirt Z. drangen im Januar 1897, trotzdem man ihnen in Konstantinopel ihr Vorhaben als gänzlich aussichtslos hingestellt hatte, in das Notstandsgebiet vor. So manches zerstörte Dorf wurde wieder aufgebaut, und mehrere Hundert Waisenkinder in zunächst gemieteten Häusern untergebracht.

Die staunenswert schnelle und segensreiche Entwicklung des Werkes hatte es mir schon lange zu einem Herzenswunsch gemacht, dasselbe einmal mit Augen zu schauen, und die Zustände im Inneren Klein-Asiens aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, zumal die Leitung des von unserem Hülfsbunde ausgehenden Unterstützungsverkes auch eine der mir anvertrauten Aufgaben war. Da bot sich mir im Dezember des Jahres 1898 die Gelegenheit, mit meinem Freunde, P. L., zusammen eine dreimonatliche Reise vom Mittelländischen bis zum Schwarzen Meere zu Pferde zu unternehmen. Wir hatten für unsere Reise kein amtliches Empfehlungsschreiben der türkischen Centralregierung uns mehr verschaffen können, sondern reisten nur mit gewöhnlichem Reisepaß und mit Empfehlungsschreiben des armenischen Patriarchen an seine Bischöfe und des protestantischen Bekils an die evangelischen Gemeinden. Der deutsche Generalkonsul, Herr Legationsrat Dr. Stemrich, hatte uns freundlicher Weise einen amtlichen Ausweis in türkischer Sprache über unsere Personen und den Zweck unserer Reise ausgestellt, der uns nachher von großem Nutzen wurde. Auf der deutschen Botschaft gab man uns keinerlei Instruktionen für unser Verhalten, ließ uns also völlige Aktionsfreiheit.

Auf mehrfachen Wunsch gebe ich nun meine Reisebriefe, die zum Teil bereits im „Reichsboten“ zum Abdruck gelangt sind, mit Illustrationen heraus, und hoffe zu Gott, daß sie in etwa dazu helfen mögen, Interesse für dieses aufblühende Liebeswerk im Orient zu wecken.

Zum Schlusse spreche ich auch noch an dieser Stelle dem Herrn Verleger meinen herzlichsten Dank aus für die schöne Ausstattung, die er dem Buche gegeben hat.

Stuttgart, im August 1900.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Erstes Kapitel: Die Seereise	1	Achtes Kapitel: Über den Taurus	104
1. Von Konstantinopel nach Smyrna	1	Neuntes Kapitel: In der Hochebene des oberen Euphrat	113
2. Was der Erzbischof dachte	4	1. Der erste Tag in Mesereh	113
3. Smyrna	6	2. Ein Besuch in Charput	115
4. Von Smyrna bis Mersina	10	3. Ein Priester, der für sein Volk einsteht	117
Zweites Kapitel: In Cilicien, der Heimat des Apostels Paulus	13	4. Hüsenik und die Dörfer der Ebene von Mesereh	118
1. Tarsus	13	5. Hülfswerk und Evangelisationsarbeit	120
2. Adana	23	6. Ein interessanter Armenier	123
3. Durch die cilicische Ebene	26	7. Ein Gottesdienst in der gregorianischen Kirche	124
4. Sis	28	8. Wie Gott mit den Mohammedanern redet	126
Drittes Kapitel: Im Antitaurus	32	9. Evangelisationstour nach Chuitu	127
1. Von Sis nach Hadschin	32	10. Die letzten Tage in Mesereh	129
2. Hadschin	34	11. Nach Malatia	132
3. Nach Kutufus, dem Verbannungsorte des heiligen Chrysoström	38	Zehntes Kapitel: Durch Kappadocien	134
4. Über den Aher-Bel nach Marasch	41	1. Malatia (Militid)	134
Viertes Kapitel: Marasch und das dortige Waisenwerk	45	2. Von Malatia nach Sivas	137
Fünftes Kapitel: Ein Besuch in Zeitun	57	3. Sivas (Sebaste)	142
1. Malasch	57	4. Von Sivas nach Totat	148
2. Ankunft in Zeitun	59	Elftes Kapitel: Durch das ehemalige Königreich Pontus	151
3. Ein Blick auf Zeituns' Vergangenheit	61	1. Totat (Dafimon)	151
4. Gottesdienste und Besuche	65	2. Nach Amassia	154
Sechstes Kapitel: Durch Mesopotamien nach Kurdistan	70	3. Amassia	155
1. Über Antab zum Euphrat	70	4. Die Waisentolonie des deutschen Hülfsbundes in Atta Bey bei Amassia	158
2. Über Biredschit nach Urfa	74	5. Zwei Tage in Amassia	165
3. Urfa	76	6. Nach der Küfte	168
4. Durch die mesopotamische Ebene	92	Zwölftes Kapitel: Heimwärts	170
Siebentes Kapitel: In der Hauptstadt Kurdistan	98	Ein Nachspiel	175



Armenisches Lied.*)

Heimat-verbannt,
Weit über'm Meer,
Am fernen Land
Irr'n sie umher!
Ihr süßen Kinder,
Ihr wart mein Glück
Und ließt allein mich
Hier zurück!
Kommt Söhne,
O kommt heim!
Kommt Töchter,
O kommt heim!
Sonst bricht noch das Herz
Eurer Mutter!

Kehre nur ein
Wandernder Hirt!
Suchst du ein Lamm,
Das sich verirrt?
Warum so traurig
Erlönt dein Lied?
Ob von den Meinen
Eins verschied?
Kommt Söhne,
O kommt heim!
Kommt Töchter,
O kommt heim!
Sonst bricht noch das Herz
Eurer Mutter!

Ach Jahr um Jahr
Gräm' ich mich ab!
O Heldenschar,
Sankst du ins Grab?
Blutrote Thränen
Wein ich um euch;
Hoffnung erstieb!
Leben entfleuch!
Kommt Söhne,
O kommt heim!
Kommt Töchter,
O kommt heim!
Sonst bricht noch das Herz
Eurer Mutter!

Siehst du den Zug
Kraniche dort?
Nehmt mit im Flug
Mein letztes Wort.
Muß ich nun gehen
Zur letzten Ruh,
Wer drückt mir dann
Die Augen zu?
Kommt Söhne,
O kommt heim!
Kommt Töchter,
O kommt heim!
Sonst bricht noch das Herz
Eurer Mutter!

*) Aus: Lepsius, „Der christliche Orient“. Jahrgang 1897. S. 385 und 386.

Handwritten title or header at the top of the page, possibly a name or date.

Vertical column of handwritten text on the left side of the page, containing several lines of cursive script.

Vertical column of handwritten text on the right side of the page, containing several lines of cursive script.

Vertical column of handwritten text on the left side of the page, continuing the cursive script.

Vertical column of handwritten text on the right side of the page, continuing the cursive script.

Horizontal line of handwritten text at the bottom of the page, possibly a signature or a concluding note.

Erstes Kapitel.

Die Seereise.

1. Von Konstantinopel nach Smyrna.



Da die Schiffe nach Mersina nur Sonntags von Konstantinopel abgehen, waren wir genötigt, an diesem Tage unsere Reise anzutreten und ich ließ deshalb schon am Sonnabend unser Gepäck nach der Stadt bringen.

Bis zum letzten Tage vor unserer Abfahrt

war das herrlichste Wetter; die Rosen blühten im Garten, und wir konnten unsere Mahlzeiten noch im Freien einnehmen.

Am Sonntag den 4. Dezember aber schien das Wetter umzuschlagen. Ein kalter Nebel lag über den Bergen und der Thalschlucht von Bebek, die sonst so schöne Aussicht auf den Bosporus aus unsern Fenstern war verhüllt. Wir hatten uns zeitig bereitet, um mit einem der ersten Lokaldampfer zur Stadt zu fahren, denn das Schiff sollte um 10 Uhr die Anker lichten und es gab vorher noch viele Förmlichkeiten auf dem Zollamt zu erledigen. Da kam die Nachricht: „Wegen des Rebels fahren die Lokaldampfer auf dem Bosporus nicht.“ Wie gut war es nun, daß das Gepäck schon in der Stadt war, sonst hätten wir bis zum nächsten Sonntag warten müssen!

So ging es denn im Sturmschritt thalwärts, nachdem wir von den Kindern und allen Geschwistern herzbeweglichen Abschied genommen und uns noch um Gottes Wort vereint hatten, sodann am Bosporus entlang, bis zum nächsten Ort, dem stattlichen Griechendorf Arnautköj (17 000 Einw.). Hier trafen wir zwei Droschken, die uns an unser Ziel brachten. Die Zollbeamten waren mir gut bekannt und machten uns keine Schwierigkeiten; bald wurden wir nebst unserm Gepäck in einen der großen Nachen verladen, die den Frachtenverkehr auf dem goldenen Horn vermitteln und in fünf Minuten waren wir (meine Frau und der armenische Lehrer begleiteten uns) auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer „Saturno“, dem wir uns nun für fünf Tage anvertrauen mußten. Eben hatte ich meiner Frau Lebewohl gesagt und begleitete sie an die Schiffstreppe, — das erste Zeichen zur Abfahrt war bereits gegeben, da legte noch ein Boot an und in atemloser Aufregung stürzte ein Mann herauf. Es war ein mir bekannter Armenier, den wir anfänglich als Diener mitnehmen wollten; da er aber seine Papiere nicht bekam, so mußten wir davon abstehen. „Da bin ich, man hat mich ohne Paß durchgelassen, nehmen Sie mich mit!“ „Nein, wir haben schon einen Diener.“ war die Antwort. „Ich will keinen Lohn und will Ihnen jeden Dienst thun, nur erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“ Er flehte, weinte, beschwor uns in allen Tonarten, aber wir mußten fest bleiben. Auch der hinzugekommene Kapitän weigerte sich, einen Mann ohne Paß zu befördern. So mußte

er wieder umkehren. Auch der Nachen mit meiner Frau und dem Lehrer verschwand in der Ferne hinter den andern Schiffen, und der Saturno setzte sich in Bewegung.

Raum waren wir an der Serailspitze mit ihren alten Mauern und ihrem weißen Leuchtturm vorüber aus dem Bosphorus heraus in das Marmarameer gelangt, da hellte sich der Himmel auf, die Sonne be-

gann mit ihren Strahlen den schwächer werdenden Nebel zu durchdringen.

Doch ich lasse die Reisebriefe reden.

Ägäisches Meer, an Bord des Saturno.

6. Dezember 1898.

Der Herr hat es mit unserer Reise wunderbar gefügt, daß wir in diesen Tagen



Blick auf den Bosphorus von Bebel aus.

der Seefahrt köstliche Stille und Erquickung haben. Die Luft ist wie im schönsten Frühling, so milde, so erfrischend, der Himmel so blau, das Meer so glatt, die Sonne so warm.

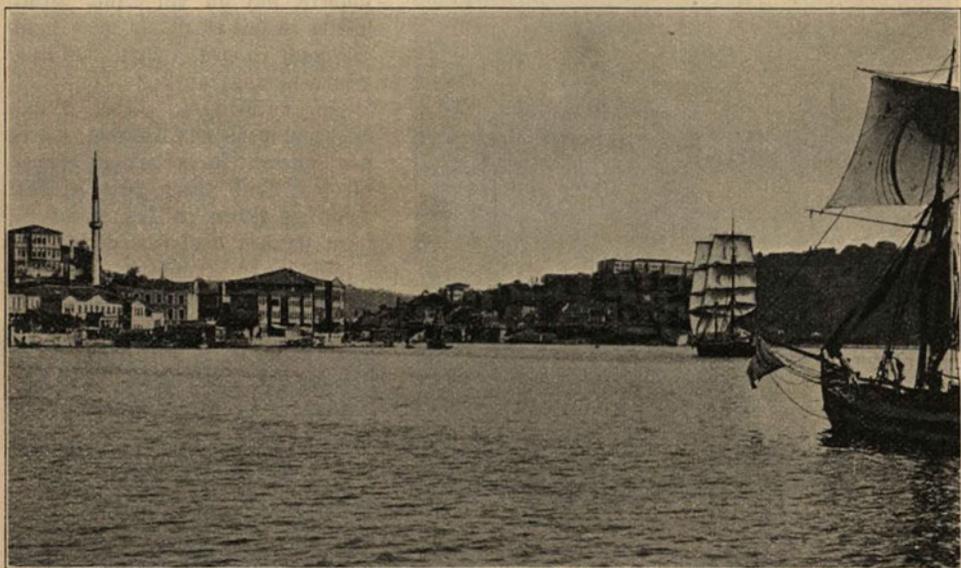
Wir haben es mit unsrer Reisegeellschaft günstig getroffen; außer dem Kapitän und dem Schiffsarzt sind nur noch die beiden amerikanischen Diakonissen, die uns vor einigen Tagen in Bebel besuchten, und ein katholischer Erzbischof aus Kurdistan unsere Reisegefährten. Die beiden Schwestern sind ihrem Bekenntnis nach Menmoniten. Sie hatten in Amerika unter

Deutschen und Amerikanern schon viel für die Armenier arbeiten können. Die älteste, Schwester G., von Geburt Schweizerin, wurde um der Entschiedenheit ihres Auftretens willen aus ihrer laugewordenen Kirche hinausgedrängt, und wurde dann Oberin eines von ihr begründeten Diakonissenmutterhauses. Vom Herrn mit der Gabe der Krankenheilung ausgestattet, hat sie auf diesem Gebiete Wunderbares erleben dürfen. So schenkte der Herr ihrem wahnsinnig gewordenen Vater auf ihr Gebet hin die Gesundheit wieder; vorher noch nicht gläubig, wurde ihm die kurze Zeit, die er

nach seiner geistigen Genesung noch zu leben hatte, so zum Segen, daß er sich vom Herrn ergreifen ließ. Vor ihrer Abreise wurde ihr von einer Freundin ein Vermögen und eine Erbschaft versprochen, wenn sie zu Hause bliebe; sie ist aber dennoch im Glauben ihren Weg gezogen. Die jüngere, Schwester L., ist erst 20 Jahre alt und ein fröhliches Gotteskind. Den ganzen Tag singt sie auf Deck ihre schönen geistlichen Lieder vor sich hin. Anfänglich wußten wir gegenseitig noch nicht recht, wes Geistes Kinder wir waren. Da trafen wir, während wir über die vier Seiten des Evangeliums sprachen (Rechtfertigung, Heiligung, Krankenheilung und Wiederkunft des Herrn), die Schwestern, im Begriff, sich

etwas vorzulesen. Und was war der Titel des Buches?: „The four fold gospel“! Nun reichten wir uns zum zweiten Male die Hand; wenige Worte genügten, um uns erkennen zu lassen, daß wir vier in einem Geiste unsere Arbeit thun wollten. Morgens haben wir mit den Schwestern eine biblische Besprechung über Daniel mit einer sich anschließenden Gebetsvereinigung. Da die Schwestern kein Türkisch verstehen und mit den Sitten des Landes noch gar nicht vertraut sind, haben wir uns entschlossen, sie bis an ihr Ziel zu bringen. Sie reisen nach Hadschin, nördlich von Sis im Antitaurus; das bedeutet für uns allerdings einen Umweg von vier Tagen.

Der dritte Reisegefährte ist ein Erz-



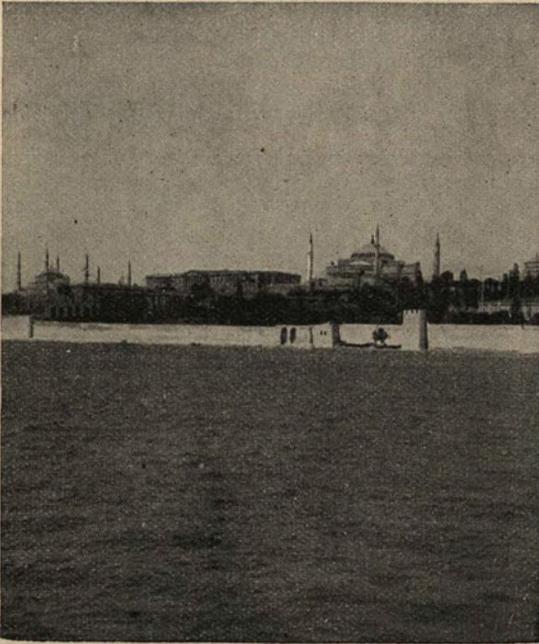
Arnaoutköj am Bosporus (Europa).

Sandıklı am Bosporus (Asien).

bischof der mit Rom unierten chaldäischen Kirche Kurdistans und Mesopotamiens. Er kommt von Rom, wo er lange mit dem Papste verhandelt hat. Auch dieser Kirche ist in der Massakrezeit übel mitgespielt worden: Klöster wurden ausgeraubt und zerstört, wertvolle Peschitomanuskripte von den Kurden verbrannt, ganze Dörfer, selbst dicht in seiner Nähe zwangsweise zum Islam konvertiert. Leider kam ihm meist zu spät die Kunde davon zu Ohren, sonst hätte er Soldatenabteilungen hingefandt, um es zu verhüten. Er ist ein ehrwürdiger Mann und wie mir scheint, ein ernstlicher Christ.

Nachdem wir am Sonntag Abend in Rodosto am Marmarameer und gestern früh an den Dardanellen gelandet, kamen wir gestern nachmittag bei der Insel Lesbos an, der Heimat der Sappho und des Alkaios, dem Paradiese der Sänger, der Heimat der Musik. Spiegelflar war das Wasser, die untergehende Sonne vergoldete die Spitzen des gegenüberliegenden Idagebirges mit seinen homerischen Erinnerungen, und 2½ Stunden lang fuhrten wir an der Küste des bergigen, herrlich bewaldeten Gilandes entlang. Die Gebirgsformen der Insel sind merkwürdig, lauter

hohe, kuppelförmige Berge, denen an der Küste langgestreckte Hügel, sämtlich von gleicher Form, vorgelagert sind. Im Jahre 802 starb hier die Kaiserin Irene in der Verbannung; 1462 wurde die Insel mohammedanisch. Trotzdem aber hat sie sich ihren eigenartigen Charakter zu bewahren gewußt. Es ist den Türken nicht gelungen, ihr den Stempel der Verwüstung aufzuprägen, wie dem gegenüberliegenden asiatischen Ufer.



St. Sofia vom Marmarameer aus gesehen.

Wir gingen im Hafen von Mytilene vor Anker. Die Bevölkerung ist angeessen und macht einen freien, kräftigen Eindruck. Vor der Stadt liegt auf einer Halbinsel auf dem Berge die feste Zitadelle. Natürlich benutzten wir die Zeit zu einem kleinen Ausflug ans Land. Da es jedoch bereits dunkelte, so war nicht viel zu sehen. Die Straßen gaben dasselbe Bild wie die in entlegenen Stadtvierteln Stambuls.

In der Nacht hatten wir ruhige Fahrt und als wir aufwachten, fuhren wir bereits um das Vorgebirge von Smyrna. Bald hoffen wir im Hafen einzulaufen.

Doch ehe wir uns in Smyrna umsehen, wollen wir erst ein wenig den Worten unseres Reisegefährten, des Erzbischofs lauschen.

2. Was der Erzbischof dachte.

Über den Zustand der orientalischen Kirchen dachte er sehr pessimistisch. Als er den Zweck unserer Reise erfahren hatte, erwiderte er:

„Die orientalischen Kirchen können keinen neuen Aufschwung nehmen, ehe nicht die Zustände im Lande von Grund aus umgestaltet werden. Ihr Hilfswerk ist gut und schön, aber dadurch allein werden Sie dem Volke nicht dauernd helfen können. Sie können tausend Missionshäuser bauen und ebensoviele Prediger senden, so lange die Zustände bleiben, wie sie sind, da denkt die Mehrzahl des Volkes nicht an den Himmel, nicht an Christus, sondern nur an ein Stück Brot! Bleibt es wie es ist, so wird man Sie nach einigen Jahren aus dem Lande hinausgrauen.“

Ich antwortete: „Aber, Monseigneur, wenn wir lebendige Christen erziehen, so ist das ein Segen für das Volk, denn jetzt ist das christliche Leben in den orientalischen Kirchen doch sehr gering.“

„Gering?“ erwiderte er, „es giebt überhaupt keins mehr; die Christen des Orients sind keine Christen mehr, sondern eine Horde verzweifelter Menschen! Wo gedenken Sie Ihre Schritte hinzulenken?“

Wir gaben ihm unsere Reiseroute an.

„Das ist recht, daß Sie tiefer ins Land hineingehen. Das größte Elend ist in den östlichen Provinzen. Wozu gehen die Europäer immer nur an die Küste? Wozu nach Beirut? Dort sind die Dominikaner, die Jesuiten, bei denen ich studiert habe, Engländer, Amerikaner, Deutsche u. Wozu das? Bergendung von Geld und Arbeitskraft. Für die Europäer ist's freilich bequemer und sicherer, aber genügt wird dadurch nichts. In den östlichen Provinzen ist einerseits das größte Elend und andererseits die größte Empfänglichkeit. Die Bevölkerung des Westens, besonders in der Nähe von Küste und Eisenbahn, ist roh und verwildert, die des Ostens zwar furchtsam und eingeschüchtert, aber dort findet man noch, wenn auch spärlich, Christen, die diesen Namen verdienen. Sie werden

mir stets willkommen sein, wenn Sie in meine Diöcese kommen. Sehen Sie, Sie sind Protestanten und ich bin Katholik, aber doch reichen wir uns die Bruderhand (dabei reichete er mir herzlich die Hand), denn es ist ein Jesus, durch den allein wir selig werden, und ein Vater, dessen Kinder wir sind. Wenn Sie mich fünfzigmal besucht haben, werde ich Sie fünfzig andermal einladen und Ihnen eine wahrhaft christliche Gastfreundschaft erweisen.“

Als ich ihn nach seiner Kirche fragte, erzählte er, daß die „chaldäische Kirche“ d. h. der mit Rom unierte Zweig der Nestorianer einen Patriarchen von Bagdad als geistliches Oberhaupt hat, welcher aber in Mossul, dem alten Ninive residirt. Dieser hat unter sich 12 Erzbischöfe, von denen jedem wieder einige Bischöfe unterstehen. Es sind im ganzen 150 000 Seelen. Sie haben ihre Riten und ihre syrische Sprache im Gottesdienste behalten.

„Hat Rom Ihnen das bereitwillig gestattet?“

„Das war Roms Pflicht und unser gutes Recht.“

„Wie ist das Verhältnis zu den andern Nestorianern?“

„Es ist gut und friedlich. Weshalb sollten wir uns auch über die Einzelheiten der Lehre streiten? Sehen Sie, das ist der Fehler vieler Protestanten, nicht der Missionare selbst, aber der eingebornen Prediger, daß sie mit andern Christen auf den Basaren, Märkten, in Gegenwart der Mohammedaner über die Lehre streiten. Das ist ein Ärgernis für die Mohammedaner und kein Vorteil für die Gläubigen, wenn über die zwei Naturen Christi oder über andere Lehrpunkte gestritten wird. Gewiß, die Armenier und noch mehr die Jakobiten haben eine wunderbare Lehre in ihrem Monophysitismus, daß sie Christo nur eine Natur beilegen ohne recht zu wissen, welcher Art diese Natur ist, aber ich sage mir immer: „Sie wissen es eben nicht besser, und ihre Stärke liegt auch nicht in der theologischen Lehrformulierung. Warum sie deshalb bekämpfen?“

P. L. erwiderte: „Ja, wir sind nur Pilgrime auf Erden, und eins soll unser Ziel sein, das himmlische Vaterland.“

Darauf der Erzbischof: „Ja, das eine Vaterland, das weder in Deutschland, noch in Chaldäa, noch in Armenien, sondern im

Himmel liegt, das ist unser gemeinsames Ziel; und was uns verbindet, ist das einige Herz des Vaters und das Blut Jesu; das ist der Kern des Christentums; alles andre ist nur Schale. Christum in die Herzen zu pflanzen, das sollte der Hauptzweck der Missionsarbeit sein. Wir sind Chaldäer, Sie Protestanten; aber damit ist nichts geholfen, daß einige Chaldäer Protestanten oder einige Armenier Katholiken werden, sondern das eigentliche Objekt der Mission aller Christen sollte der Islam sein. Wenn die Mission unsere Völker dazu vorbereitet, den Islam zu überwinden, dann soll sie gesegnet sein. Dazu aber hilft das gesprochene Wort allein nicht, auch nicht das gedruckte. Was sagen Sie zu der Praxis einiger eingebornen Evangelisten; sie kommen in ein Haus, sagen: „Guten Tag“, reden über das Wetter oder über die Familie und werfen den Leuten dann beim Fortgehen eine Bibel auf den Tisch? Ist das ein Wunder, wenn eine so gegebene Bibel nicht geachtet wird, sondern auf dem kürzesten Wege in das Feuer wandert? Das heilige Wort sollte man auch als solches behandeln und es nur solchen geben, deren Herz darauf bereitet ist, es zu verstehen. Was sagen Sie ferner dazu, daß man oft für Geld Leute zu Predigern anstellt in Dörfern, wo ihr zweifelhaftes Leben nur zu gut bekannt ist? Die Missionare kennen oft ihre eigenen Leute nicht (in der That oft ein Fehler der amerikanischen Missionare). Es ist allerdings hier im Orient nicht so leicht, sich die nötige Menschenkenntnis zu erwerben, denn man darf dem Orientalen nicht jedes Wort glauben, und Ihr Occidentalen seid gewohnt, den Worten eines Mannes ohne weiteres zu vertrauen. Überhaupt kann weder das gesprochene, noch das gedruckte Wort allein den orientalischen Völkern helfen, sondern in erster Linie das gelebte Wort. Hier im Orient thut ein gutes Beispiel mehr als tausend Predigten. Sehen Sie, ich bin Bischof; wenn ich in meine Diöcese komme, so küßt jeder meine Hand oder meinen Bischofsring; aber ist der Ring der Bischof? Ist es das goldene Kreuz, das wir hier auf der Brust tragen? Ist es unser roter Ornat? Wie, wenn der Ring eine räuberische Hand schmückt, wenn das Kreuz auf einem Herzen voll böser Gedanken

hängt, wenn der böse Blick die Menschen schreckt? Nein, das Leben als Christ, die Frömmigkeit des Herzens, das zu Gott gerichtet ist, das gute Beispiel, das ist des Bischofs Ehre. So ist es auch mit jedem andern Christen. Aber wenn es so weiter geht, wie bis jetzt, so giebt es nach wenigen Jahren keine Christen mehr, an denen Sie arbeiten können. Ganze Ortschaften in den kurdischen Bergen sind zum Islam übergetreten! Ich habe es ihnen gesagt, eine wie große Schande es ist, den Herrn zu verleugnen, und jetzt sind viele wieder umgekehrt. Sie haben viel deshalb zu leiden, aber sie tragen es jetzt mit Geduld. O, in einer Ortschaft ist es sogar geschehen, daß die Priester ohne Scham sich den weißen Turban umbanden und als Muessims auf die Minarets stiegen. Doch was können wir verlangen von einem Volk, das gehezt und zu Boden getreten ist?

Armer Orient! Armes Chaldäa! Die fruchtbaren Ebenen bei Mossul haben einst die vielen Millionen eines weltbeherrschenden Volkes genährt, jetzt liegen sie da als Wüste! Die Deutschen wären in ihrer Ausdauer, in ihrem Fleiß die rechten Männer dazu, um dieses Land zu kolonisieren; sie könnten ein Paradies daraus schaffen! Ich liebe diese Deutschen; ihr Stern ist im Aufgehen im Orient! Sie haben hier eine große Zukunft. Sagen Sie das Ihren Freunden. Verbreiten Sie das in der Presse, wo Sie können! Ehe nicht das Interesse Europas auf diese Länder gelenkt wird — und das kann nur durch Kolonisation geschehen — wird keine Verwaltung nach europäischer Art eingeführt werden können. Ehe das aber geschehen und somit Ruhe und Sicherheit in das Land eingezogen ist, kann die Mission wohl schöne Häuser bauen, wird aber nicht viele Früchte sehen.“

Anmerkung. So sprach der ehrwürdige Erzbischof, während sein Blick oft wie prophetisch in die Ferne gerichtet war. Er konnte ja nicht ahnen, wie bald seine Worte sich ihrer Erfüllung nähern sollten. Ein Jahr später war schon die amtliche deutsche Kommission unter Führung des Generalkonsuls auf der Reise durch Kurdistan und Mesopotamien, um die Länderstrecken eingehend zu studieren, durch welche die deutsche Bahn nach Bagdad gelegt werden soll, die da bestimmt scheint, die alten babylonisch-assyrischen Kulturgebiete deutschem Gewerbestreiß, deutscher Kulturarbeit — vor allem aber auch christlich-deutscher Liebesarbeit zu erschließen.

3. Smyrna.

Mittelländisches Meer. Am Bord des „Saturno“.

8. Dezember 1898.

Smyrna mit seinen 210 000 Einwohnern und seinem blühenden Handel ist nächst Konstantinopel die bedeutendste Stadt der Türkei. Die Mohammedaner nennen es die Ciaurstadt, weil nur 52 000, also kaum $\frac{1}{4}$ der Bewohner Mohammedaner sind.

Es war den ganzen Tag heißes Sommerwetter. Wir hatten vor, vor allem das Waisenhaus der Kaiserswerther Diakonissen zu besuchen und beratschlagten gerade, wie wir wohl den Weg dorthin finden würden, da sahen wir am Quai die Schwester Henriette, die Leiterin des Waisenhauses stehen, die uns erwartete. Sie kam sofort aufs Schiff und geleitete uns in das Waisenhaus, wo wir liebreich von den Schwestern empfangen wurden. Die Stadt machte einen sehr sauberen Eindruck; alle Straßen sind zwar schmal, aber sauber und mit großen viereckigen Quadersteinen regelmäßig gepflastert. Die Häuser des Frankenviertels massiv, weiß mit grünen Fensterläden. Die breite, ganz europäisch angelegte Straße am Quai besitzt sogar eine Pferdebahn.

Wie groß sind doch die Verheißungen, die der Herr der Gemeinde von Smyrna Offb. Joh. 2, 8—11 gegeben hat, und es scheint, daß dieselben in Erfüllung gegangen sind. Die Christengemeinde der Stadt ist blühend und weist eine große Fülle von Liebeswerken auf; abgesehen von der Menge katholischer und griechischer Gemeinden, Anstalten und Orden, bestehen hier vier evangelische Gemeinden, eine griechische, eine armenische, eine deutsche und eine englische, und alle haben ihre schönen, musterhaft eingerichteten Missionschulen. Auch die gregorianischen Armenier besitzen eine gut geleitete höhere Töchterschule in stattlichem Gebäude.

Das deutsche Diakonissen-(Waisen-)Haus liegt in einer engen Straße. Es besteht aus zwei Häusern, die durch einen schönen Garten mit einer riesigen Palme von einander getrennt sind. Das eine ist das Waisenhaus für armenische Kinder, das andere die Tageschule. Beides ist ganz von einander geschieden, nicht nur räumlich, sondern auch in Bezug auf die dabei be-



Smyna und der Pagusberg.

schäftigten Schwestern, auf Einrichtung und Verwaltung, während bei uns in Bebel ja beides mit einander verbunden ist. Das Entree ist eine große, von Marmorsäulen getragene, mit Granit gepflasterte Halle, wie überhaupt sämtliche Zimmer und Gänge mit Marmor oder Mosaikboden gepflastert sind; auch sind die Treppen aus Marmor. Da ist es natürlich leichter, alles sauber zu halten, als bei unsern alten brettergeflückten Fußböden in Bebel. Die Fenster sind mindestens 8—9 Fuß hoch und $1\frac{1}{2}$ m breit. Die Zimmer münden auf hohe, luftige Korridore. Die Klassen dagegen haben ihren Ausgang auf einen zum Teil mit Glas überdeckten, mosaikgeplasterten und mit Palmen bepflanzten Hof. Man merkt dem ganzen Hause an, daß es von einem sehr geschickten Baumeister eigens zu dem Zweck gebaut ist, zu dem es jetzt dient.

Die Kinder machen ebenso wie in Bebel alle Hausarbeiten, und zwar werden dieselben in halbjährigem Turnus verteilt; einzelne Kinder werden außerdem noch ganz besonders zum Kochen, Nähen oder Bügeln angeleitet. Die Klassendisziplin ist überall musterhaft. Die Kinder machen wie in deutschen Volksschulen alle Bewegungen gleichzeitig oder sitzen regungslos mit gefalteten Händen da. Die Verhältnisse liegen hier allerdings auch sehr günstig; einmal das so übersichtlich gebaute Haus, das eine einheitliche Leitung bedeutend erleichtert, und dann vor allem die 14 deutschen, gut vorgebildeten Schwestern. In Bebel galt es, sich die Helferkräfte meist erst für ihre Aufgabe heranzubilden, und die Aufsicht wurde durch das ursprünglich zu ganz anderen Zwecken gebaute, sechsstöckige, winkelige Holzhaus sehr erschwert.

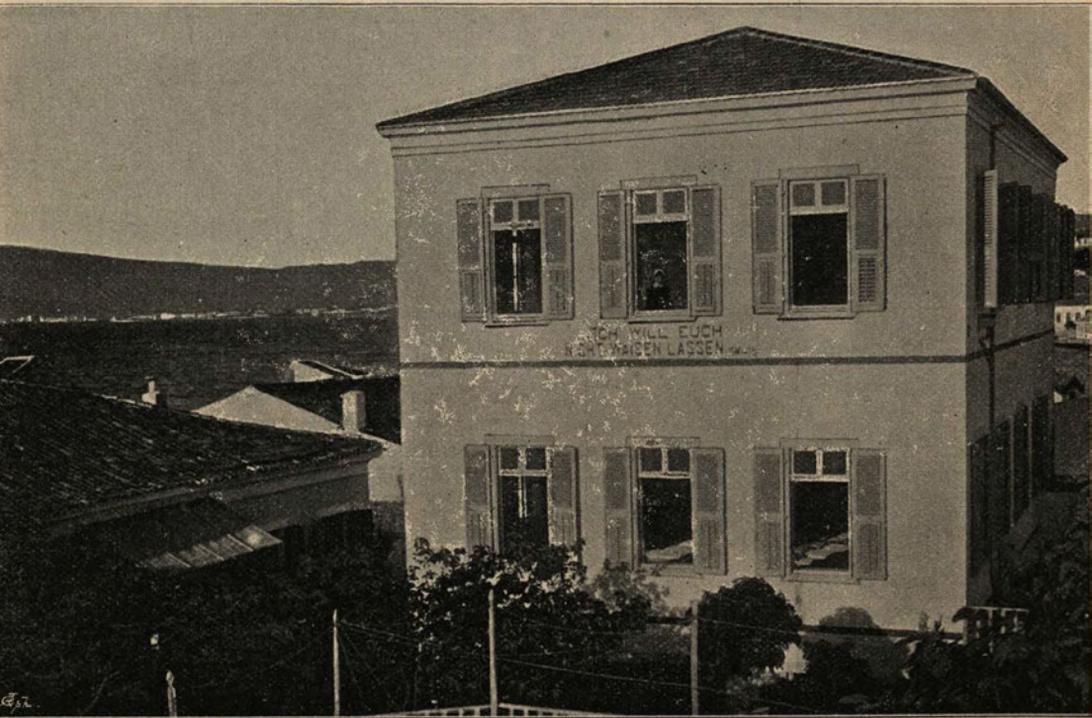
Eine große Freude war es mir, in der einen Klasse, nachdem ich eine kurze, biblische Ansprache an die Kinder gehalten, zwei Töchter des als Märtyrer in Urfa vor drei Jahren heimgegangenen Pastors Hagop Abuhajation begrüßen zu können. Die älteste Schwester ist in Urfa verheiratet, und der Sohn ist auf dem Paulus-College in Tarsus. Da wir, so Gott will, diese beiden Orte im Verlaufe unserer Reise berühren werden, so nahmen wir natürlich

gerne Grüße der Kinder an ihre Geschwister mit. Beide machten einen sehr lieben, wohlherzogenen Eindruck.

In Bezug auf das Verhalten gegenüber der gregorianischen Kirche haben die Schwestern dieselbe Praxis befolgt, wie wir; nur besteht der Unterschied, daß sie hier unter ihren 115 Waisenkindern wohl nur 7—10 gregorianische haben, während diese bei uns die Mehrzahl bilden. Die Schwe-

stern haben von Anfang an fast ausschließlich evangelische Kinder aufgenommen und wurden Pastorenkinder in erster Linie berücksichtigt.

Der Geist, der im Hause herrschte, machte uns den Aufenthalt daselbst zu einer Erquickung; es ist die rechte Verbindung von warmer Liebe und strammer Zucht, von fröhlichem Sinn und heiligem Ernst. Besonders die leitende Schwester S. hat in



Das deutsche Diakonissen-(Waisen-)Haus.
(Mit Erlaubnis der Diakonissenanstalt Kaiserwerth.)

ihrem ganzen Auftreten gerade die Art, die das für eine solche Anstalt so nötige gedeihliche Zusammenwirken aller helfenden Kräfte zu verbürgen scheint.

Vom Waisenhaus aus besuchten wir den amerikanischen Missionar Mac Naughton und seine Schule, die ebenfalls gute Resultate aufzuweisen hatte, wenn auch der Unterrichtsbetrieb nicht die preußische Disziplin zeigt, sondern mehr, wie hier im Orient allgemein üblich, einen familiären und persönlichen Charakter aufweist. Sodann wollten wir den griechischen Pastor besuchen, trafen jedoch nur seine Frau da-

heim. Das Zimmer war geschmückt mit griechischen Bibelsprüchen über die Wiederkunft Christi. Diese griechische evangelische Gemeinde ist gewiß in erster Linie berufen das Erbe der biblischen Gemeinde von Smyrna anzutreten; ist doch die griechische Bevölkerung die zahlreichste der ganzen Stadt. Die Frau erzählte uns, wie der Vater ihres Mannes den Heiland gefunden hatte. Er besuchte eine griechische Schule in Macedonien. Als er 14 Jahre alt war, wurde ihm gelegentlich des Religionsunterrichts eines frommen Lehrers die Frage wichtig: „Was muß ich thun, daß ich selig

werde?“ Er wandte sich an den Lehrer und später auf dessen Rat an den Bischof. Aber beide hatten nur eine Auskunft für ihn. Man wies ihn hin auf seine Taufe, die Messe, Fasten, Beten, Almosen geben. Ist es doch der grundlegende Irrtum der orientalischen, wie auch der katholischen Kirche, daß sie das ganze Heilswerk Gottes am Menschen in die Sakramente zusammendrängen, im Orient besonders in das Taufsakrament, so daß außerhalb des Sakramentsempfangs das religiöse Leben des Christen nur noch aus eigenen Werken bestehen kann;

hat doch der Glaube, da die Wirkung der Sakramente und somit der Heilsempfang als von ihm unabhängig behauptet wird, bei ihnen gar keine praktische Bedeutung mehr! Das ist eigentlich die tiefste Wurzel aller Werkheiligkeit. Der Jüngling that alles, was ihm geraten war; aber immer mußte er wieder bekennen: „Es hat mir nichts geholfen, denn ich bin ebensowenig selig, wie zuvor!“ Da bekam er eine Bibel in die Hand und las darin eine Stelle über den Glauben an Jesum Christum und beschloß diesen Weg zu versuchen. Er ging nun nicht



Armenische Waisen. (Mit Erlaubnis der Diakonissenanstalt Kaiserswerth.)

mehr zu Menschen um Rat, sondern zu dem, des Name heißet: Rat, Kraft, Geld, und siehe, da wurde er selig, und so selig, daß alles andre, Geld, Vergnügen, Ehre vor Menschen, ihm keine Freude mehr machte. Kurz darauf las er Joh. 3, und es kam ihm die Erkenntnis: „Was ich jetzt erlebt habe, das muß wohl die Wiedergeburt sein!“ So hat Gott ihm ganz in der Stille, ohne menschliche Leitung, nur durch sein Wort, zur Wiedergeburt verholfen!

Von hier machten wir einen Auszug zum Grabe Polykarps, des Bischofs von Smyrna und Schülers des Johannes,

der auch für seinen Heiland den Märtyrertod erleiden durfte. Dieses Grab liegt auf dem höchsten Berge bei der Stadt und gilt jetzt als mohammedanisches Heiligtum! Ein grüner Turban ist auf dem Grabmal befestigt, der mohammedanische Mueslim des damit verbundenen kleinen Minarets muß einem die Pforte zum Grabe aufschließen, wofür er seinen Bakschisch erhält. Welch ein Symptom der Erniedrigung des Christentums in diesem Lande!

Hier oben hat die alte Stadt gelegen, Polykarps Grab war mitten darin; jetzt ist dort nur das schmutzige türkische Stadt-

viertel, der Stadtteil der „herrschenden Nation“. Wir genossen eine köstliche Aussicht; tief unten zu unsern Füßen lag die neue Stadt an dem herrlichen weiten Meerbusen, umgeben von hohen Bergen. Dasselbe Landschaftsbild hat einst der Apostel Johannes gesehen, als er die Stadt besuchte, um ihr Jesu Sendschreiben (Offb. Joh. 2) zu überbringen.

Als wir, begleitet von Schwester Belina, einer bekehrten Israelitin und ehemaligen Schülerin der schottischen Mission in Konstantinopel, wieder an Bord kamen, hatten wir einen merkwürdigen Anblick. In einem kleinen türkischen Dampfer neben uns waren auf dem Hinterdeck 15 mit Ketten gefesselte Mörder (3 Griechen und 12 Türken) unter Aufsicht eines Soldaten. Ähnlich ist gewiß einst auch der Apostel Paulus von Asien nach Rom transportiert worden. Diese Leute aber schienen an den Ernst ihrer Lage wenig zu denken; sie lachten und scherzten mit den andern Passagieren, sich in Behaglichkeit Cigaretten drehend von dem Tabak, den ihnen jemand aus Barmherzigkeit geschenkt hatte; und doch gingen sie einem langsamen und schrecklichen Tode in einem unterirdischen Kerker entgegen. Ein sprechendes Bild vom Treiben der Welt, die lachend und scherzend in den Abgrund des zweiten Todes hinabtaumelt; wie um uns diesen Eindruck zu bestätigen, klangen vom Ufer her die Töne der Tanzmusik und wir sahen in einem Vergnügungsorte lokale die Paare in schwindelndem Reigen sich drehen bis in den späten Abend, wo wir abfuhrten. Das Meer aber mit seinem unergründlichen Inhalt lag schwarz und schweigend da. „Die Gottlosen sind wie das Meer, das Rot und Unflut auswirft. Wer aber auf des Herrn Gebote merkt, des Friede wird sein wie ein Wasserstrom und seine Gerechtigkeit wie Meereswellen!“

4. Von Smyrna bis Mersina.

Am nächsten Vormittag passierten wir bei klarem blauen Himmel die Insel Kos und den Galikarnaß. „Die Erde ist mein und was darinnen ist“ so spricht der Herr in einem Abschnitt, den ich gerade angesichts dieser Gegenden las, auch diese klassischen Felsen mit ihren von tiefen Schluchten zerklüfteten Ufern. Ruhig zog

das Schiff seine Bahn. Schon Homer und die griechischen Helden sind hier gefahren an diesen Felsen vorüber, aber die Kolonisation der alten Dorer könnte füglich von neuem beginnen, so verödet und kah! ist alles.

Auf dem Decke auf und ab wandelnd hatten wir wieder manches interessante Gespräch mit unserem Freunde, dem Erzbischof.

Eine große Freude war es ihm gewesen, oben in seinen kurdischen Bergen eine Schar von jungen Männern zu einem Vereine zusammenzuschließen, die sich abends unter Gesang, Gebet und Besprechung der Katechismuslehre bei ihm versammelten. Aber die Regierung, selbst dahinter revolutionäre Bestrebungen witternd, verbot ihm den Verein, und so mußte er ihn auflösen.

Von zwei Mitgliedern dieses Vereins berichtete er uns folgendes:

Einem von ihnen wurden in der Verfolgungszeit, als er in einem entfernteren Dorfe gefangen genommen worden war, glühende Eisen von beiden Seiten langsam durch die Brust gestoßen. Er aber rief dabei immerfort bis zu seinem letzten Atemzuge: „Jesus, Jesus, Jesus!“

Anderß ging es leider mit dem zweiten, den der Erzbischof immer ganz besonders unterstützt hatte. Sein ganzes Heimatdorf war zerstört und er allein war noch übrig. In seiner Verzweiflung rief er aus: „Die Erde gehört jetzt nicht mehr Christo, sondern Mohammed“ und — wurde Mohammedaner!

Einer jungen Frau in einem nestorianischen Gebirgsdorfe zog man alle Kleider aus und zwang sie, so durch die Straßen zu laufen. Dann fragte man sie: „Willst du nun den Islam annehmen?“ „Nein.“ Da trieb man sie in diesem Zustande in die kalten Berge. Als sie nach zwei Tagen halb erfroren zurückgeholt wurde, wiederholte man die Frage. Auf ihr abermaliges „Nein“ riß man ihr die Brüste ab. „Willst du nun Christo fluchen?“ „Niemals!“ Da riß man vor ihren Augen ihr Kind in Stücke, und als sie sich noch weigerte, auch sie selbst! Zu solcher Wollust der Grausamkeit steigerte sich der Fanatismus in dieser aufgeregten Zeit.

Doch der Herr schenkte es ihm auch einmal, daß er einen Mohammedaner zu

Jesu weisen durfte. Ein junger türkischer Arzt kam eines Tages zu ihm mit dem Wunsch, Französisch zu lernen; er wollte dafür die Kranken der Gemeinde umsonst pflegen. Als Lehrbuch wurde ein Büchlein mit moralischen Erzählungen genommen. Nach einiger Zeit fragt der Arzt: „Wie kommt es nur, daß die Menschen, von denen wir hier lesen, so ganz anders, wie wir, selbstlos und uneigennützig handeln? Aus welcher Quelle fließt das?“ „Aus dem Evangelium,“ war die Antwort. „Ach, daher kommt es, daß eure Kinder so viel lieber und höflicher sind und keine schmutzigen Worte sagen!“ Wenige Tage darauf bat er um das Evangelium. Der Bischof machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich dadurch von seiner ganzen Familie lossage und sich in Lebensgefahr stürze. Er aber beharrte auf seiner Bitte. So wurde von da an das französische Neue Testament als französisches Lehrbuch benutzt. Das Resultat war, daß der Arzt nach einiger Zeit durch den Patriarchen in Mossul getauft wurde. Kurze Zeit später mußte er aber nach Marseille fliehen, wo er noch als Arzt lebt.

Welch ein merkwürdiges Gemisch von Schlaueit und Unwissenheit manche Türken, selbst der besseren Gesellschaftsschichten, an den Tag legen, zeigte sich in einem Gespräch des Erzbischofs mit einem höheren türkischen Beamten. Dieser, ein bitterer Feind des Christentums, war dem Bischof bisher geflissentlich ausgewichen. Einmal aber konnte er ihn doch nicht ungehen, sondern mußte ihn grüßen. Da entspann sich folgendes Gespräch.

Der Türke: „Monseigneur, ich hörte, daß Sie ein frommer und gelehrter Mann seien; ich will dies glauben, wenn Sie mir eine Frage beantworten. Wo ist das wahre Evangelium?“ „In der Bibel“ erwiderte der Bischof. „Wie dann aber die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten? Nein, der Papst hat damals gesagt: „„Lieben Kinder, laßt uns das rechte Evangelium verstecken und der Welt ein falsches zeigen.““ Das wollten die Protestanten sich nicht gefallen lassen, daher die Spaltung.“ „Weshalb sollte der Papst das gethan haben?“ fragte der Bischof. „Ja, sehen Sie, das ist das Geheimnis: in dem rechten stand der Name Mohammeds, den hat der Papst ausgelöscht! Daher hat das prote-

stantische Deutschland, sein Kaiser an der Spitze, so viel Verständnis und Sympathie für den Islam!“ (!!) Das ist mohammedanische Weisheit!

Eine andere Scene. Der Erzbischof ist beim Wali von B. zum Kaffee. Der Wali hat vor sich eine europäische Zeitung, worin geschrieben steht, daß die mohammedanischen Truppen ohne Lärm und ohne jede Grausamkeit in eine eroberte griechische Stadt eingezogen sind. Er sagt deshalb zu dem Bischof: „Wie machen es aber eure Truppen, die der christlichen Mächte, in solchem Fall? Mit Pauken, Trompeten und Plünderung ziehen sie ein. Ja, Mohammed ist groß und keine Religion ist dem Islam gleich!“ Doch da erhebt ein anderer, neben ihm sitzender vornehmer Türke, der bis dahin geschwiegen, seine Stimme und sagt: „Ja, Mohammed ist groß! Unsere Soldaten haben nämlich geköpft, gefengt, gewürgt, vergewaltigt, aber Mohammed hat den europäischen Zeitungen den Mund gestopft! Groß ist Mohammed!“

Der Bischof und ich hatten auch ein längeres Gespräch mit einem türkischen Beamten, der als Adjutant zu dem Wali von Rhodos reiste, jenem grausamen Christenverfolger, der sogar einen österreichischen Kapitän genötigt hatte, die auf seinem Schiffe befindlichen Armenier auszuliefern und dieselben noch in der Barke vor den Augen der Passagiere töten und ins Meer versenken ließ. Auch dieser Beamte, ein Freigeist aus Albanien, zeigte sich als enragierter Gegner des Christentums. Er fragte mich, was ich sei, und als er hörte, daß ich Pastor bin, fing er sofort an, die Dreieinigkeit, die Wunder, die Auferstehung des Leibes u. s. w. zu bekämpfen. Der Erzbischof gesellte sich zu uns, und so entstand eine stundenlange Disputation. Natürlich standen der Bischof und ich zusammen und ließen keine konfessionellen Differenzen dabei aufkommen. Ja, wenn der Türke, der Philosophie und Kirchengeschichte genau studiert hatte, nach dem Grundsatz: divide et impera verfahren wollte, indem er bald eine evangelische, bald eine katholische Lehre angriff, so halfen wir beide uns so gut wir eben konnten. Zum Schluß konnte ich den Türken noch auffordern, wenn er die Wahrheit erkennen wolle, das Wort des Herrn zu befolgen: „So jemand will des Willen thun, der wird inne werden,

ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede!“

Abends kamen wir nach Rhodos, wo wir einige Stunden hielten. Ein Schwarm von Händlern mit Perlmutterfischen, die in der dortigen Strafanstalt angefertigt werden, und mit Mandarinen stürzte sich an Bord.

Da die Sonne bereits untergegangen, konnten wir von der amphitheatralisch gebauten Stadt nicht mehr viel sehen außer den Hunderten von Palmen, die das Ufer schmückten.

Wir verließen nun das Ägäische Meer und kamen in das Mittelländische. Die Temperatur stieg in auffallender Weise. Nach 8 Uhr wurde es furchtbar heiß, wir suchten nach dem Abendbrot sehen etwas Kühlung, aber es war auf Deck fast ebenso heiß als in der Kajüte. Wir wurden jedoch durch einen herrlichen Anblick entschädigt. Das Meer war klar wie ein Spiegel und alle Sterne waren genau darin zu sehen. Dazu kam noch ein herrliches Meeresleuchten. Alle Wellen, die das Schiff aufwühlte, leuchteten wie elektrisch auf. Es war, als ob ein Funke durch jede Welle hindurchzog und sie von hinten nach vorne in Brand setzte. Daneben waren seitwärts des Schiffes Tausende von glühend leuchtenden kleinen Fischen und auch von größeren leuchtenden Sectieren zu sehen. Die leuchtende Spur, die das Schiff zurückließ, blieb noch in weiter Ferne sichtbar.

Möchte doch jeder gläubige Christ solche leuchtende Spuren hinter sich zurücklassen, wo er geht und steht, damit andre, die noch in der Finsternis sind, sich an dieser Spur zurechtfinden.

Heute morgen war schöne, frische Luft. Links sah man die hohen, schneebedeckten Berge Asiens, die bei der Bucht von Attalia mehr zurücktraten. In Attalia ist jetzt kürzlich eine Moschee niedergebrannt, hinter

dem abgefallenen Kalf aber hat man lauter christliche Bilder gefunden.

Das Meer war diesen Tag etwas unruhig; mit dem Lustwandeln auf Deck hatte es seine Schwierigkeiten. Der Bischof erzählte uns von seiner Audienz beim Papste. Dieser habe ihm besonders von der „Wiedervereinigung“ der christlichen Kirchen (natürlich unter Roms Krummstab!) gesprochen und habe dabei geweint wie ein kleines Kind! Er habe den Papst viel kräftiger gefunden als er geglaubt hätte.

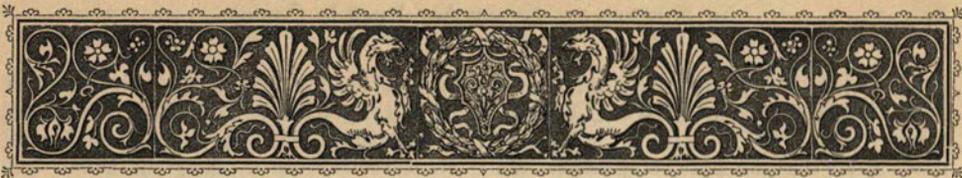
Unsere Tischgesellschaft trägt nach wie vor einen vorwiegend geistlichen Charakter; denn auch die in Smyrna neu hinzugekommenen Passagiere sind Missionsleute; es ist die Frau des Missionars D. Christie aus Tarsus mit ihren beiden Kindern, die über ein Jahr in Amerika gewesen ist, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken. Der Kapitän meinte heute bei Tisch, wir hätten deshalb so schönes Wetter, weil er so viele geistliche Leute an Bord habe; er habe noch nie in dieser Jahreszeit solches Wetter hier gehabt. Der deutsche Schiffsarzt war anfänglich ein ganz ungläubiger Mann. Mit Gottes Hülfe aber brachte Br. L. ihn doch dahin, daß er ihm sein ganzes Herz ausschüttete mit all' seiner Sehnsucht nach Frieden und nach dem lebendigen Gott. Er versprach dann fleißig in dem Neuen Testament zu lesen, das Br. L. ihm schenkte.

9. Dezember 1898.

Die letzte Nacht war sehr unruhig; man wurde im Bette hin und her geworfen; dennoch habe ich geschlafen, wenn auch sehr nervös. Unser armer Georgios aber, unser griechischer Diener, war die ganze Nacht hindurch sekrank. Jedenfalls sind wir bei der immer noch unruhigen See froh, wenn wir erst am Ziele sind.

Soeben kommt Mersina, die Hafenstadt Ciliciens in Sicht. Es ist 8 Uhr morgens.





Zweites Kapitel.

Im Cilicien, der Heimat des Apostels Paulus.

1. Tarsus.

13. Dezember 1898.

Der ehrwürdige D. Christie kam selbst an Bord, und nachdem wir herzlichen Abschied genommen von unseren neuen Freunden auf dem Schiffe, folgten wir ihm. Das Landen war bei der hochgehenden See nicht so leicht. Die Zollangelegenheiten wurden uns durch einen syrischen Lehrer aus Dr. Christies Schule auf die schnellste Weise besorgt. Dann besichtigten wir die Schule des Missionars D. Dodds in Mersina. Alle Kinder sahen schmutzig und zerlumpt aus. Sie gehören nämlich meistens dem heruntergekommenen Volke der Ansarijes an. Diese sind Nachkommen der sogenannten „hethitischen“ Urbevölkerung Kleinasiens und Palästinas, stammverwandt mit den Summeriern, den Vorgängern der Babylonier und Assyrer, mit den Chaldern, den Vorgängern der Armenier, den Pelasgern Griechenlands und den Kananitern Palästinas, ja, manche behaupten, auch mit den alten Etruskern Italiens. Ihre Gesichtsfarbe ist gelb, das bald braunrötliche, bald schwarze Haar hängt in glatten Strähnen herunter, die Backenknochen stehen etwas vor. Ihre Religion ist ein eigenartiges Gemisch von uraltem Heidentum, Baaldienst, Manichäismus und einigen mohammedanischen Formen. Ihre Sprache ist das Arabische.

Unser Mittagessen nahmen wir im Hotel ein und besuchten dann die hier ansässige deutsche Familie Frank; Herr Frank

hatte schon die Seereise mit uns gemacht; er ist der Bruder des ersten Dragomans des deutschen Generalkonsulats in Konstantinopel. Wir wurden in der Familie sehr liebenswürdig aufgenommen. Die Wohnung ist ein echtes tropisches Kolonistenheim. Lange hatten wir nicht Zeit, mußten daher gleich wieder aufbrechen. Es ist hier Tropenklima, die Hitze noch ebenso stark wie vor 6 Wochen, als der Kaiser in Syrien weilte. Die Apfelsinen wachsen überall wild. Palmengruppen vor den Häusern, unter denen sich Kamele lagern, geben ein malerisches Bild. Leider ist alles furchtbar verbrannt und staubig, denn es hat seit 8 Monaten keinen Tropfen geregnet. Um 1 Uhr fuhren wir die 27 km mit der Bahn von Mersina hier her nach Tarsus.

Es giebt wohl wenige solche Eisenbahnen, von denen aus man wie hier in der Gluthitze des Dezembers Kamele zwischen Ruinen weiden sieht, im Hintergrunde Schneeberge. Am Bahnhof von Tarsus standen Hunderte von jüngeren und älteren Männern im Fes mit ihrem bis auf die Knöchel reichenden hemdartigen Gewand und europäischen Rock darüber. Sie warteten auf uns, um uns zu begrüßen. Es war die zahlreiche Deputation der evangelischen Gemeinde und der evangelischen Schulen von Tarsus. Jeder wollte uns die Hand reichen und alle hießen uns auf türkisch willkommen. Dann ging es in Droschken nach dem Missionshause, oder richtiger dem St. Pauls College. Die

Anstaltsräume sind sauber, lustig und praktisch gebaut. D. Christie hat die Häuser zum Teil mit seinen Zöglingen selbst nach eigenem Plan aufgeführt. Er ist ein Original; ein alter Mann mit weißem Bart, aber fröhlich und vergnügt, wie ein Jüngling. Derselbe fröhliche Geist herrscht auch unter den Jünglingen des Gymnasiums. Es ist aber nicht lediglich natürliche Fröhlichkeit, sondern man fühlt sofort etwas von der Herzenswärme der

Fröhlichkeit hindurch, von der Paulus Phil. 4, 4 redet. Denn der ehrwürdige Anstaltsvater, Direktor und Baumeister ist ein lebendiger Christ, ganz ein Mann des vierfachen Evangeliums, zugleich aber Sprachforscher, Astronom, Professor der Philosophie, Litterarhistoriker, Prediger, Evangelist und liebenswürdiger Gesellschafter. Er hatte über ein Jahr seine Frau und seine Kinder nicht gesehen, und darum that es mir leid, daß er den ganzen



Volkstypen in Mesina.

Tag nicht einen Augenblick mit ihnen allein sein konnte, aber sie alle ließen sich durch diese Entbehrung nichts von ihrer Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit nehmen. Nachdem wir durch alle Räume hindurchgeführt waren, kamen wir in die Aula, wo sich inzwischen die ganze Anstalt versammelt hatte. Br. L., ich und Schwester G. hielten Ansprachen. Dann fangen die beiden Schwestern noch ein liebliches geistliches Duett. Es kam mir so recht von Herzen, der jungen hoffnungsreichen Schar in

Pauli alter Stadt Pauli Worte Phil. 4, 4 zuzurufen. D. Christie, der das Deutsche vorzüglich beherrscht, dolmetschte. Am Abend war eine Versammlung in der evangelischen „Kirche“, wo ich über Joh. 3, 16 predigte. Mit großer Bewegung meines Herzens sprach ich zu der Gemeinde von Tarsus. Der Kirchensaal war ganz gefüllt, und die Leute nahmen einem das Wort von den Lippen; man spürt, daß ein Hunger da ist nach dem Worte des Lebens. Aber was für einen gottesdienstlichen Raum hat

diese Gemeinde! Auf einer nicht ohne Gefahr zu passierenden hühnersteigen-artigen Treppe gelangt man auf eine Art Veranda, auf der die Überschuhe abgestellt werden. Von hier ist der Eingang in den über einem Stalle gebauten „Saal“. Derselbe ist so niedrig, daß ich nur eben noch aufrecht darin stehen konnte, und so leicht gebaut, daß er bei jedem Schritte zittert. In den Fenstern fehlt zum Teil das Glas, weil die Türken mit Steinen die Fenster eingeworfen haben und die Gemeinde zu arm ist, um es immer wieder zu erneuern. 3—400 Menschen mochten sich wohl in diesem Raume zusammengedrängt haben. Ist es nicht eigentlich eine Schande für die Christenheit des Abendlandes, daß sie

der Diasporagemeinde in der Geburtsstadt ihres größten Apostels einen solchen gottesdienstlichen Raum beläßt? Sollten sich nicht Brüder und Schwestern finden, die sich bereit machen ließen, der Gemeinde von Tarsus zu einem ordentlichen Gotteshause zu verhelfen?*) Vielen der Zuhörer merkte man es an, daß sie manches um Jesu willen erduldet hatten. Da waren etliche mit Narben im Gesicht, andere mit verstümmelten Gliedmaßen; sie waren zur Zeit der Blutbäder in den nördlicheren oder östlicheren Gebieten auf Arbeit gewesen und hatten da auch Anteil bekommen an den Leiden ihrer Volksgenossen.

In Tarsus selbst wäre im Dezember 1895 auch beinahe ein Blutbad ausge-



Tarsus und das Paulus-College.

brochen. Banden bewaffneter Mohammedaner durchzogen die Stadt und hatten gerade angefangen, einige Läden zu plündern und zwei Armenier getötet, als der Mutesfarif von Mersina, Rasim Bey, zugleich mit dem Kaimakam (Landrat) von Tarsus, dem Musfi und einigen vornehmen Armeniern den Aufruhr unterdrückten und die Schuldigen arretierten.

Am Sonnabend den 10. Dezember war ein herrlicher Morgen; die aufgehende Sonne vergoldete die riesigen Kaktusgebüsche

und gelbgeränderten Agaven, die hier die Einfassung der Gärten und Wege bilden; es war nicht so heiß, als am Tage zuvor. Wir konnten an diesem Tage einen Blick thun in das Anstaltsleben hier im Paulus College. In der Morgenandacht wurde in englischer Sprache gesungen und der Schriftabschnitt gelesen, dagegen in türkischer, als der Muttersprache der Armenier dieser

*) Herr P. Vohmann in Frankfurt a. M. Grüneburgweg 147 wird gern Gaben zu diesem Zwecke entgegennehmen.

Gegenden, gebetet. Darauf fand das regelmäßige „Sonnabendexercitium“ vor versammeltem Colleg statt. Die jungen Leute sagten längere Deklamationen in englisch, französisch, türkisch, armenisch, arabisch her, welche sie in der letzten Woche gelernt hatten. Alle thaten es mit großer Beredsamkeit, lebendigem Ausdruck und lebhafter Gesticulation; eine gute oratorische Übung. Die Schüler werden durch dieses Verfahren ungemein angepornt. Man sah es den Andern an, mit welcher Spannung sie die Leistungen ihrer Kameraden verfolgten. Sodann sangen alle nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles“ ein

hübsches Lied, welches die Geschichte von Tarsus an der Hand der Namen: Sardana-pal, Alexander der Große, Paulus und Paulus College in ansprechenden Reimen enthält.

Nach diesem Exercitium mußten wir wieder nach Mersina fahren, um Herrn Frank und den deutschen Konsul zu sehen. Eine Eigentümlichkeit ist es hier, daß man bei jeder Fahrt mit der Bahn einem Bahnbeamten seine Visitenkarte geben muß! Man stelle sich einmal vor, diese Praxis würde in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße geübt! Die Bahn fährt mit Sekundärbahngeschwindigkeit. Die Wagen



Tarsus mit der Pauluskirche.

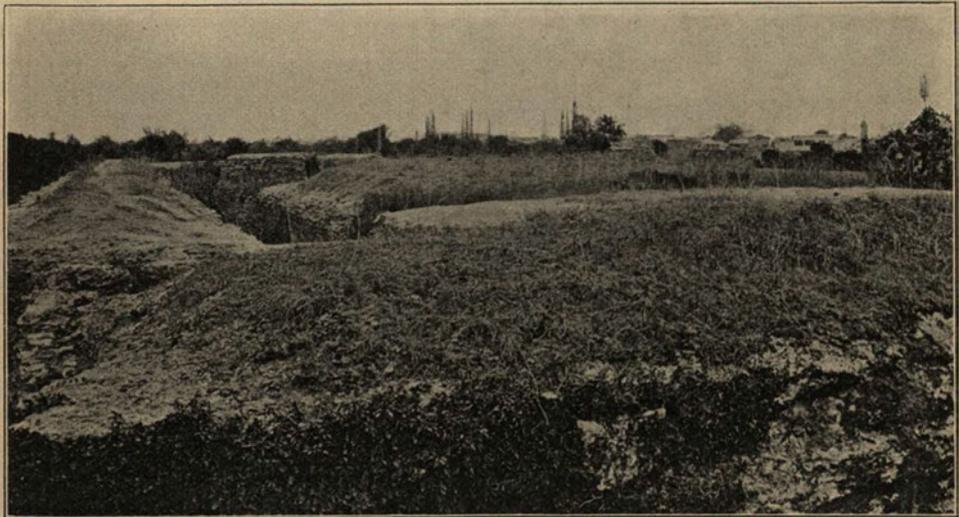
sind eng und klein und rütteln mächtig. Die Verkehrssprache ist französisch, obwohl eine englische Gesellschaft die Verwaltung hat. Die höflichen Bahnbeamten sind Armenier. Ich hatte Muße, über das Erlebte nachzudenken. Das College hier ist bei der denkbar größten Einfachheit (die Betten sind auf selbstzusammengenagelten Holzpritschen ausgebreitet, als Klassen dienen die kleinen Stuben der Lehrer, auch der Salon und Frau D. Christies Stube; das zweite Haus haben die Knaben selbst gebaut ohne Handwerker) doch eine Musteranstalt. Trotz allem reichhaltigen Unterrichtsprogramm steht die Gewinnung der Seelen für Jesum durchaus im Mittelpunkt. D. Christie und seine Frau in ihrer stets fröhlichen, frischen Art, lassen

den Knaben möglichste Freiheit innerhalb bestimmter Grenzen, gestatten aber kein schlechtes Buch, und jedes schlechte, schmutzige Wort wird streng bestraft. Die Zöglinge stehen im Alter von 14—30 Jahren und sind aus ganz verschiedenen Verhältnissen. Der Herr aber hat Wunderbares gethan; über die Hälfte von ihnen haben sich zum Herrn bekehrt; D. Christie führt ein ganz genaues Register über die Bekehrung und über die Symptome des inneren Lebens seiner Schützlinge. Mehrmals in der Woche ist morgens vor dem Unterricht in D. Christies Stube eine Gebetsversammlung mit den unter besonderer Seelsorge Stehenden, wozu aber auch die anderen Zutritt haben. In der ganzen Anstalt herrscht ein so fröhlicher Geist; er leuchtet einem

gleich aus den Augen der jungen Leute entgegen, obwohl doch manche eine sehr traurige Geschichte haben. Da ist der Sohn des Märtyrers Abuhajatian aus Urfa, dem wir die Grüße seiner Schwestern (s. oben) bestellten, da ist ein anderer, der als einziger von seiner Familie übrig geblieben ist nach den Blutbädern, und viele ähnliche Fälle. D. Christie ist ein Pädagog comme il faut und erinnert mich in mancher Beziehung lebhaft an den modernen Pestalozzi, den Direktor Ziegler in Wilhelmsdorf in Württemberg. Bei allem hat er die Hauptsache im Auge: „Jesum“; auch alle anderen Wissenschaften müssen ihm in den Dienst

dieses Hauptzwecks treten, die Knaben zu Jesu zu führen. Trotzdem aber habe ich kaum je einen Menschen so herzlich lachen sehen und so urkomische Geschichten erzählen hören, wie ihn. Er ist einer von denen, deren Gegenwart genügt, um eine große Gesellschaft zu erfrischen.

Es ist mir unbegreiflich, wie ein lieber Amtsbruder, der vor einigen Jahren auch durch Cilicien reiste, in Tarsus in einem gewöhnlichen Hause übernachten konnte und nichts merken, weder vom gastlichen St. Paulus College, noch von der Existenz zweier evangelischer Gemeinden am Orte! So machen es aber viele, selbst gut christlich



Grab des Sardanapal.

gesinnte Orientreisende, ob mit oder ohne Stangens gebundene Marschrouten; sie sehen allerlei „Sehenswürdigkeiten“ und von dem christlichen Leben am Orte bekommen sie kaum etwas zu sehen. Wir ziehen es vor, dem Beispiele der Apostel zu folgen und an jedem Orte zuerst „die Heiligen zu grüßen“.

In Merfina gingen wir wieder zu der lieben Familie Frank, die uns mit herzlichster Freude aufnahm. Herr Frank war bis vor 6 Jahren im Kreise Wuhrau in Schlesien angefahren, und auch sie ist eine echte Schlesierin. Seit Jahren hatte sie in ihrem roh zusammengezimmerten Kolonistenheim keinen europäischen Besuch mehr gehabt, und die Freude der Frau ging fast bis zu Thränen, daß sie wieder deutsche Pastoren sah. Die zwei liebenswürdigen

Töchter fühlen sich schon mehr heimisch unter ihren Altersgenossinnen verschiedenster Nationalitäten. Wir wurden zum Mittagessen eingeladen, das uns in echt norddeutscher Zubereitung trefflich mundete. Den Konsul trafen wir leider nicht zu Hause.

Herr Frank begleitete uns zurück bis nach Tarsus, und wir nahmen uns nun die Zeit, um die denkwürdige Stadt näher zu besichtigen.

Da ist zunächst das sogenannte Grab des Sardanapal, ein zwischen Apfelsinengärten mit herrlichen reifen Früchten gelegenes, von Epheu und echten Kapern zum Teil überwachsenes riesiges Gemäuer von 100 Fuß Länge und etwa 70 Fuß Breite. Innerhalb desselben ist ein freier Raum,

und in diesem abermals ein solches Gemäuer. Man meint jetzt, daß es das große Grabmal der Urbevölkerung gewesen ist. Bis vor kurzem haben es die Armenier noch als Grabstätte benutzt, bis es ihnen durch die Regierung verboten wurde. Von dort ging es zu dem Katarakt des Kydnus, in dem Alexander der Große badend sich das Fieber geholt. Ich kletterte auf den Felsblöcken des Wasserfalles umher und pflückte an den tiefsten Stellen der Höhlung

wunderschönes sogenanntes Venushaar, wie wir es je und dann als Zierpflanze in unsern Stuben haben. Dann fuhren wir durch die Stadt hindurch. Sie hat zwei Arten von Häusern; einmal die großen, stattlichen, meist von Griechen bewohnten und sodann die meisten andern aus ungebrannten Ziegeln mit flachen Dächern, staubigen Hütten vergleichbar. Die elendesten dieser Häuser sind bewohnt von den Anasarije. Obwohl die Regierung sie offiziell



Der Wali mit seiner Begleitung am Katarakt des Kydnus.

für Mohammedaner ansieht, haben sie doch weder Moscheen noch Priester, sondern üben ihren geheimnisvollen Kultus bei nächtlichen Tänzen am Ufer des Kydnus aus; es sollen scheußlich unzüchtige Gebräuche dabei mit unterlaufen. Wir sahen sie im Freien ihre Feuer anzünden; als Brennmaterial brauchen sie eine Art von Torf, den sie sich aus Kuhmist bereiten. Man sieht die Stücke überall an den Wänden zum Trocknen kleben. Aller Dung, der nicht hierzu gebraucht wird, sowie sämtliche Abfälle der

Stadt werden auf den öffentlichen Plätzen abgeladen, die dadurch ein liebliches Aussehen erhalten! Außerhalb der Stadt findet man die durch die Hitze vertrockneten Spuren einer üppigen Vegetation. Grün sind nur noch die dunkelgrünen Apfelsinenbäume, die Kakteen, Agaven und das etwa zwölf Fuß hohe Schilf.

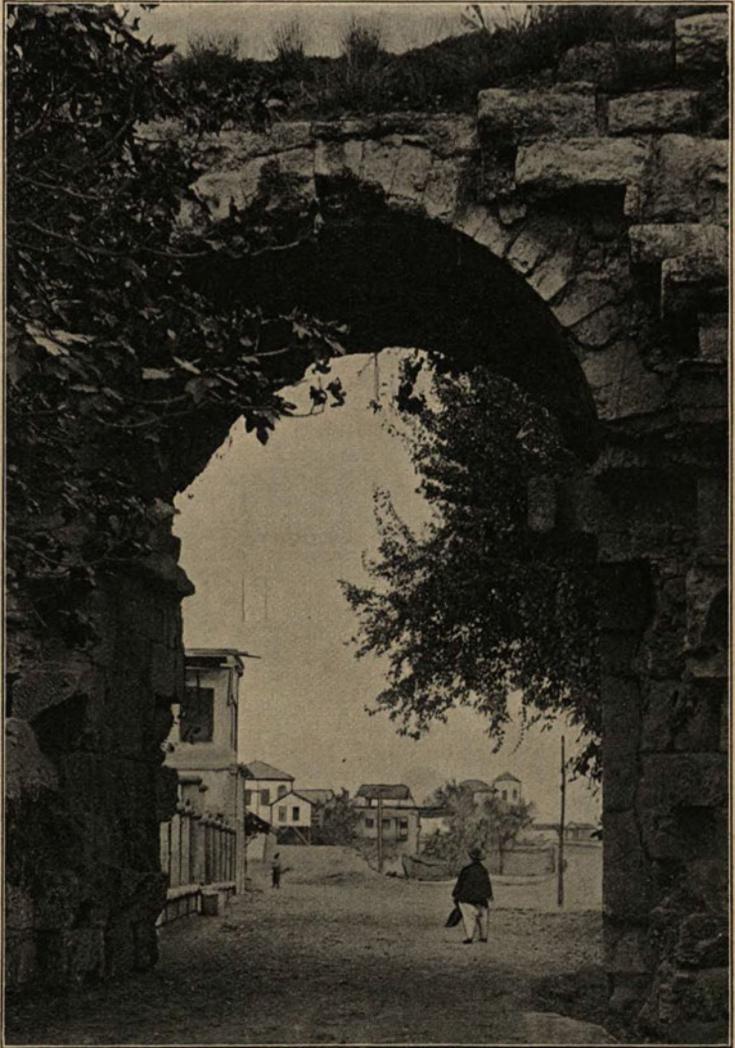
Aus der Geschichte von Tarsus sei nur an die interessantesten Thatsachen erinnert. Cäsar hat die Stadt besucht, und erhielt sie nach diesem Besuch ihm zu Ehren den

Namen Juliopolis. Hier war dann das folgenschwere erste Zusammentreffen zwischen Antonius und Kleopatra, die als Aphrodite verkleidet in einem märchenhaft schönen Schiff auf dem Kydnus segelte; es gelang ihr durch diese List, ihn auf immer an ihre Person und ihre Interessen zu fesseln. Augustus, der die Stadt besonders liebte, machte sie zur Freistadt, und es wurde hier eine der größten Universitäten des römischen Reiches gegründet.

In den Parther- und Perserkriegen Roms war Tarsus ein sehr wichtiger Ort. Der bekanntlich in einem solchen Kriege gefallene Kaiser Julian der Abtrünnige liegt hier begraben. Harun-al-Raschid machte es zu einer starken Festung. Später ging es von einer Hand in die andere, bis es unter Sultan Bajazid I. in das osmanische Reich einverleibt ward.

Die Reste der alten Stadt kann man überall sehen. Fast alle massiven Bestandteile der Häuser sind Steine der ausgegrabenen alten Stadt. Vor manchem armeligen Hause sieht man ein schönes altes korinthisches Säulenkapital als Eckstein oder als Ruhebank angebracht. Ein interessantes Überbleibsel des alten Tarsus ist auch das noch gut erhaltene Thor, nach dem großen Apostel „Paulusthor“ genannt.

Zu Hause angelangt empfingen wir den Besuch des Gemeindefkirchenrates der evangelischen Gemeinde, der uns bat, am Sonntag die beiden Gottesdienste zu halten; natürlich sagten wir gern zu.

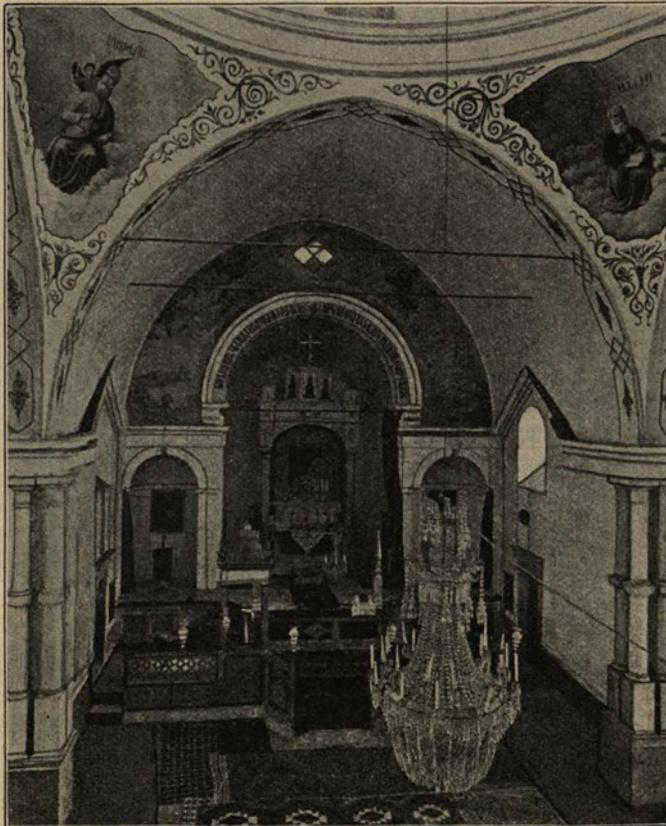


Paulusthor in Tarsus.

Am Sonntag früh predigte Bruder L. über Joh. 12, 24 und 25. Viele An-dächtige mußten wieder umkehren, da sie nicht einmal mehr einen Stehplatz vor dem Fenster fanden. Der schöne romanische Dom der armenisch-gregorianischen Gemeinde steht fast immer leer; zu den evangelischen Gottesdiensten ist ein so starker Zudrang,



Die armenische Pauluskirche.



Inneres der Pauluskirche.

und die Gemeinde hat nur einen so elenden Raum! Man merkte gleich an den Gebeten dieser einfachen Leute (in der Gebetsversammlung nach der Predigt), welch ein Leben in der Gemeinde herrscht. Man spürt etwas von dem Geist, der auch das Märtyrertum freudig erduldet: „Hier ist Geduld und Glauben der Heiligen.“ Hiernach besuchten wir den Gottesdienst der zweiten evangelischen Gemeinde, die aus bekehrten Ansarijes gebildet ist; in dieser ist die Sprache arabisch, in jener türkisch. Der ehrwürdige Pastor, selbst ein Ansarije, hat schon manche Verfolgung erlitten. Wenn er seinen Jes abnimmt, was er selten, nicht einmal bei der Predigt thut, so sieht man seinen Kopf von Narben bedeckt; auch sind ihm die meisten Zähne ausgeschlagen. Ost hat er im Gefängnis gefessen, weil er auch seinen heidnischen Volksgenossen von Jesu zeugen wollte, was die Regierung verboten hat. Er hielt in seiner schönen arabischen Sprache eine Predigt über Jesus und Petrus in Gethsemane. Nach ihm hielt P. L. eine Ansprache an die Gemeinde, die wieder von D. Christie gedolmetscht wurde. Der gottesdienstliche Raum ist ein großes, marmorgepflastertes Gewölbe, das in der Mitte von einer aus-

gegrabenen forinthischen Säule getragen wird.

Auch von den christlichen Ansarje ist es nicht möglich, genauere Einzelheiten über die heidnische Religion ihrer Volksgenossen zu erfahren; denn letztere töten jeden, der etwas davon verrät. Wir luden sie ein, uns zu besuchen, um uns etwas darüber zu erzählen, aber sie sind nicht gekommen.

Nachmittags hielt ich wieder einen Gottesdienst in der evangelischen Kirche, der ebenjo besucht war, wie am Morgen.

Es ist wirklich eine Freude, diesen Leuten zu predigen, von denen die meisten den Prediger so mit ihrem Gebete tragen.

Nach dieser Predigt fand ein eigenartiger Auftritt statt. Wir mit der gesamt evangelischen Gemeinde zogen, begleitet von einigen Gensdarmen in die schöne gregorianische St. Paulskirche, wo die Priester P. L. und mich am Altare begrüßten. Vor dem Altar stand ein rotes Sofa, auf das wir uns setzten.

Es ist ein herrliches Gotteshaus in rein



Armenische Priester.

romanischem Stil, mit schönen Wand- und Deckengemälden. Schwarze und weiße Marmorsäulen zieren den Bau, und eine hohe Kuppel wölbt sich in der Mitte, von der die Bilder der Apostel auf die Gemeinde herniederblicken. Alles ist gänzlich neu. Die Kirche ist von dem Erlös eines Schazes gebaut worden, den die Armenier auf ihrem Kirchplatz tief in der Erde aus den Ruinen der alten Pauluskirche, angeblich der ältesten Kirche der Erde, ausgruben. Es ist ein gutes Zeugnis für die Gemeinde, daß sie diesen Erlös nicht zu weltlichen Zwecken, sondern zu einem Kirchbau verwandte. Die Priester sahen aus, wie auf

den durch das Alter geschwärzten Gemälden die Apostelfiguren eines Paulus und Petrus, merkwürdig gebräunte, faltige Gesichter mit weit auf die Brust herabwallenden Bärten.

Die Kirche war schon beinahe gefüllt mit Armeniern und Türken, als wir mit der evangelischen Gemeinde hinzukamen. Im Schiff des Gotteshauses sah man nur Männer, die à la turca am Boden kauerten, alle mit Fes oder Turban auf den Köpfen, auch türkische Saptiehs (Gensdarmen) waren darunter. D. Christie stellte uns der Versammlung vor, und dann begann ich über Jes. 40, 1 zu der lautlos laufenden, wohl tausendköpfigen Menge

zu reden; ich sagte ihnen, daß wir kämen als Boten eines großen Königs mit der Friedensbotschaft: „Tröstet, tröstet mein Volk.“ Darauf sprach Bruder L. über Paulus, das auserwählte Rüstzeug, nach dem ja auch die Kirche genannt ist. Selbst die Türken hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Die Frauen und Damen saßen auf den hohen Emporen hinter Gittern. Nach dem Gottesdienst machten wir den Priestern und dem Kirchenvorstand einen Besuch, die uns darauf wieder die noch

vorhandenen Altertümer der alten, ausgegrabenen Kirche zeigten; eine schöne Rachel aus der alten Kirche gaben sie uns zum Geschenk. Wir erfuhren auch, daß die armenisch-gregorianische Gemeinde eine blühende Klein-Kinderschule besitzt, die Lehrerin ist ein bekehrtes evangelisches Mädchen; auch ein Zeichen für die Annäherung der Konfessionen.

Abends fand dann eine herrliche Gebetsversammlung im College statt, wo die jungen Leute sich getrieben fühlten, Gott



Gregorianische Kinderschule von Tarsus.

die Antwort zu geben auf das, was Er in diesen Tagen durch Sein Wort zu ihnen geredet. Da war der Sohn eines hohen katholischen Regierungsbeamten aus der Provinzialhauptstadt Adana, welcher letzterer wegen seiner Härte und Grausamkeit mehr als der Wali gefürchtet ist, ein junger Mann von 20—25 Jahren. Er stand auf und sagte mit bewegter Stimme: „Brüder, ihr wißt, wie mein Leben bisher gewesen ist, wie ich noch vor kurzer Zeit die Bibel auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten habe. Aber in diesen letzten Tagen hat Gott mein Herz gefunden; ich kann nicht mehr leben, wie bisher; ich will

mein Leben weihen dem Herrn Jesu zum Dienst!“

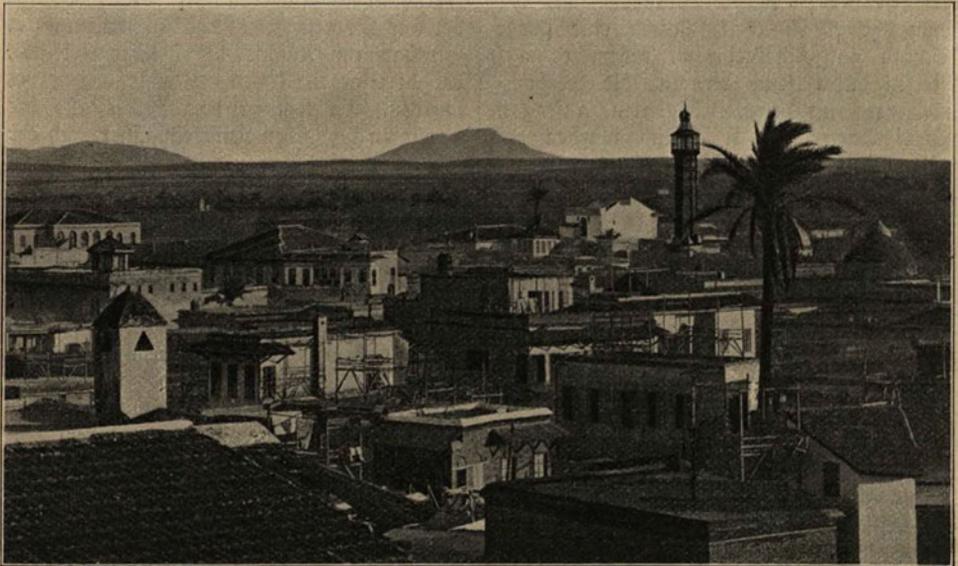
Da war ferner der Sohn eines gregorianischen Priesters; er erhob sich und legte das feierliche Gelübde ab, ein Prediger des Evangelii zu werden, weil er in diesen Tagen die Herrlichkeit des Predigtamtes vorstanden habe. Ein anderer, der wegen seines Betragens einmal sechs Monate ausgeschlossen worden war, bat unter Thränen, ein Lehrer möge mit ihm beten, was denn auch geschah. Ein solches Bekenntnis folgte dem anderen, und es war schon $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, als D. Christie schloß und die Fortsetzung auf gestern früh vertagte. Mit tiefer Be-

wegung dankten wir Gott für das, was er gethan.

Schon den ganzen Sonntag hatte ich unter starkem Fieber, verbunden mit wüthenden Halschmerzen zu leiden, so daß ich mich in der Abendversammlung kaum mehr auf dem Stuhle aufrecht erhalten konnte; ich hatte an denselben Katarakten des Kydnus, wo einst Alexander beim Baden sich das Fieber geholt, beim Pflücken des Venushaars die Fieberkeime eingeatmet. So mußte ich gestern den ganzen Tag im Bette bleiben und P. L. allein mit D. Christie nach Adana reisen lassen. Frau D. Christie

pflegte mich in Gemeinschaft mit unserm Georgios in rührend mütterlicher Weise, saß oft an meinem Bette und erzählte mir allerlei, um mir die Zeit zu verkürzen.

Gott sei Lob und Dank konnte ich die letzte Nacht schlafen und heute vormittag wieder aufstehen; bis jetzt habe ich geschrieben und gedenke, so Gott will, noch heute nach Adana zu reisen. Wie freundlich hat der Herr es auch hier wieder gefügt, daß ich den Fieberanfall hier abmachen durfte und ihn nicht auf die Landreise mitzunehmen brauche.



Adana.

2. Adana.*)

Hadschin, 18. Dezember 1898.

Am Nachmittag des 15. machte ich mich wohlverpackt in meinem Wagen auf den Weg zur Bahn. Viele Brüder geleiteten mich. Es war mir beinahe lächerlich, bis über die Ohren eingehüllt durch diese tropischen Gegenden zu fahren, aber es war inzwischen regnerisch und kühler geworden und mein Zustand forderte noch immer Vorsicht.

Wir brauchten über zwei Stunden, bis wir die 40 km nach Adana zurückgelegt hatten. Auf dem Bahnhof erwartete mich

*) Adana wird eine Station an der geplanten deutschen Bahn von Zionium nach Bagdad.

ein Wagen, den mir die Liebe der Missionsgeschwister besorgt hatte. Auf dem Bock saß der treue Armenier Bartam, den Fräulein Rubach uns aus Marasch als Koch entgegengeschickt und der uns schon bis jetzt sehr wertvolle Dienste geleistet. In der Stadt war gerade viel Leben, denn das Zuckerrohr war eben eingeerntet worden und wurde nun auf Ochsenkarren, auf Handwagen, ja, auf den Armen eingeholt. Überall lagen Stangen dieses süßen Gewächses auf den Straßen umher.

Adana, die Hauptstadt von Cilicien liegt am Ufer des Saimun, des alten Sarus, über welchen eine gute, etwa 250 m lange Brücke führt. Der einzige Überrest aus der alten Zeit sind die Ruinen der

von Harun-al-Raschid gebauten Festung. Die Stadt ist weit ausgedehnt, mit schönen Gebäuden und einer blühenden Baumwollindustrie; in der fruchtbaren Umgegend wird hauptsächlich Baumwolle und Zuckerrohr gebaut.

Die Bevölkerung hat denselben gemischten Charakter, wie die von Tarsus, nur, daß hier noch Kurden hinzukommen. Unter den Armeniern besteht eine evangelische Gemeinde mit eigener Kirche. Die Mission besitzt eine höhere Mädchenschule, die sich eines ebenso regen Zuspruchs erfreut, wie das College in Tarsus.

In der Zeit der Blutbäder hat der damalige Wali Faik Pascha eine große Schuld auf sich geladen, indem er auf Reisen durch seine Provinz die Mohammedaner zu Gewaltthätigkeiten aufreizte. Viele Dörfer der Umgegend wurden geplündert und gebrandschatzt, so daß große Mengen Hungernder sich in die Stadt flüchteten. Die Not wurde so groß, daß die Mission ihnen notwendig Arbeit schaffen mußte; sie ließ deshalb ein großes Haus bauen, ohne für dasselbe Verwendung zu haben; es steht noch immer leer, und die Mission würde es einer Gesellschaft, die dort ein Krankenhaus errichten wollte, unentgeltlich zur Verfügung stellen.

Bruder L., D. Christie und Herr Frank, der seine jüngste Tochter in das Mädchenpensionat gebracht, erwarteten mich schon im Missionshause, welches von zwei Schwestern geleitet wird. Letztere empfingen mich sehr freundlich, obwohl sie den Kopf mit ihrer Jahresrechnung voll hatten. Bruder L. hatte bereits einen entscheidenden Schritt gethan. Es handelte sich für uns um die wichtige Angelegenheit, ein Bujurultu zu erhalten, da wir ein solches von der Centralbehörde in Konstantinopel nicht mitgebracht hatten. Ohne ein solches Bujurultu ist es, selbst bei ganz richtigen Pässen, in das Belieben oder die Laune der Provinzialbehörden gestellt, ob sie einen Ausländer weiterreisen oder zurückschicken wollen. Aber der Herr half auch hier gnädig durch. Bruder L. war mit Herrn Frank als Dolmetscher zu dem Wali (Oberpräsident) Bukhri Pascha, einem Kurden, gegangen und mit Hilfe des Papiers des Generalkonsulates gelang es, den Wali nach langem Widerstreben zu bewegen, ein solches wichtiges Papier wenigstens für seine Provinz,

bis nach Marasch, auszustellen. Wer ein solches Papier hat, ist allen Provinzialbehörden zum besonderen Schutze anempfohlen, und sie sind verpflichtet, ihm so viel berittene Gensdarmen, wie er verlangt, zum Schutze mitzugeben.

Dieser Wali ist der Sohn eines berühmten Kurdenscheichs aus der Umgegend von Diarbekir, welcher im Vertrauen auf seine Macht mit dem Sultan Krieg führte, in der Absicht, selbst Sultan zu werden; er ist einer von 40 Brüdern. Erst vor kurzer Zeit ist er hierher versetzt worden aus Konstantinopel, wo er sich eine traurige Berühmtheit erworben hat. Er war es, der auf höheren Befehl das Konstantinopeler Blutbad im August 1896 inscenirt hat, bei dem gegen 10 000 Christen ermordet wurden. Er ließ zu dem Zweck alle die bewußten kurdischen Knüttelmänner nach der Hauptstadt kommen und sie mit den blutigen Weisungen versehen.

Uns gegenüber hat er sich sehr lebenswürdig bewiesen und in seinem Empfehlungsschreiben uns sogar wegen des kirchlichen Zweckes unsrer Reise den Behörden warm empfohlen.

Abends waren wir zu dem Dr. Nakaschian eingeladen; da ich aber vor Fieberschwäche noch kaum gehen konnte, mußte ich daheim bleiben. Von besonderem Interesse ist die Frau dieses edlen armenischen Arztes; sie war früher amerikanische Missionarin in Urfa und ist den Lesern der bekannten Alcock'schen Erzählung: „Am dunklen Strom“ als Fräulein Fairchild wohl bekannt. Sie hat der Verfasserin sämtliches Material zu dieser hervorragenden Erzählung aus der Massakrezeit geliefert.*)

Wir übernachteten in einem Klassenzimmer des Mädchenpensionats, welches die Vorsteherin uns lebenswürdigerweise sehr komfortabel als Schlafzimmer eingerichtet hatte. Am Mittwoch den 14. hielten wir noch Ansprachen an die versammelte Kinderschar. Nach dem lunch, das aus lauter süßen Speisen bestand, wie es wohl für

*) Sie ist am 18. Mai 1899 heimgegangen. Ihr trauernder Gatte schreibt über sie: „Wie hat sie geliebt; wer hat jemals unser Volk mehr geliebt, als sie? Das Witajet Adana trauert — die Mutter der Armen ist gestorben. Hadschin ist in tiefer Trauer! Wer wird mir helfen? Wer wird mir zulächeln, wenn ich von meiner furchtbaren Arbeit nach Hause komme!“



Plünderung eines armenischen Dorfes durch Kurden.

ein Mädchenpensionat ganz angemessen sein mag, machten wir uns für die Reise zurecht. Die Bahn hat hier ein Ende, und es gilt die weitere Reise hoch zu Roß zurückzulegen. Unten wartete unsere Karawane, 10 Pferde, 4 Esel und ein berittener Gensdarm. Da ich mich noch recht schwach fühlte, so war ich dankbar, daß wir heute nur einen sechsstündigen Weg vor uns hatten. Es dauerte geraume Zeit, bis alle Koffer und sonstigen Gepäckstücke auf die Tiere verteilt waren, hatten wir doch zwei Damen bei uns! Es war ein jammervoller Anblick, diese Packpferde zu sehen; bei einigen war der ganze Rücken wie eine blutige Wunde, aber rücksichtslos wurden die schweren Packsättel mit den Waren zu beiden Seiten darauf geladen, und die armen Gäule ließen es sich ruhig gefallen. Sie waren aus Hadschin, und andere konnten wir nicht mehr bekommen; wir mußten also unser menschliches Nühren zum Schweigen bringen. Nach herzlichem Abschied von den Schwestern und dem Hadschiner Missionar Mr. Martin, der zum Zwecke der Rechnungsabnahme noch dort blieb, brachen wir auf.

3. Durch die cilicische Ebene.

Das Wetter war sehr angenehm, wenn auch die Wege in der Nähe der Stadt recht schmutzig. Nachher aber waren wir für den gefrigen Regen so dankbar, denn wir hatten nun gar nicht vom Staube zu leiden. Etwa zwei Stunden waren wir durch die weite, einförmige cilicische Ebene geritten, da sahen wir in der Ferne viele Reiter in lebhafter Bewegung. Näher kommend erblickten wir gegen 100 berittene und bewaffnete Kurden, wie sie fröhlich ihre Köpfe beim Klang von Musikinstrumenten tummelten und sich gegenseitig mit Lanzen warfen. Die Kunst bestand darin, dem Wurf geschickt auszuweichen, worin sie sich sehr behende zeigten; nur einer wurde recht unangenehm getroffen, schien sich aber nicht viel draus zu machen. Das Ganze waren Festspiele zu Ehren eines Kurdenbrautpaares, und wir sahen gegen den üblichen Backschisch gern zu.

Unsre Pferde gingen sehr langsam, so daß man sich leicht an das Sitzen im Sattel gewöhnen konnte. Jedoch das eine Pferdchen wollte gar nicht recht vorwärts, bis

Schw. L., die das beste Pferd hatte, es am Zügel nahm; es machte zwar ein sehr betrübtes Gesicht, aber nun mußte es mit.

Die Gegend war einförmig, zuerst Acker, dann öde Steppe, worauf ein mit Weimutskiefern bestandenes Gelände folgte, in der Art einer verwilderten Schonung auf unfruchtbarem Boden. Hier wurde es unsicher; der Saptieh stieg ab, lud seine Flinte,

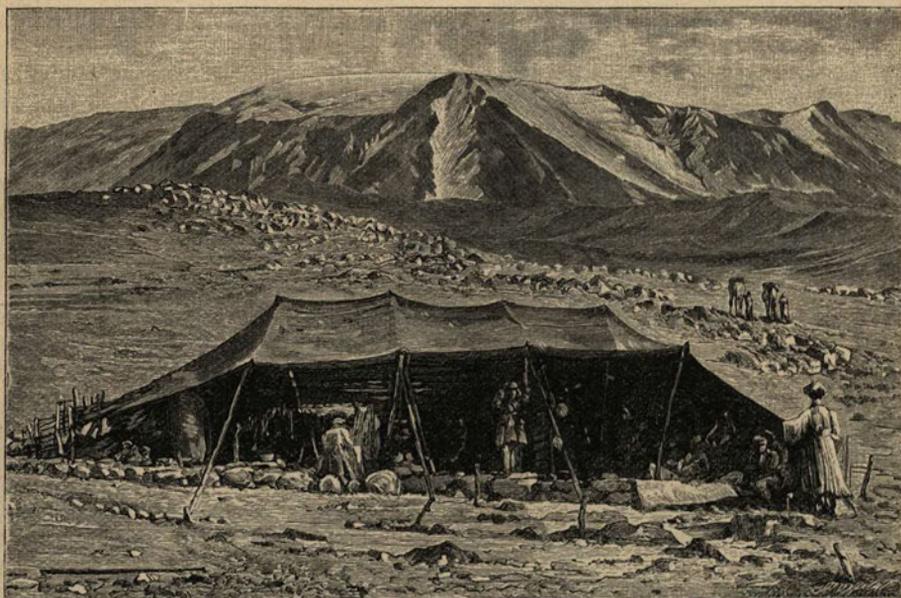


Saptieh und Pferdetreiber in der cilicischen Ebene.

nahm sie vor sich, kleidete sich am Kopf wie ein Kurde und ging vor uns her, indem er uns ermahnte, stets zusammen zu bleiben. So ging es schweigend zwei Stunden vorsichtig durch diesen „Wald“; aber es zeigte sich nichts Verdächtiges. Unser Saptieh Gabriel ist ein Armenier aus Adana, ein lieber, freundlicher, gefälliger Mensch. Der Sonnenuntergang war wunderschön, der Horizont so weit, die Luft so klar! Allmählich wurde die Gegend immer hügeliger und der Weg stieg an. Die letzten anderthalb Stunden mußten wir im Dunkeln reiten, nur die Sterne beleuchteten unsern Pfad. Wenn uns Menschen begegneten oder irgendwo im Gebüsch lagen, stellte der Saptieh jedesmal ein ziemlich scharfes Verhör mit ihnen an. Als wir dicht an einem Kurdenlager vorüber kamen, wo die hellen Feuer der Leute vor ihren schwarzen Zelten brannten, scheute eines unsrer Lastpferde und stürzte mit seiner Ladung auf dem dunklen, abschüssigen Wege, es gelang aber bald, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Endlich um 7 Uhr sahen wir in der Ferne das Licht eines einsamen Hauses auf einem kleinen Berge. Es war unser heutiges Ziel, eine Militärstation. Dieses Haus ist drei Stunden im Umkreis von

jeder menschlichen Wohnung entfernt. Es wird von zwei Soldaten bewohnt, die angeblich zur Bewachung der Gegend da sind, in Wirklichkeit aber von Belagererei leben. Als sie sahen, daß wir von einem Saptieh begleitet waren, begrüßten sie uns sehr erfreut als „Gäste ihres Radischah“ und stellten uns ihre einzigen beiden Räume zur Verfügung, die mit einer Beranda versehen, über dem Pferdestall lagen, so daß gewiß eine gesunde Luft in ihnen war. In dem größeren Raum ließen wir uns

am brennenden Kamin auf Decken und Kissen nieder, schlürften begierig den Kaffee, den sie uns bereitet, und warteten dann geduldig auf das Abendessen, das der gute Partam uns kochen würde. Die mitgebrachten Vorräte wurden ausgepackt, wobei es ohne einige traurige Entdeckungen nicht abging: der Spirituskocher war mitten entzwei gebrochen, die Spirituskanne hatte beim Sturz des Pferdes ein Loch bekommen, die Theebüchse hatte ihren Boden verloren, die Insektenpulverschachteln waren zerdrückt,



Sommerzelle nomadisierender Kurden.

so daß sich Thee und Insektenpulver zu einem appetitlichen Gemisch verbunden hatten; auch die Wurst war in Insektenpulver gehüllt, doch war dies ein geringerer Schade, denn essbar blieb sie dennoch. Nach etwa einer Stunde deckte uns Partam sauber den „Tisch“ auf dem Boden vor dem Kamin; er brachte uns Pilaw (Reis mit Fleisch) Kakao und Brot, also ein sehr üppiges Mahl. Nach der Abendandacht machten wir uns die Häckselkammer zum Schlafraum zurecht; zunächst wurde sie durch einen von den Damen mitgebrachten Vorhang in zwei Teile geteilt, sodann die Fensterlöcher mit Zeug verhängt und die vier Reisebettstellen zum Teil in Häckselhaufen aufgeschlagen. Um vier Uhr standen wir schon wieder auf

und nahmen unser Frühstück ein, welches, da es bis zum Abendbrot vorhalten mußte, aus Haferbrei, Milch und Huhn mit Thee bestand. Vor dem Aufbruch hielten wir noch unsre Morgenandacht beim Schein des Kaminfeuers. Diese erste Morgenandacht in einem Khan ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Zwei Soldaten trockneten nasse Tücher am Kamin, von dem das einzige Licht im Raume ausging; wir standen im Halbkreis um denselben, die Schwestern in ihren langen Reitkleidern, alle für einen langen Ritt ausgerüstet, mit den Reitpeitschen in den Händen und sangen dabei das Lied: „Es ist ein Born, draus heiliges Blut für arme Sünder quillt.“ Es war noch dunkel, als

wir aufbrachen. Kurz vor Sonnenaufgang hatten wir einen herrlichen Anblick: im Osten vor der Bergkette glaubten wir einen riesigen silbernen Strom zu sehen, aus dem kleinere Berge wie Inseln auftauchten; im Westen hob sich die Schneekette des Taurus hell von dem noch dunklen Himmel ab. Da plötzlich erhob sich über den Bergen des Orens, diese mit einer Strahlenkrone umgebend, die Sonne, und der silberne Strom wurde zu lauterem Golde, worin



Unser Reitertrupp.

die Berge schwammen. Im Westen wurden die Schneeberge von der nun aufgegangenen Sonne vergoldet und strahlten in allen Farben wie beim Alpenglühen. Bald verschwand der Strom, denn die Sonne verscheuchte die Morgennebel über der ferneren Niederung, die uns das Bild eines Stromes vorgezaubert hatten. Die Luft war kühl, denn es hatte in der Nacht etwas gereift. Tags über stieg die Temperatur bis auf 15° R., aber ein kühler Wind wehte von den Bergen her. Das Land glich einer Wüste, obwohl wir ja noch immer im Gebiet des Zuckerrohrs und der Baumwolle waren.

Zwar ist der Boden an sich fruchtbar, jedoch der Wassermangel macht ihn zum größten Teil unbrauchbar. Wegen der langen Dürre sind nur die Flussniederungen zu bebauen. Wie aber, wenn die Flussbetten im Sommer, ja bis jetzt, ausgetrocknet sind? Den ganzen Tag fanden wir kein Wasser für unsre armen Pferde! Allmählich näherten wir uns der Bergkette, und zwar zunächst dem spitzen Felsen, auf dem die Ruine des Schlosses Sis liegt. Den Fuß des Berges schmückte ein Apfelsinenwäldchen. Die Straße bog um den Felsen herum,

führte auf einer Brücke über den Kirz-Getschid, einen Nebenfluß des Dschihon (des alten Pyramus), und vor uns lag die malerisch von Felsen eingeschlossene Stadt.

4. Sis.

Die Stadt Sis, schon im Altertum Sifium genannt, verdankt ihre historische Bedeutung den Königen von Klein-Arménien. Als Groß-Arménien vor den Schlägen der mohammedanischen Eroberer in Trümmer gesunken war, begründete ein armenischer Königssohn aus dem Geschlecht der Bagratiden, Namens Ruben im Antitaurus und in Cilicien ein neues Reich, zum Unterschiede von dem andern „Klein-Arménien“ genannt. Sis und das weiter südöstlich gelegene Anawarsa, mit seinen zahlreich erhaltenen Erinnerungen an die große Zeit, waren die Hauptstädte. Das Schloß Sis, in schwindelnder Höhe, 1100 Fuß über dem Thale, auf einem fast unzugänglichen Felsen gelegen, war eine der Residenzen der Herrscher. Der erste von diesen, der 1208 von dem deutschen Kaiser Otto IV. die Königswürde erhielt, Leo II. hat die sehr verfallene Stadt 1186 neu aufgebaut. Im Jahre 1374 wurde sie durch die Ägypter zerstört.

Jetzt ist Sis ein Städtchen von 3500 Einwohnern, und seine Bedeutung liegt wesentlich nur darin, daß es noch von der Zeit der armenischen Könige her Sis eines Katholikos der Armenier ist, der im Range mit dem geistlichen Oberhaupt aller Armenier, dem Katholikos von Etschmiadsin gleichsteht. Der thatsächliche Einfluß dieses Katholikos ist aber gering; es unterstehen ihm nur die Armenier der südöstlichen Provinzen Klein-Asiens, und in allen wichtigen Angelegenheiten ist er dem Patriarchen in Konstantinopel untergeordnet.

Die Stadt zieht sich an der andern Seite des Schloßfelsens hinan bis zu dem auf halber Höhe gelegenen alten armenischen Kloster, Sis des Katholikos. Die Häuser sind alle aus weißem Stein gebaut und würden einen stattlichen Eindruck machen, wenn nicht so viele unvollendet dastünden. In der Zeit der Blutbäder sind hier zahlreiche Christenhäuser zerstört worden und infolge der seit jener Zeit herrschenden allgemeinen Notlage sind sie im Rohbau unfertig stehen geblieben.

Das Flußthal ist sehr fruchtbar; es wird hauptsächlich Wein, Zuckerrohr und Baumwolle angebaut. Das Klima ist im Sommer glühend heiß, in dem kurzen Winter sehr kalt, aber ohne jeden Schnee.

Wir stiegen ab in einem der evangelischen Gemeinde gehörigen Hause, welches von einer evangelischen Familie und einer jungen Lehrerin Namens Nigül bewohnt wurde. Letztere hielt bei unserer Ankunft gerade Schule mit ihren 37 Kindern; es war 2½ Uhr nachmittags. Nach unserm

9½ stündigen Ritt waren wir froh, im Quartier angelangt zu sein, besonders mein Freund, der sich gar nicht wohl fühlte und sich sofort zu Bett legen mußte. Die freundliche Lehrerin räumte uns ihr Zimmer und die Schulstube ein; die fröhliche Kinderschar wurde entlassen. Das Haus war recht primitiv; unten waren Pferdeställe, oben die genannten zwei Stuben und ein Raum für die Familie. Die Lehrerin ist glücklich und zufrieden in ihrer Arbeit, obwohl die äußeren Verhältnisse mehr als



Ruinen von Anavarza.

einfach sind. Sie erhält monatlich 1 Etq. = 18,70 M. und muß davon leben und sich kleiden, kurz, alle Ausgaben bestreiten! Dabei hat sie eine Stube, über die bei uns jeder Pferdeknecht sich beschweren würde. Dieselbe hat Löcher, aber kein Fenster. Die Diele besteht aus Brettern, durch die man in den Pferdestall hinunterschauen kann. „Wie machen Sie es denn im kalten Winter bei den offenen Fensterlöchern?“ „O, ich hänge mir Tücher davor, dann kommt der Wind nicht so durch.“ „Aber die Thür ist ja nicht verschließbar.“ „Ja, es ist dieses Jahr zufällig noch kein Schlosser

durch unsere Stadt gekommen, um ein Schloß anzubringen; nun, vielleicht nächstes Jahr!“ „Wie schützen Sie sich aber gegen die Kälte! Sie haben ja keinen Ofen, noch Kamin!“ „Da setze ich mich an ein Kohlenbecken und dann ist es ganz schön warm!“

Von diesem unserm Quartier aus sahen wir in Entfernung von etwa 30 Schritt die Ruinen der evangelischen Kirche. Sie war vor einem Jahr durch eine Feuerbrunst zerstört worden und die arme Gemeinde hatte weder Mittel noch Erlaubnis, sie wieder aufzubauen. Das Pfarramt ist

jetzt vakant, nur alle Vierteljahr einmal kann der Missionar Martin aus Hadschin herunter kommen, um einen Gottesdienst zu halten, und so ist die Gemeinde darauf beschränkt, daß diese kleine Lehrerin, die einzige, die lesen kann, Sonntags eine Anzahl Seelen um sich sammelt und ihnen etwas aus Gottes Wort resp. eine Predigt vorliest.

Nachdem wir einen Thee genommen, begab ich mich in Begleitung des Saptieh und unseres Georgios mit den Pässen und



Armenischer Erzbischof.*)

dem Bujurultu zum Regierungspräsidenten (Muteffarif). Dieser, ein etwas leidender, ältlicher, freundlich blickender Herr, empfing mich, in einen großen Pelz gehüllt, bot mir Kaffee und Cigarretten an und besorgte mir sofort, was ich wollte, besonders einen neuen Saptieh, da wir vor hatten, morgen in zwei Trupps zu reisen, so daß wir zwei Saptiehs nötig hatten. Sodann ging ich, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Patriarchen in Konstantinopel, zu dem derzeitigen Stellvertreter des Katholikos,

*) Kriterion, Erzbischof von Konstantinopel und Präsident des heiligen Synods, warmer Freund unseres Wobeter Hauses und Pate meines Sohnes.

Bischof Giragos, oben in seinem Felsenest. Der Eingang zum Kloster war eine kleine Pforte, durch die man fast kriechend sich hindurchwinden mußte. Man findet solche kleinen Pforten oft bei Klöstern oder Kirchen in diesem Lande; man wollte sie damit vor Entweihung schützen, da die Mohammedaner sich oft einen Sport daraus machten, ihre Pferde und ihr Vieh in die christlichen Heiligtümer hineinzutreiben. Dann ging es über verfallene Terrassen, durch halb eingesunkene Thorbogen, die von verschwundener Pracht zeugten, hinauf in ein unscheinbares Haus. Dort stand ein uralter Mann im Pelz mit Fes und Turban. Es war der Bischof. Zuerst empfing er mich sehr mißtrauisch; als er aber den Brief gelesen, hellten sich seine Züge sichtlich auf. Er lud mich sehr herzlich ein, wir möchten alle mit unsern Sachen und Pferden zu ihm hinauf kommen und einige Tage im Kloster seine Gäste sein; wir könnten dann „vom Morgen bis zum Abend“ miteinander reden und er werde uns alles zeigen. Sehr gern hätte ich die Einladung angenommen, wurde aber nachher von den andern Geschwistern überstimmt, die auf eine schnelle Weiterreise drangen.

Inzwischen hatte in unserm Quartier sich eine aufregende Scene abgespielt. Eine Horde Soldaten war vor dem Hause erschienen, hatte gewaltsam das Thor geöffnet und auf dem Hofe Skandalscenen aufgeführt. Sie schimpften in roher Weise über die Giaurs und verlangten, man solle ihnen die Schwester L. herausgeben, die sie wegen ihres schwarzen Haars und des Schnittes ihrer Augen für eine verkappte Armenierin hielten. Glücklicherweise hatten weder Schwester L. noch Bruder L. verstanden, um was es sich handelte. Da kam die Befreiung in Gestalt einer Gesandtschaft des Muteffarif, die mir an seiner Stelle einen Gegenbesuch abstatten sollte; dieselbe bestand aus einem Major und dem Hauptmann der Saptiehs. Bei deren Anblick suchten die rohen Patrone natürlich das Weite. Über eine halbe Stunde mußten die Herren auf meine Rückkehr warten. Sie waren die Höflichkeit selber und wußten nicht, wie viel Verbeugungen sie machen und mit wie viel Worten sie das Benehmen ihrer Untergebenen entschuldigen sollten.

Wir beschloßen, uns am nächsten Tag in der Weise zu teilen, daß mein Freund

und ich drei Stunden später forttritten als die Schwestern und diese Zeit benutzten, um das Kloster zu besichtigen. Diesen Entschluß teilten wir durch einen von Nigül geschriebenen türkischen Brief dem Bischof mit, der uns sofort eine Antwort sandte.

Inzwischen war es spät geworden und wir gingen zur Ruhe, mein Freund, ich, Georgios und der Saptieh in der Schulstube, die Schwestern und die Lehrerin in Nigüls Stube. Am frühen Morgen, als es noch dunkel war, brachen die Schwestern schon auf. Wir hielten noch auf englisch eine Andacht mit Driort*) Nigül und machten uns dann mit einem alten tscherkessischen Saptieh (Gabriel war mit den Schwestern geritten) auf den Weg zum Kloster. Ein Priester in blauem Talar und schwarzer Mönchskapotte empfing uns und geleitete uns zum Bischof, der uns in demselben mit roten Holzmalereien geschmückten Empfangszimmer begrüßte, in dem ich gestern seine Bekanntschaft gemacht hatte. Ein junger Mann dolmetschte in gutem Französisch.

Das einzige Bild an der Wand war ein alter, seltener Stich, Tigranes den Großen darstellend, „den König der Könige“, wie der junge Armenier stolz bemerkte. Nach einer etwa halbstündigen Unterhaltung, während der man uns Thee und Limonade reichete, wurden wir herumgeführt. Alles machte einen sehr verfallenen Eindruck. Da war die „Sommerresidenz“ des Katholikos, ein von bunten hölzernen Säulen getragener Mittelsaal, von dem nach allen vier Seiten bühnenartige, etwas erhöhte Räume sich abzweigen; alles von Holz, mit

*) Armenisch = Fräulein.

Schnitzerei und uralter rötlicher Malerei geschmückt.

Die Kirche ist groß und imposant mit vielen alten Bildern, u. a. einem etwas ruinenhaften Glasbild des heiligen Gregor des Erleuchteten (des Begründers der armenischen Kirche) einer Darstellung der Ermordung des Kaisers Julian des Abtrünnigen durch den „heiligen“ Markarius, einer Darstellung des Staatswappens von Klein-Armenien, eines doppeltköpfigen gekrönten Adlers mit einem Kreuz in den Krallen u. s. w.

In einem Nebenraume war eine verstaubte Kirchenbibliothek mit vielleicht noch manchen wertvollen Stücken. Auf einer Bank z. B. lag ein Haufe verrissener Blätter, und was war es? Eine alte Evangelienhandschrift mit schönen Malereien. Der Priester zeigte uns außerdem noch den größten Schatz des Klosters, die rechte Hand des heiligen Gregor, mit der noch heutzutage die Bischöfe geweiht werden. Da auch das Kloster von Etchmiadzin eine rechte Hand des heiligen Gregor besitzt, so sind die beiden Katholikos schon seit alter Zeit in Fehde um die weltbewegende Frage, welche Hand die echte sei!

Wunderbar schön ist die Aussicht, die man von allen Seiten des Klosters auf die Stadt, den Fluß und die Berge genießt. Gern hätten wir noch stundenlang dort oben gesessen und uns anbetend versenkt in die Wunder der Schöpfung, aber wir hatten einen zwölfstündigen Tagesritt vor uns, den wir nun in neun Stunden zurücklegen mußten; darum galt es eilen. Um 3/4 9 nahmen wir Abschied von dem ehrwürdigen Bischof Giragos und seinem alten Kloster.





Drittes Kapitel.

Im Antifaurus.

1. Von Sis nach Hadjschin.

Wir waren recht dankbar, daß es meinem Freunde wieder besser ging, und auch ich ging mit neuem Mut auf die Reise, da ich für die bevorstehende Gebirgstour ein besseres Pferd benutzen konnte. Unser Gabriel hatte mit mir getauscht in der Hoffnung, daß ich ihm sein Pferd für den billigen Preis von 6 Etq. = 112 Mark abkaufen würde.

In der ersten Stunde ritten wir durch ebenes und gut bebautes Acker- und Weinland. Dann fing die Gebirgspartie an. Die Pferde mußten auf engen Fußpfaden zwischen Felsblöcken hinaufklettern. Alles war überwuchert von Myrten und Oleander. Die Myrten, bis zu einer Höhe von 10 Fuß, waren bedeckt mit ihren süßen, etwas nach Wacholder schmeckenden Früchten, die wie Blaubeeren aussehen. Die Spitze jedes Zweiges war geschmückt mit einigen der duftenden weißen Blüten. Der Oleander ist in diesen Gegenden der gemeinste Baum und Strauch und vertritt etwa die Stelle unserer Weide. Auf der andern Seite des Berges ging es hinab in ein herrliches, bald breiteres, bald schmaleres Thal.

Mehrere Stunden lang ritten wir zwischen Platanen, Weimutskiefern und immergrünen Eichen; das Unterholz bildeten nach wie vor Myrten und Oleander. Alles, mit Ausnahme der bereits entlaubten Platanen, war so saftig und grün; die Gegend machte den Eindruck eines englischen Parks. Auf dem Boden blühten rote Anemonen. Das Flüsschen, welches durch dieses paradiesische Thal fließt, ist derselbe

Kirk-Getschid (= 40 Übergänge), an dem Sis liegt. Der Name wurde in diesem Falle von der Wirklichkeit übertroffen, denn wir mußten 57 mal hindurchreiten. Das Wetter war herrlich, etwa 12° R., die Sonne schien so freundlich, und es war ganz windstill. Gern hätten wir länger hier verweilt, aber unser Ziel war noch fern. Unsern Zubiß, bestehend aus Chokolade und Rosinen, verzehrten wir auf dem Pferde, so gut es eben ging.

Etwa 3 Uhr nachmittags verließ unser Pfad das Thal, und es ging aufwärts durch immer höheren und düstereren Wald. Zuerst hörten Platanen und Myrten auf, dann der Oleander, so daß schließlich nur die hochstämmigen Weimutskiefern übrig blieben. Oben kamen wir mitten im Walde an eine Stätte des Todes. Hunderte von umgefallenen Grabsteinen unter den riesigen Bäumen waren das einzige Zeichen, daß hier einst Menschen gewohnt. Jetzt war stundenweit keine menschliche Ansiedelung! Dann begann eine steile Felsenpartie. Die Bäume wurden kleiner und seltener, die Pferde kletterten wie die Gamsen auf Pfaden, die für Fußgänger schon schwer gangbar waren. Ganz oben auf kahler Höhe angelangt, sahen wir die Sonne untergehen. Nun galt es eilen, denn hier im Orient giebt es fast keine Dämmerung. Der Abstieg wurde immer steiler und gefährlicher, zumal die Pferde den Weg nicht mehr ordentlich sehen konnten. Der Weg bestand aus großen, glatten Felsplatten, die treppenartig aneinander gefügt waren. Unterwegs bot uns unser alter Saptieh Abdullah an, wir möchten am Abend doch

im Hause seiner Freunde absteigen, wo es sauber und ordentlich sei, während wir im Khan fürchterlichen Schmutz finden würden. Natürlich nahmen wir dies Anerbieten gern an. Endlich war die Kletterpartie zu Ende, und wir waren froh, daß wir und die Pferde mit heiler Haut dastanden; denn es war inzwischen stockfinster geworden. Dann ging es nochmals hinauf und hinab, und wir konnten merken, daß wir uns in einem Thale befanden.

Es war das Thal Tapan Dere, in

dem unser heutiges Endziel liegen sollte. Bald sahen wir denn auch in der Ferne ein Licht, doch war es noch ein ziemlicher Weg, bis wir demselben näher kamen. Riesige Hunde stürzten auf uns zu und suchten nach unsern Beinen zu beißen, was ihnen aber nicht gelang. Der alte Abdullah ließ einen langgezogenen Ton in die Nacht hinaus erschallen, und heraustrat aus einem elenden Hause mit einem Rienspan in der Hand ein einäugiger Escherkess von unheimlichem Aussehen, hinter ihm eine alte



Cedern im Antitaurus.

Frau und ein junges Mädchen von auffallender Schönheit, mit lauter Goldmünzen behangen. Wir waren am Ziel. „Bujurun, effendim, chosch geldinis, ssafa geldinis, in, in, oturunus“ (Bitte, meine Herren, Sie sind sehr willkommen, steigen Sie ab, lassen Sie sich nieder!) rief uns der Hausherr mit seinem freundlichsten Grinsen zu; ich leistete sofort Folge, denn ich war todmüde. Doch dann äußerten wir den Wunsch, erst unsere vorausgerittenen Schwestern zu sehen, die im Khan abgestiegen waren; sie würden sich sonst ängstigen wegen unsers langen Ausbleibens. „Wo ist der Khan?“ „Ja, der ist weit, da kommen Sie heute in der Finsternis nicht mehr hin! Noch eine gute Stunde!“ Was sollten wir thun?

Wir konnten die Schwestern nicht allein lassen, und so mußten wir wieder die Pferde besteigen, so schwer es uns wurde.

Der alte Abdullah rief einmal über das andere: „Amann, Amann! ich alter Mann, in später Nacht, waih, waih!“ und die Thränen der Rührung rannen ihm über die gebräunten Wangen. Es half aber nichts, dem „gastlichen Dach“ den Rücken kehrend, eilten wir unter dem Gebell der Hunde hinaus in die nebelige Finsternis. Wir waren einige hundert Schritt geritten, da weigerte sich mein Pferd, über eine niedrige Mauer zu springen, die uns im Wege war, so daß ich absteigen und es führen mußte. Inzwischen waren die andern weit voraus, und ich fand den Weg nicht

mehr. Die Dunkelheit war derartig, daß ich immerfort mit dem Gaul in manns hohe Dornenhecken hineinrannte oder über Steine stolperte, ja sogar meine Reitgamaschen mir von den Beinen gerissen wurden.

Endlich gewann ich freies Feld, gab dem Pferde die Peitsche und ließ es laufen, wohin es wollte. Es dauerte nicht lange, so hatte ich meine Gefährten eingeholt. Noch eine wunderbare Rettung durften wir diesen Abend erleben. Wir konnten keinen Schritt vor uns sehen; doch plötzlich zerriß der Wolfenschleier, und die schmale Mond-



Lebensbaum (Thuja) im Antitaurus.

sichel warf ihr Licht auf unsern Weg; und was sahen wir? unmittelbar vor uns eine Art Stufe von 2—3 Fuß Tiefe! Hätten wir sie nicht gesehen, so hätten die Pferde in ihrem eiligen Laufe sich unfehlbar überschlagen und wir hätten schweres Unglück genommen. Der treue Herr hatte uns behütet und uns zur rechten Zeit den Mondschein zur Hülfe gesandt.

Endlich langten wir am Khan an, der allerdings Abdullahs Voraussetzungen entsprach; er war nur zu ebener Erde, und eine Kammer neben dem Hauptraum, welcher als Stall benutzt wurde, stand uns zur Verfügung. Die Schwestern empfingen uns mit großer Freude; sie waren bereits in Sorge um uns gewesen. Man kann sich denken, wie uns nach dem zehnstündigen ununterbrochenen, oft gefährlichen Ritt das Abendbrot schmeckte! Der Raum, in dem

wir uns befanden, bestand aus zwei breiten Holzpritschen und einem schmalen Gang dazwischen. Vier Menschen über Nacht hier zusammengebrängt, — das war mir doch etwas zu viel; ich zog es daher vor, mein Nachtlager in dem luftigen Hauptraum bei den Pferden und Eseln aufzuschlagen. Ein solcher Stall ist es gewiß gewesen, in dem Jesus geboren wurde; „es war kein Raum in der Herberge“ d. h. es waren die seitwärts gelegenen Kammern alle besetzt, so daß die heilige Familie in dem großen Mittelraum bei den Tieren bleiben mußte.

Sonnabend früh ging es bei kühler Luft und Regen wieder hinauf auf die Berge. Die Wege waren glitschig durch den nassen Lehmboden, und doch mußten die Pferde den etwa 5100 Fuß hohen Kiras-Bel (Bel = Paß) auf steilen Zickzackwegen erklimmen. Bald trat an Stelle der Weimutskiefer die Ceder, die Tanne und endlich unsere deutsche Kiefer, der Regen wandelte sich in Schnee, und wir ritten auf dem Kamm der Berge durch herrliche winterliche Waldlandschaften. Der Schnee lag nur $\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und die Luft war dabei sehr milde und angenehm. Bald führte der Weg wieder steil abwärts in das Thal des Sarus, den wir schon unten bei Adana passiert. Es ist eine romantische Felsenschlucht, rechts die Ruine einer Burg aus der Kreuzfahrerzeit, unten eine malerische Brücke über den grünen Strom. Nachdem wir dann abermals einen Gebirgszug gekreuzt, befanden wir uns im Thale des Hadjschin-Szu, eines Nebenflusses des Sarus. Hier war es herrlich zu reiten auf gutem Wege, und ich war mit dem immer noch von mir benutzten Pferde Gabriels sehr zufrieden. Es läßt kein anderes an sich vorbeireiten, geht einen angenehmen Trab und Galopp, und es ist eine Freude, es recht zu tummeln.

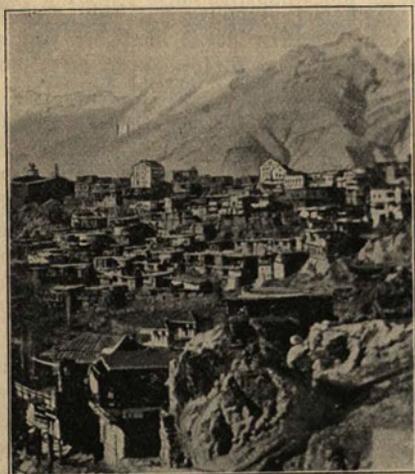
Plötzlich lag Hadjschin vor uns oder eigentlich über uns, ein märchenhaftes Bild.

2. Hadjschin.

Wie soll ich die Lage von Hadjschin schildern? Es gehört die Feder eines Dichters dazu, die mir nicht zu Gebote steht.

Mitten in dem alpenähnlichen Thal erhebt sich ein steiler, etwa 400 Fuß hoher

Felskegel, und auf diesem sieht man die Stadt auftauchen, ohne daß man von irgend einer Seite einen Zugang entdecken kann.



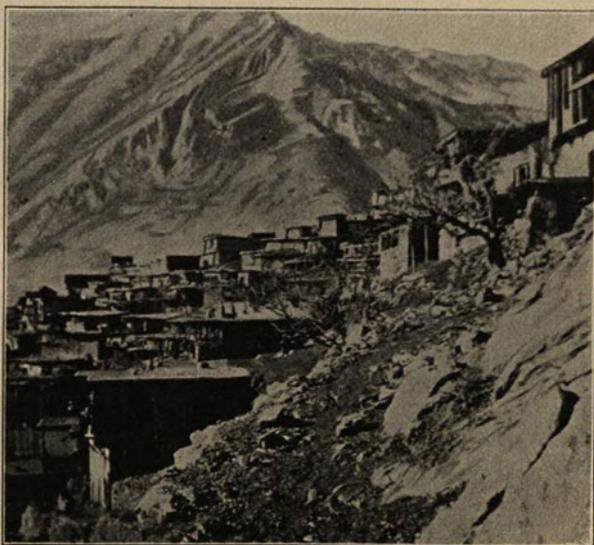
Hadschin mit den Schulgebäuden und der Kirche.

Die ersten Gebäude, die man gewahr wird, sind die gregorianische Kirche, die evangelische und die katholische Schule, alle durch ihre weiße Farbe weithin leuchtend.

Von der andern Seite ist der Zugang durch eine steile Straße. Im Trab ritt unsere kleine Schar in die Stadt ein; Soldaten und Volk waren schon benachrichtigt, und alles strömte zusammen, uns zu sehen.

Hadschin ist eine interessante Stadt. Sie ist erst im 14. Jahrhundert von einem armenischen König erbaut worden und hat sich infolge ihrer fast uneinnehmbaren Lage ihre Unabhängigkeit von den Türken lange bewahrt. Die 14 000 armenischen Einwohner sind ein kühnes, kriegerisches Geschlecht. Außer einer türkischen Familie, einigen Beamten und den 650 Soldaten der Garnison sind keine Türken in der Stadt. Selbst der oberste Regierungsbeamte, der Kaimakam (Landrat) ist ein Christ. Einen Mohammedaner würden die Einwohner nicht dulden.

Durch die Klugheit und Umsicht des amerikanischen Missionars Martin wurde hier vor drei Jahren der Ausbruch einer Mezelei verhindert. Eine Anzahl junger Armenier hatte sich verschworen, der Stadt ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu erringen. Der Zeitpunkt schien günstig; die Einwohner von Zeitun hatten die türkische Festung erobert und die ganze Besatzung gefangen genommen; andrerseits galt es zu eilen, denn aus allen Gegenden der Türkei drangen Nachrichten hierher von grausamen Mezeleien, die die türkischen Truppen und die mohammedanische Bevölkerung auf höheren Befehl unter den wehrlosen Christen angerichtet, und eine große Armee von etwa 30 000 Mann kaiserlicher Truppen zog sich um Zeitun zusammen. Auch hier schien die Regierung nichts Gutes zu planen. Die Besatzung, bisher in der Kaserne der Stadt, hatte, angeblich um Wache zu halten gegen einen möglichen Überfall der gefürchteten Zeituner Armenier, den Befehl erhalten, auf den Felsen ihre Quartiere zu beziehen, so daß sie die Stadt wie mit einem Ringe umgaben. Doch gerade hierauf gründete sich der Plan der Verschworenen. Bei Nacht wollten sie sich an die zerstreut auf den Bergen Wacht haltenden Soldaten heranschleichen, dieselben überrumpeln und gefangen nehmen oder bei etwaigem Widerstande töten. Es war ein gefährlicher



Hadschin (oberer Teil).

Plan; wenn er mißlang, so war der Schein des Rechts für ein furchtbares Blutbad gegeben.

Die Behörden wußten genau um den Plan, aber niemand regte die Hand, um die Verschwörer zu verhaften. Die seltenen Fälle, wo es wirkliche armenische Verschwörer gab, sind gewissen Leuten ein so kostbares Material, um damit ihre blutdürstige Grausamkeit zu entschuldigen, daß sie sich dieselben auch in ausgiebigster Weise zu nutze machen wollen. Man wollte die jungen Leute in die Falle gehen lassen und dies dann zum Vorwand nehmen, um die ganze christliche Einwohnerschaft zu massakrieren. Doch noch ein anderer hatte von der Verschwörung gehört; das war der Missionar Martin. Der Anführer war einst ein lieber Schüler von ihm gewesen. Er ließ ihn zu sich kommen und bat ihn in Jesu Namen, von seinem verbrecherischen Vorhaben Abstand zu nehmen; er flehte, er beschwor den Jüngling, er ließ auch die anderen Rädelshörer zu sich kommen, so daß die Missionsstation, als verdächtig, an dem Komplote teilzunehmen, von Spionen umlagert wurde, — aber alles umsonst! „Morgen schlägt die Stunde der Vergeltung für die Ungläubigen, für die Bedrücker unseres Volkes,“ war die Antwort der verblendeten jungen Leute. Der Missionar war in heikler Lage; er mußte die Stadt retten — koste es, was es wolle. So ging er denn zu dem Kaimakam, der zwar ein Christ, aber schlimmer als die Türken war, und enthüllte ihm das ganze Komplott. Dieser that sehr überrascht und konnte nun natürlich nicht anders, als die Truppen wieder in die Stadt zu ziehen und die jungen Leute verhaften zu lassen. Die Bitte des Missionars erwirkte ihnen eine verhältnismäßig geringe Strafe. So war die Stadt vor einem schrecklichen Blutbade bewahrt worden.

Wir hatten ja den Missionar Martin in Adana verlassen und trafen nur seine Frau und Kinder an. Wir sind hier auf der Missionsstation sehr gastfreundlich aufgenommen worden, und es thut uns wohl, wieder in einem civilisirten Heim zu rasten. Die Station liegt einsam am Felsabhang südlich der Stadt und etwa 200 Fuß höher als diese. Wir sind hier 3400 Fuß hoch und die Landschaft hat einen alpinen Charakter; himmelhohe Felsen, oben mit Schnee

bedeckt, umgeben uns von allen Seiten; morgens lagern sich die Wolken um uns her. Das Wetter ist unbeständig, aber die Luft milde.

Auch hier brauchten wir nicht unthätig zu sein. Gestern abend nach der Ankunft hielt Dr. L. eine Ansprache an die Kinder des Waisenhauses. Heute früh (es ist Sonntag) durfte ich mit den Lehrerinnen und älteren Kindern eine biblische Besprechung halten. Heute nachmittag predigten wir beide in der evangelischen Kirche. Eine der Lehrerinnen mußte dolmetschen. Die Kirche ist ein großes quadratförmiges Gebäude, in der Mitte mit einer von vier mächtigen Säulen getragenen Kuppel. Sie war bis auf den letzten Platz gefüllt; es mochten wohl 1000 Menschen zugegen sein; rechts saßen die Männer in ihrem Fes, links die Frauen und Mädchen in ihren großen Umschlagetüchern. Die Leute sind sehr empfänglich für das Evangelium; der alte Pastor, der nur türkisch spricht, ist ein ehrwürdiger Mann.

Hadschin, 19. Dezember 1898.

Eigentlich wollten wir schon heute abreißen, aber wir wurden mit den Besuchen und dem Rundgang durch die Schulen u. d. doch nicht so schnell fertig, als wir gedacht hatten; so haben wir die Abreise auf morgen früh verschoben.

Zuerst besuchten wir die evangelische Knaben- und Mädchenschule, in denen wir auch Ansprachen an die Kinder hielten. Es fällt mir auf, daß der Typus der hiesigen Armenier, wie schon an den Kindern zu sehen, ein ganz anderer ist, als sonst. Man merkt hier an ihnen keine Spur von Mischung mit semitischem Blut. Sonst zeichnen sich doch die Armenier durch ihr dickes schwarzes Haar und ihren bräunlichen Teint aus; die hiesigen dagegen haben meist glattes, blondes Haar und helle Gesichtsfarbe. Der Volksstamm hat sich in diesen unzugänglichen Felsenestern viel reiner erhalten, wie anderswo.

Von der Schule begaben wir uns in das Industriehaus, wo die Mission für die älteren Kinder eine Teppich- und Baumwollstoffweberei eingerichtet hat. Dieser Baumwollstoff, Adascha genannt, ist hier für die Kleidung der Männer und Frauen das gebräuchlichste Material, und das Industriehaus versteht die ganze Stadt und

Umgegend damit. Dagegen scheint mir die hiesige Teppichindustrie wenig lohnend zu sein; drei Kinder weben drei Monate an einem kleinen echten Teppich. Die Wolle dazu wird hier selbst gesponnen und gefärbt mit Kräutern, die sie sich auf den Bergen pflücken.

Auch die beiden, sehr primitiv, aber zweckmäßig eingerichteten Waisenhäuser, das zukünftige Wirkungsfeld der Schwestern

G. und L., nahmen wir genauer in Augenschein. Die Schwestern haben sich inzwischen entschlossen, sich mit unserm Komitee zu verbinden, und wir hoffen, bei der großen Not, die hier und in der Umgegend herrscht, auch hier Waisenkinder aufnehmen zu können.*) In der Umgegend sind viele Dörfer zerstört und niedergebrannt und viele Männer ermordet worden, so daß fast täglich Leute kommen, die um Auf-



Hadschin mit türkischer Schule (unten) und Missionsstation (oben rechts).

nahme armer Waisenkinder bitten; auch in der Stadt giebt es viele Waisen, deren Eltern infolge der vielen hier herrschenden Krankheiten gestorben sind. Die Arbeitslosigkeit nimmt immer mehr zu und darum auch das Elend und die im Gefolge desselben auftretenden Krankheiten, wie Typhus, Ruhr u. s. w.

Nachmittags besuchten wir den *Kaimakam*; dieser ist ein Grieche und erst

seit kurzer Zeit hier. Er empfing uns sehr liebenswürdig und lobte den Charakter der hiesigen Bevölkerung. Man lasse hier allgem. nachts alle Thüren offen; der Diebstahl sei unbekannt und das Leben so sicher, wie an wenig andern Plätzen. Er ließ einen Offizier kommen, und es wurde wegen

*) Unser Hülfsbund hat inzwischen hundert Waisenkinder in Hadschin aufnehmen lassen, die unter Obhut der beiden Schwestern stehen.

der Reiseroute alles besprochen, uns auch ein neuer Saptieh beigelegt, da Gabriel den Weg nicht kennt. Sodann gingen wir alle zusammen in die neue mohammedanische Schule, wo der Mollah uns empfing; auf dem Dach der Schule genossen wir bei dem



Auf dem Dache des mohammedanischen Schulhauses.

herrlichen, warmen Sonnenschein so recht die schöne Aussicht auf Stadt, Thal und Berge.

Die terrassenförmig angelegte Stadt lag auf ihrem Felsenlegel in wunderbarer Beleuchtung da. Die Häuser haben hier alle flache Dächer, die mit festgestampftem Kies bedeckt, untereinander zusammenhängen. Die Leute besuchen sich, indem sie von Dach zu Dach gehen. Wenn es auf den Straßen schmutzig ist, tritt man daneben auf die Dächer der eine Bergstufe tiefer gelegenen Häuserreihe, die mit der Straße in gleichem Niveau liegen. In Verfolgungszeiten entfliehen die Leute über die Dächer, und man versteht die Warnung des Herrn: „Wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen.“ Die meist nur einstöckigen Häuser, die aus Lehmziegeln gebaut sind und statt der Fenster nur Löcher haben, machen einen elenden Eindruck.

Wir haben morgen einen schwierigen, zehnstündigen Weg vor uns, zuerst 1000 Fuß hinauf, dann ebensoviel hinab und über den Sarus, den wir mit Pferden und Gepäck durchschwimmen müssen; doch sagt man uns, daß für Fußgänger die Brücke vielleicht noch benutzbar sei. Für

das Wetter, das wir bis jetzt getroffen, sind wir sehr dankbar; wir hätten es gar nicht besser wünschen können. Es regnet zwar regelmäßig in der Nacht, aber am Tage ist köstliche Frühlingsluft bei warmem Sonnenschein.

3. Nach Kufusus, dem Verbannungsorte des heiligen Chrysothomus.

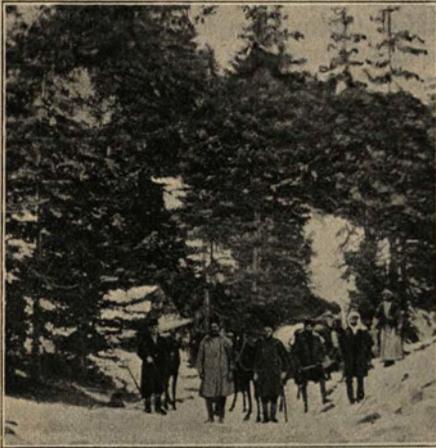
Dienstag den 20. Dezember ganz früh brachen wir von Hadschin auf. Die Sterne leuchteten so schön, und es begann zu dämmern. Die Luft war noch recht kalt und der Boden gefroren. Zuerst ging es von der schon hoch am Felsen gelegenen Missionsstation in Schlangenlinien noch eine Stunde weit aufwärts und dann konnten wir etwa zwei Stunden in schnellem Trabe auf einer Hochebene reiten, von wo aus wir den herrlichen Sonnenaufgang beobachten konnten. Leider schien Gabriels Pferd, das ich noch immer ritt, nicht gewohnt, auf kleinen, spitzigen Steinen zu laufen; es stürzte zweimal mit mir. Wir standen beide Male gesund wieder auf bis auf eine Wunde am Knie, die das Pferd davon getragen hatte. Von da an aber war das Tier nicht mehr zu gebrauchen; einmal unsicher geworden, kam es nicht aus dem Stolpern heraus. Von der Hochebene ging es auf schmalen Pfaden wieder gegen 1000 Fuß ins Thal des Sarus hinab, so steil, daß selbst die



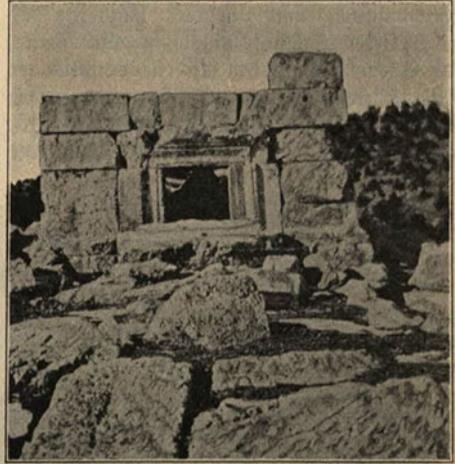
Im Thal des Sarus.

an das Klettern gewöhnten Pferde nur mühsam fortkommen konnten. Unten im Thal unter einer großen Platane auf einem Felsblock am Fluſſe machten wir Mittagspause, bei der wir uns aber nicht lange

aufhalten durften. Eine Brücke war zwar nicht vorhanden, der Fluß hatte die letzten Reste derselben fortgerissen, aber wir fanden eine Furt, durch die wir ohne sonderliche Beschwerde den Fluß passieren konnten;



Im Tannenwald des Antitaurus.

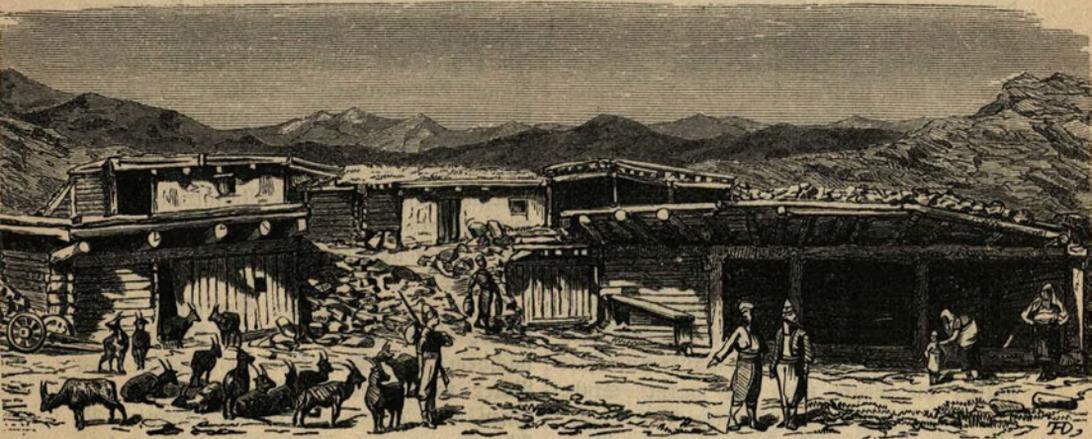


Griechische Tempelruine im Antitaurus.

ſelbſt unsere Sachen litten keinen Schaden. Auf der andern Seite ging es wieder ebenso ſteil hinauf, oben eine Strecke durch eine Hochebene und dann durch verſchneite Thäler mit wunderschönen Edeltannen, eine Landschaft, die ganz an den Schwarzwald erinnerte. Nachmittags 2 Uhr kamen wir an eine alte Tempelruine mit griechischer Inſchrift aus heidniſcher Zeit, die noch ganz gut erhalten war.

Von hier an wurde der Weg recht be-

ſchwerlich; der Schnee wurde immer tiefer, und mein Pferdchen, das zum ersten Male in ſeinem Leben durch ſo tiefen Schnee ritt, kam dermaßen ins Stolpern hinein, daß mir eine Sehne am Bein übersprang, ſo daß nun jeder Schritt des Pferdes mir zur Qual wurde. So konnte ich nur langsam reiten und blieb mit meinem Saptieh weit hinter den andern zurück. Zwei Stunden lang ritten wir über sonnenbeglänzte Schneefelder, ſo daß die Augen



Armenisches Gebirgsdorf.

fast geblendet wurden. Endlich, nach Sonnenuntergang, kamen wir an ein Dorf; ich hoffte schon, es sei unser Ziel — aber weit gefehlt! Die schmutzigen Kurdenmädchen am Brunnen belehrten mich bald, daß es nicht der Ort war, den wir suchten. Wir mußten noch mehrere hundert Fuß durch tiefen Schmutz hinab in eine weite, öde Ebene. Hier brachte ein einstündiger Ritt in ziemlich dichter Finsternis uns nach Gößkun, dem alten Kukufus. Ja, rauh und öde gelegen ist dieser Ort, wie

man es in der Biographie des Chrysostomus liest; aber wie es diesem einst infolge der vielen Liebe und herzlichen Aufnahme, die er hier fand, gar lieblich erschienen ist, so ging es uns auch. Da es keinen Khan hier gab, so nahm eine christliche Familie uns freundlich auf. Auf dem Dache des Hauses hielten wir mit unserer kleinen Karawane; durch eine Dachluke stiegen wir zwei Treppen hinab bis zu dem fensterlosen großen Raum, der zugleich als Schlaf- und als Stube der Familie diente. Diese be-



Armenische Bauernfamilie.

stand aus einer alten Mutter mit ihren zwei Söhnen und zwei Schwiegertöchtern, drei unverheirateten Kindern und vier Enkelkindern. Als wir ankamen, war ich vollständig fertig. Mit Mühe schleppte ich mich noch zu dem Feuerplaz, den die freundlichen Leute mit Jorgans (Steppdecken) und Kissen für Bruder L. und mich zurechtgemacht und sank auf demselben nieder, um die erstarrten Glieder am lodernden Feuer zu erwärmen. Wie mag es erst dem Chrysostomus zu Mute gewesen sein, als er nach unsagbaren seelischen und körperlichen Leiden endlich diesen Zufluchtsort fand, der ihm fast wie ein Paradies erschien! — Mit rührender Gastfreundschaft hatten die Leute uns ihre warme Stube sofort abgetreten und bequem zugerichtet; die Betten lagen alle sauber an den Wänden hoch aufeinander getürmt, und der

schmucklose Raum dünkte uns schöner als ein Königsaal.

Gößkun, etwa 4500 Fuß hoch gelegen, wurde noch 1097 von den Kreuzfahrern als eine bedeutende armenische Stadt unter dem Namen Coxon angetroffen. Unter der Türkenherrschaft ist es allmählich heruntergekommen; jetzt hat es kaum 1500 Einwohner, darunter nur 100 Christen. Von diesen 100 Christen sind in der Massakrezeit nicht weniger als 30 erschlagen worden, darunter allein sechs aus der Familie, die uns beherbergte!

Diese, evangelischer Konfession, war früher die reichste des ganzen Ortes; aber nachdem im Massakre die Türken den Vater und mehrere Söhne erschlagen und ihnen alles genommen hatten, konnten sie sich nur ganz allmählich wieder etwas heraufarbeiten. Bei der Unterhaltung mit

ihnen gefiel es mir besonders, daß sie für ihren Ort zunächst nicht um Geldunterstützungen baten, sondern nur um Gelegenheit, das Evangelium zu hören und um einen Lehrer für ihre Kinder.

Raum eine halbe Stunde hatten wir uns von den Strapazen der Reise am Feuer liegend erholt, als eine Bewegung in die Gesellschaft kam. Sie flüsterten miteinander, und die Mädchen steckten die Köpfe zusammen; gleich darauf trat ein türkischer Beamter herein, fragte höflich nach unserm Ergehen und kündigte uns den Besuch des Amtsvorstehers (Müdir) an. Alle Mitglieder der Familie kleideten sich nun um; die Frauen und Mädchen, die sonst wie die Männer Pumphosen trugen, zogen sich Röcke an, die Männer säuberten sich und die Hausfrau machte Kaffee. Nach einer Weile erschien der Amtsvorsteher mit dem Ortsvorsteher und dem Offizier der Militärstation. Die beiden ersteren ließen sich neben mir auf zwei Kissen nieder und die üblichen Höflichkeitsphrasen wurden ausgetauscht.

„Effendim, ich bin sehr betrübt,“ rief der Müdir einmal über das andere aus. „Weshalb beunruhigen Sie sich?“ „Warum hat mir der Kaimakam von Hadschin nicht telegraphiert, daß Sie kommen würden? Hätte ich gewußt, daß ein so „lieblicher Besuch“ (asis myssafir) zu erwarten stand, so hätte ich Ihnen vor dem Orte einen feierlichen Empfang bereitet und Sie hätten nicht in dieser elenden, schmutzigen Hütte übernachten müssen.“ „Wir sind bei unsern lieben Wirten sehr gut aufgehoben.“ „Das freut mich und wehe ihnen, wenn sie es nicht thäten, aber ich hätte Sie gerne in meinem eigenen Hause bewirtet! Effendim, ich bin sehr betrübt!“

Unsere Wirte waren bemüht, diese drei türkischen Gäste so gut zu bedienen, als sie irgend vermochten, aber sie ernteten trotz des größten Eifers und des demüthigsten Benehmens keinen Dank, sondern eine sehr hochmüthige Behandlung. Die unterdrückte Stellung der Christen in diesem Lande kam hier so recht zum Ausdruck.

Als der Besuch sich entfernt und wir unser Abendessen eingenommen hatten, gingen wir zur Ruhe. In dem Zimmer des oberen Stockwerkes, in welchem wir schliefen, war noch kein Glas wieder in die Fenster eingesetzt, welche die Türken beim Massacre

zerschlagen hatten, denn das Glas ist hier sehr teuer. So tobte in der Nacht der Sturm mit Macht durch die Fenster und wirbelte den Schnee auf unsere Lagerstätten. Doch wir, in unsere Schlaffäcke eingehüllt, merkten nichts davon und wachten erst wieder auf, als uns morgens ein Kohlenbecken zur Erwärmung hineingefetzt wurde.

Bei einem Rundgang durch den Ort zeigte man uns die zerstörte Kirche. Die Vorderwand fehlte und alles andere war durchlöchert.

„Warum baut ihr sie denn nicht wieder auf?“ fragte ich. „Die Erlaubnis dazu wird uns verweigert.“ Später hörte ich näher, wie dies zusammenhängt. Von evangelischer (amerikanischer) Seite war Geld für den Wiederaufbau dieser ursprünglich gregorianischen Kirche gesammelt worden unter der Bedingung, daß die Evangelischen auch ihren Gottesdienst in der Kirche abhalten dürften. Die gregorianischen Einwohner waren es wohl zufrieden. Als aber der gregorianische Wartabed (ein höherer Geistlicher) von Marasch davon hörte, ging er zu der türkischen Behörde und sagte, sie sollten den Aufbau der Kirche verhindern, denn die gregorianische Kirche könne auf jene Bedingung nicht eingehen; und wenn die Protestanten versuchen würden, dort Gottesdienst zu halten, so solle die Polizei sie ins Gefängnis werfen! So ist durch das unbrüderliche Verhalten dieses Priesters zum Gaudium der Türken die Kirche noch immer eine Ruine.“ Der Herr gebe, daß der armen Christengemeinde von Kufusus bald Hülfe kommt!

4. Über den Ayer-Bel nach Marasch.

Am Mittwoch um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr früh ritten wir von Gößkun fort, zuerst durch die Hochebene und dann über den Göß-Szu, den größten Nebenfluß des Dschihon. Der Name Göß-Szu ist hier für Flüsse sehr gebräuchlich (eigentlich „Himmelswasser“), und man muß daher immer genau unterscheiden, welcher Göß-Szu gemeint ist. So heißt der Kalykadnus, der bei Seleucia (Seleffe) in Cilicien ins Meer mündet, so heißt der

*) Unserm Hülfsbund ist es aber inzwischen gelungen, einen evangelischen Lehrer dort anzustellen, der so viel wie möglich sucht, das Evangelium in die Familien hineinzubringen.

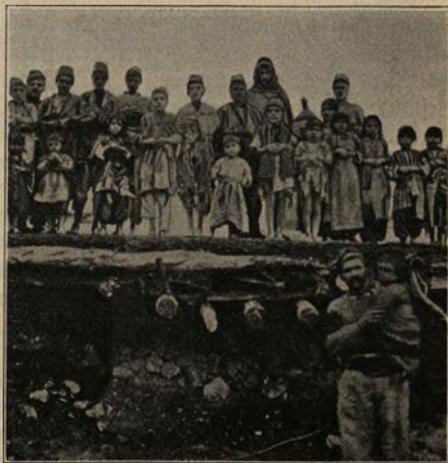
Sarus in seinem Oberlauf, so heißt endlich dieser Nebenfluß des Dschihon (Pyramus).

Nach einer Stunde endete der Fahrweg, und ein schmaler Fußpfad führte uns hinauf auf die schneeigen Berge. Immer steiler wurde der Weg, immer tiefer der Schnee, bis zu $\frac{1}{2}$ Meter. Zwar zeigte das Thermometer nur -5° R., aber der eisige Sturm, der uns entgegenwehte, machte den Hinauftritt äußerst beschwerlich. Wir dankten Gott, als wir endlich auf der höchsten Höhe des Myer-Bel angelangt waren, denn wir konnten die Glieder schon kaum mehr bewegen. Nun überließen wir die klugen Tiere ihrer Ortskenntnis und machten den Abstieg zu Fuß, mit großen Schritten durch den tiefen, oben gefrorenen Schnee springend. Diese schnelle Bewegung war uns ein wahres Labfal; da der Schnee tief genug war, brauchten wir nicht zu befürchten, uns an Steinen zu stoßen oder auf Geröll auszugleiten, auch war es nicht nötig, auf den Weg zu achten, da wir das Ziel deutlich vor uns sahen. Bald wurden alle Glieder wieder warm, und im Thal angelangt, bedauerten wir, daß wir schon unten waren. An einer Quelle an einem schneefreien Plätzchen machten wir dann unsere Mittagspause. Wir waren bereits fünf Stunden unterwegs, und kaltes Huhn, Brot und Apfelsinen mundeten uns vortrefflich. Wasser wurde trotz des Durstes gemieden, denn man sollte im Orient nur solches Wasser genießen, von dessen unschädlicher Natur man gewiß überzeugt ist.

In diesem Thal eines Nebenflusses des Dschihon (Pyramus) herrschte trotz seiner ziemlich hohen Lage noch immer die Platane vor. Das Reiten ging dieses Mal besser, als am Tage zuvor; ich hatte ein zwar elend aussehendes, aber an Schnee und Steine gewöhntes Tier, mit dem ich schnell vorwärts kam. Je tiefer wir hinabkamen, um so milder wurde die Luft. Gegen 5 Uhr aber ritten wir wieder aufwärts nach dem hoch am Bergesabhang gelegenen armenischen Dorfe Tschaghlaran, welches zu der Stadtgemeinde von Fyrnyß gehört. Es war zu spät geworden, um auf den schmalen Gebirgspfaden zu dem noch $1\frac{1}{2}$ Stunde weiter und höher gelegenen Fyrnyß vorzudringen; letzteres ist in der furchtbaren Zeit des Winters 1895/96 fast gänzlich zerstört worden. 3620 Flüchtlinge aus den umliegenden

Dörfern, die sich daselbst befanden, wurden getötet, die jungen Mädchen darunter zum Teil in Harems geschleppt, zum Teil wurde von den grausamen Soldaten Lustmord an ihnen verübt! Nur 380 Frauen und Kinder blieben übrig, die nach dem blutigen Werke auf einen Haufen gesammelt, von den Soldaten zwei Tagereisen lang wie eine Herde Schafe nach Marasch getrieben wurden. Viele konnten in den dortigen Waisenhäusern Aufnahme finden, aber viele waren unterwegs umgekommen. Wenn ein Kind müde wurde und nicht weiter konnte, so wurde es von den Soldaten einfach in den Fluß geworfen. Beim Passieren der Brücke war es ihnen ein besonderer Sport, die Kinder unversehens hinabzustößen. Am Tage nach der Ankunft fand man vor der Stadt eine Frau mit ihrer Tochter. Die Haare waren ihnen mit der Kopfhaut abgerissen. Die Skalpe lagen auf den Kleidern neben den entkleideten Leichnamen. Das Fleisch war von Hunden angefressen! O, wann wird die Stunde der Vergeltung schlagen?

Die Häuser des Dorfes T. sind auf dem Bergabhange zerstreut und haben nur von vorne einen Eingang; der hintere Teil



Arme Kinder auf dem Dach eines Hauses.

ist in den Berg hineingebaut. Fenster sind nicht vorhanden. Nach unserer Ankunft traten die Männer des Dorfes zu einer Beratung zusammen, und endlich fanden wir Aufnahme in dem Hause des Dorfobersten. Auch sein Haus lag zum Teil unter der Erde. Auf den Dächern der umliegenden Häuser sammelte sich, während

wir abstiegen, fast die ganze Bewohnerschaft an. Die Erwachsenen meist in Lumpen gehüllt. Die Kinder trotz des Winters und Schnees fast unbedeckt. Manche hatten nur ein Hemd an, welches noch dazu meist aus Löchern bestand. Schuhe oder Strümpfe konnten wir bei keinem bemerken. Vor drei Jahren wurde die Hälfte des Dorfes von den Türken zerstört und 65 Männer und Knaben erschlagen. Alle Sachen wurden geraubt; die meisten Familien haben noch jetzt keine Betten in dieser Winterkälte und schlafen, alle aufeinanderliegend und sich gegenseitig mit ihren Körpern wärmend!

Bruder L. holte eine große Spieldose heraus, und die Leute standen im Kreise um uns, den schönen Weihnachtsmelodien lauschend; ich sprach, zum ersten Male in türkischer Sprache, einige Worte zu ihnen über die große Liebe Jesu zu den Müheligen und Beladenen, die sie mit großem Verlangen aufnahmen. Trotz ihrer Armut und Entbehrungen waren es freundliche und fröhliche Leute. Als ich so das Glend der armen Leute anschaute, da faßte mich ein Ingrimm gegen solche deutschen Reporter, die da behauptet haben, „es geschähe den Armeniern schon ganz recht, denn sie seien die Blutsauger ihres Landes!“

Während ich mit den Leuten sprach, tauchte unter all den zerklümpeten Gestalten ein ehrwürdiger Mann auf in Fes und schwarzem Turban, wie ihn die gebildeteren Christen hier tragen. Die Menge machte ihm ehrerbietig Platz. In seiner Begleitung befand sich ein junger Mann mit einer Bibel unter dem Arme. Sie lauschten andächtig dem, was ich ihnen sagte, und ich freute mich über das lebhafteste Verständnis, welches besonders der ältere an den Tag legte. Der Jüngling saß mit seiner Bibel zu den Füßen seines Meisters und blickte, sowie dieser etwas sagte, mit einer Art von schwärmerischer Verehrung zu ihm empor. Wir hatten später noch Gelegenheit, Näheres über die beiden zu hören.

Doch es wurde kalt und dunkel, und wir traten daher in die Stube des Dorfoberhauptes; es war ein fensterloses, großes Erdloch mit einem Feuerplatz, welcher den ganzen Raum mit Rauch erfüllte; von hier ging das einzige Licht aus. Unser Wirt war auch schon durch große Trübsal hindurchgegangen. Als die türkische Armee von 30 000 Mann gegen das benachbarte

Zeitun heranrückte, sandte er, wie es viele andere damals thaten, seine Frau, seine drei Kinder, sein Vieh und alle seine Habe nach Zeitun, damit sie dort sicher seien. Er hat weder Frau, noch Kinder, noch Eigentum jemals wieder gesehen. Welch furchtbare Zeit muß damals in Zeitun gewesen sein, das sonst nur 10 000 Einwohner zählte, damals aber 30 000 beherbergen mußte. Kein Wunder, daß der Hungertyphus Tausende hinwegraffte.

Abends kam dann jener ehrwürdige Mann, der Lehrer des Dorfes, mit seinem Gehülfen, um uns seinen Besuch zu machen. Ihm war im Massakre die rechte Hand durchschossen worden, und so kam er mit seinen sieben Kindern in große Not, zumal die Gemeinde ihn nicht bezahlen kann. Der junge Mann mit dem eigentümlich schwärmerischen Blick unterrichtet auch umsonst die Kinder des Dorfes. Der Lehrer und sein Gehülfe gehören beide zu einer Sekte der gregorianischen Kirche „Muhabedschi“ d. i. „die Liebenden“ genannt, welche streng nach der Schrift zu leben trachtet und auch in den äußeren Einrichtungen die Sitten der apostolischen Zeit zu erneuern sucht. Der Lehrer las 1. Petr. 1 auf türkisch vor und sprach ein Gebet. Beide Männer halten abends Gebetsversammlungen in den Häusern und suchen soviel als möglich Gottes Wort zu verbreiten. Wir freuten uns, ihnen am nächsten Tage in Gegenwart der Männer des Dorfes einige Geldmittel zu Kleibern für die Kinder und zur Unterstützung der Armen einhändigen zu können. Unser Abendbrot nahmen wir in Gegenwart von etwa 20 uns zuschauenden Männern ein. Auch die Morgentoilette blieb nicht ohne Publikum. Das Dorfoberhaupt leuchtete uns beim Waschen mit einem Rienspan, während das Publikum vor der nicht vorhandenen Thür stehend uns neugierig anstarrte.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, begleitete uns ein junger Mann; derselbe will sich verheiraten, besitzt aber noch keine Bettdecke. Es ist bezeichnend für das hier herrschende Glend, daß der Besitz einer Bettdecke schon als hinreichend gilt, um eine Familie zu begründen. Er wollte deshalb zur amerikanischen Mission gehen, um sich dort das ihm Fehlende zu erbitten. Er war glücklich, als wir ihm eine Medschidieh (= 3,45 Mark) gaben,

damit er sich in Marasch eine kaufen konnte.

Zuerst ging es bei ziemlich starker Kälte steil hinab ins Thal. Fyrnyß blieb rechts oben auf den Bergen liegen. Etwas westlich von Fyrnyß liegt die geschichtlich wichtige Stadt Geben, der letzte Zufluchtsort des letzten Königs von Klein-Armenien, Leo VI., der hier 1375 nach achtmonatlicher Belagerung kapitulierte und als Gefangener nach Kairo transportiert wurde.

Der Ritt durch das Thal und über die Berge war herrlich. Sobald die Wege aufgetaut waren, wurde es so heiß, daß wir übereinstimmend dies für den heißesten Tag unserer Reise erklärten. Die Berge, die wir zu passieren hatten, bestanden aus einer schiefergrauen Erde, die offenbar von Anschwemmungen herrührt; mit Ausnahme einiger verkümmelter Kiefern trägt dieser Boden keinen Pflanzenwuchs. Unter kühlem Schatten an einer frischen Quelle hielten wir unsere Mittagsrast. Sechs Stunden hatten wir zurückgelegt, aber ein abermaliger sechsständiger Weg lag noch vor uns! Nach einem dreistündigen Ritt über einige Gebirgszüge aus Konglomeratgestein passierten wir die große steinerne

Brücke über den Pyramus und rasteten in der am andern Ufer gelegenen Militärstation bei einem Täßchen Kaffee, welches die freundlichen Soldaten uns bereiteten.



Brücke über den Pyramus.

Von hier aus hatten wir noch drei Stunden auf schlammigem und dabei steinigem Boden durch eine öde Gegend zu reiten, um Marasch zu erreichen.





Viertes Kapitel.

Marasch und das dortige Waisenwerk.

Eine Stunde darauf, — ich war den andern ein ziemliches Stück vorausgeritten — sehe ich in weiter Ferne zwei Pferde mit Windeseile auf uns zusprennen; ich setze mein Pferd auch in Galopp, um zu sehen, wer uns da entgegenkam. Nach wenigen Minuten konnte ich unsere Schwester Rubach, die Leiterin unseres hiesigen Waisenwerkes in Begleitung eines der Pastoren von Marasch begrüßen. Sie ritt einen herrlichen arabischen Schimmelhengst, der die wunderbarsten und gewagtesten Sprünge machte; bald folgten noch zwei Reiter, Frau Mac Allum, die Gemahlin des amerikanischen Missionars mit dem Doktor, und endlich ein drittes Paar, Herr Mac Allum mit einem andern Pastor. Es war uns eine große Freude, die liebe Schwester wiederzusehen. Fünfviertel Jahre war es her, seit sie von Bebek aus die Reise via Schwarzes Meer, Amassia und Charput nach Marasch angetreten hatte, und wie vieles hatte sie in dieser Zeit erlebt und erfahren von der herrlichen Durchhülfe des Herrn und dem wunderbaren Segen, den er auf treue Arbeit legt.

Wir waren also elf Reiter, die in die Stadt hineinsprengten. Alles Volk, Türken, Armenier, Katholiken, sammelten sich, um uns zu sehen.

In einem unserer Waisenhäuser stiegen wir ab, wo der dritte Pastor und das Personal des Hauses, insbesondere der ehrwürdige Hausvater Nadschar Johannes und seine Frau, uns willkommen hießen. Die auf der Veranda versammelten Kinder sangen in türkischer Sprache das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Alle sahen sehr

nett und sauber aus; die meisten von ihnen hatten auch hier blonde Haar- und Gesichtsfarbe. Man merkte es der lieben Schwester R. an, welche Freude es ihr war uns alles zu zeigen, was wir bis dahin nur aus ihren mit großer Pünktlichkeit erstatteten Berichten kannten. Sie hat auch sehr fleißig geschafft, um die Anstalt auf ihre jetzige Höhe zu bringen. Das noch ganz neue Haus, früher vom französischen Konsul bewohnt, ist vom Hülsbund käuflich erworben und sehr nett eingerichtet. Augenblicklich schreibe ich in Schwester R.'s Arbeitszimmer, welches an das eines deutschen Pastors erinnert. Man kann hier auf Augenblicke fast vergessen, daß man in der Fremde ist. Bruder L. ist bereits zur Ruhe gegangen und Schwester R. puht soeben den Weihnachtsbaum für morgen mit Lametta und vergoldeten Kienäpfeln an.

Marasch ist Telegraphenstation ersten Ranges d. h. mit internationalen Verbindungen. Es besitzt schöne Basare und bedeutenden Handel, besonders in kurdischen Teppichen, Decken und gestickten Gewändern. Die Bevölkerung besteht aus 20 000 Christen und 35 000 Mohammedanern. Unter den Christen sind etwa 3000 Evangelische, 3000 Katholiken und 14 000 Gregorianer. Die Sprache ist Türkisch; den Armeniern des gewöhnlichen Volkes hier ist ihre eigene Nationalsprache unbekannt. Marasch ist berühmt als Geburtsort des Patriarchen Nestorius und des großen byzantinischen Kaisers Leo III. des Isauriers. Im ersten Kreuzzuge wurde es durch Gottfried von Bouillon erobert; später wurde es eine der wichtigsten Städte des Klein-Armenischen

Reiches. Im 14. Jahrhundert kam es in die Hände der Ägypter. Während des türkisch-ägyptischen Krieges war hier sechzehn Monate lang das Hauptquartier des türkischen Oberstkommandierenden Ibrahim Pascha, in dessen Stabe sich auch Graf Moltke befand. Die hier ausgegrabenen Altentümer beweisen, daß Marasch schon in uralter Zeit eine blühende Stadt des hethitischen Reiches gewesen ist (s. o. bei den Anfarjes in Tarsus); zwei steinerne Löwen aus dieser Zeit konnte ich im Konstantinopeler Museum sehen.

Die Armenier nennen die Stadt „Kermanig“ nach ihrem alten Namen „Germanicia“. Sie liegt sehr abgeschlossen von der Außenwelt; kein mit Wagen passierbarer Weg erreicht sie. Doch wird das wohl bald anders werden. Denn wenn der Sultan die Konzession zu dem deutschen Bahnbau giebt, der sich an die Bahn von Konstantinopel nach Ikonium anschließen soll,*) so wird auch Marasch mit Adana einerseits und mit Antab andererseits durch diese Bahn verbunden werden.

Die amerikanische Mission hat



Waisenkinder mit Fräulein Kubach und den Hauseltern Rafschar Dhanes und seiner Frau.

hier 1855 eine Station begründet. Zu derselben gehören ein theologisches Seminar, eine höhere Knaben- und eine ebensolche Mädchenschule. Fünf Außenstationen sind damit verbunden, aber alle sind durch das Blutbad vor drei Jahren schwer geschädigt worden. Das theologische Seminar wurde verbrannt, — es steht noch heute als Ruine da — die Missionsstation völlig ausgeplündert und die evangelischen Gemeinden der Umgegend teils mit Feuer und Schwert, teils mit erzwungener Konversion beinahe vernichtet. In der Massakrezeit sind nicht weniger als 1390 Männer und Jünglinge ermordet worden, darunter einige Zöglinge

des theologischen Seminars. Auch in das französische Jesuitenloster drang ein Offizier ein, und während der Pater ihn freundlich bewirtete, tötete er diesen plötzlich unter einem nichtigen Vorwande. Selbst die Frauen und Jungfrauen blieben nicht verschont. Man entblödete sich nicht, anständige Damen und junge Mädchen öffentlich mit viehischer Grausamkeit zu entehren und sie dann schutzlos im Schnee und Schmutz liegen zu lassen. Kleine Kinder sind in jener furchtbaren Notzeit hier oft Hungers gestorben; ihre Leichname ließ

*) Ist inzwischen geschehen.



Ansicht von Marosch.

man auf den Wegen liegen und von den Hundten verzehren! Doch genug davon!

Der heutige Tag war den Besuchen gewidmet nach der hier üblichen Sitte, daß der Fremde zuerst Besuche empfängt und sie dann erwidert. Die sämtlichen drei Gemeindefkirchenräte der hiesigen drei evangelischen Gemeinden besuchten uns nacheinander und baten uns, am Sonntag in allen drei evangelischen Kirchen zu predigen. Auch besuchten wir den Mutesfarif Pascha,* der uns sehr liebenswürdig empfing und versprach, alles für uns zu thun, was in seiner Macht stehe. Wir überreichten ihm ein schönes Bild unsers Kaisers, wofür er uns als Gegengeschenk eine Photographie vom Grabmal des ersten Sultans in Brussa dedizierte. Er hat uns bereitwilligst ein neues Bujurultu bis nach Urfa ausgestellt. Heute Abend fand dann in der höheren Töchterchule eine Gebetsgemeinschaft mit allen Missionaren und Missionarinnen statt. Text war das Weihnachts-evangelium, und die kleinen Kinder von Mac Allums sangen uns allerliebste kleine Weihnachtslieder und deklamirten die Weihnachtsgeschichte.

Mac Allums sind liebe, entschieden gläubige Leute; vor drei Jahren bei der Belagerung von Zeitun mußte er als Vertreter des erkrankten englischen Konsuls in Gemeinschaft mit dem französischen und italienischen Konsul mit dem Kommandeur der Belagerungsarmee Edhem Pascha, späterem Sieger im griechischen Kriege, die Friedensverhandlungen für die Stadt Zeitun führen. Seit jener Zeit war er den türkischen Autoritäten mißliebig und ist einmal mit knapper Not einer Verhaftung entgangen, nachdem man einen Brief von ihm abgefangen hatte. Wir freuen uns darauf, morgen mit dieser lieben Familie das Weihnachtsfest zu feiern.

Heute haben wir unsern Diener Georgios nach Konstantinopel zurückgeschickt. Wir brauchen doch noch einen Mann, der zu kochen versteht und außerdem noch einen, der die noch anzulaufenden Pferde unterwegs in sachkundiger Weise versorgt. Mit Georgios hätten wir also drei dienstbare Geister außer dem Saptieh und den Maulthiertreibern, und das wäre doch wahrlich des Guten zu viel für uns zwei Leute. Dazu kommt, daß er zu sehr die Neigung

besitzt, sich von den einfachen Leuten in den Dörfern als Konstantinopeler Effendi behandeln und bedienen zu lassen, was dem Zweck unserer Reise entschieden widerspricht. Auch für unsern Saptieh Gabriel schlug die Trennungstunde; er durfte uns nur bis Marasch begleiten und konnte nun unsern Georgios begleiten. Sie sind auf einem kürzeren Wege über Missis, das alte Mopjueste, nach Adana aufgebrochen.

Marasch, 26. Dezember 1898.

Am Sonnabend den 24. Dezember hatten wir vormittags eine lange ersehnte stille Zeit, die wir zur Vorbereitung auf die Gottesdienste am Sonntag benutzten. Nur der Hausvater unsern zweiten Waisenhauses machte uns seine Aufwartung. Ehe Fräulein Rubach Mitte November dieses Jahres das jetzige Haus bezog, wohnte sie nebst den würdigen armenischen Hauseltern in dem älteren Waisenhause, welches in der unteren Stadt gelegen ist. Letzteres konnte nun zur Aufnahme von weiteren 50 Waisenkindern benutzt werden.

Das neue Haus ist sehr ansprechend und sauber. Unten ist eine große offene Veranda mit Springbrunnen, oben eine große Glasveranda, an welche sich an der rechten Seite des Hauses noch ein breiter, offener Balkon anschließt. Die Kinder hier sind durchweg bedeutend ruhiger als die von Konstantinopel. Der furchtbare Druck, der hier auf dem ganzen Volke liegt, hat sie offenbar ein wenig eingeschüchtert. Wenn man sich aber persönlich mit den einzelnen beschäftigt, so haben sie ein freundliches, offenes Wesen.

Am Tage nach unserer Ankunft war gerade ein Kind neu aufgenommen: aus seiner Heimat Zeitun, wo eine große Hungersnot ausgebrochen ist, war es geflüchtet, weil es selbst durch Betteln nicht mehr sein tägliches Brot fand. Die Nacht vorher hatte es auf den verschneiten Bergen zwischen Marasch und Zeitun zugebracht und saß nun, zitternd vor Frost, in Lumpen gekleidet und starrend vor Schmutz, am Feuer, sich die erstarrten Glieder wärmend; und doch — das ist bezeichnend für die Lebensweise der Frauen und Mädchen — die Haare waren in acht zierliche Zöpfe sorgfältig geflochten und die Arme mit etwa zehn Spangen aus buntem Glas, ja einer aus Silber geschmückt! Das Kind

*) Regierungs-Präsident.

war uns ein lebender Beweis von dem Elend, welches in Zeitun und Umgegend herrschte.



Neuankommenes Kind aus Zeitun.

Zuerst ist es oft nicht leicht, das Vertrauen dieser armen Kinder zu gewinnen; sie sind es so gewohnt, von einem zum andern herumgestoßen zu werden, überall lästig zu sein, nirgends Liebe zu erfahren, daß sie es ganz verlernt haben, an Liebe zu glauben. Es kommt vor, wenn unsere Schwester ein neu aufgenommenes Kind liebkost, es dann um sich schlägt und beißt. Zuweilen dauert es lange, bis ein solches armes Kinderherz auftaut. Und doch dürfen wir auch schon liebliche Früchte sehen. Eines Tages kommt unsere Schwester K. morgens in die Waschküche — es war Waschtage — und will mit den Waschfrauen etwas besprechen. „Wo sind die Waschfrauen?“ „Wir haben sie fortgeschickt.“ „Aber Kinder, wie kommt ihr dazu,“ fragt sie die kleinen Mädchen, die eifrig waschend am Waschfaß stehen. „Sieh, liebe Mutter, wir haben uns überlegt, jede Waschfrau bekommt im Jahre so und so viel; wir können das Geld sparen und lieber davon noch ein anderes armes Kind aufnehmen.“

Ein anderes Mal kommt nach dem Läuten der Mittagsglocke eine Deputation der Kinder zu ihr und bittet: „Wir möchten gerne spazieren gehen.“ „Jetzt, Kinder?

Protes, Reiseberichte.

habt ihr denn nicht gehört, daß es zum Essen geläutet hat?“ und armenische Kinder freuen sich ebenso auf das Mittagessen, wie ihre deutschen Geschwister! „Ja, gerade deshalb, liebe Mutter, möchten wir spazieren gehen, denn wir haben draußen vor dem Thor viele arme hungernde Leute gesehen. Sollen wir uns an den Tisch setzen, während sie Hunger leiden? Nein, sie sollen sich heute an unsern Tisch setzen und wir spielen auf den Bergen. Heute abend finden wir ja dann wieder unsere warme Suppe.“ Die Schwester K. willfahrte natürlich gerne diesem Wunsche der Kinder.

Es ist in Stadt und Umgegend noch immer große Not. Man bedenke, daß eine Frau durch fleißiges Spinnen täglich nur etwa fünf Pfennige verdient!

Wenn man die Kinder nach ihren Verhältnissen fragt, so erhält man oft wunderbare Antworten. „Habt ihr zu Hause zu essen gehabt“ fragten wir ein Kind. „Wie sollten wir, da wir doch keinen Vater haben,“ war die Antwort. Wenn die Leute nur trockenes Brot haben, so sind



Zwei glückliche Schwestern.

sie schon glücklich, obwohl dieses Brot aus den zusammengescharrten Abfällen von Reis und Getreide gebacken, oft ganz sandig ist.

Wer sich noch etwas Warmes kochen kann, gilt schon für wohlhabend. Wir haben daher daran gedacht, hier oder in Zeitum eine Madtscha-Weberei einzurichten, um den Leuten Arbeit zu geben. Das ist ein Artikel, der sich hier im Lande gut verkauft, während die Herstellungskosten von echten Teppichen zu teuer sind, um in Europa noch profitable Preise zu erzielen. Der Arbeitslohn beträgt für einen Teppich von 1½ m Breite und 3 m Länge über 40 Mark; dazu kommt die Wolle, die hier sehr teuer ist, die Farbstoffe und die Färberei, so daß ein solcher Teppich in Europa nicht mehr zu verkaufen wäre.

Am Nachmittage um 2 Uhr hatten wir bei geschlossenen Fensterläden unsere Weihnachtsfeier für die Kinder bei brennendem Christbaum. Sie sangen in deutscher Sprache unsere trauten Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Darauf hielt ich ihnen eine türkische Ansprache über die christliche Deutung des Weihnachtsbaumes und seiner symbolischen Sprache, und P. L. richtete an sie einige herzliche Worte, die von Schwester R. gedolmetscht wurden.

Abends hatten wir bei Mac Allums unsere Weihnachtsfeier im gemüthlichen Familienkreis. Die Geschenke für die Kinder hingen, wie es früher auch bei uns üblich war, am Christbaum. Nach dem Gesang einiger schöner englischer Weihnachtslieder wurde ein großer Korb mit lauter eingewickelten Geschenken für die Erwachsenen gebracht, auf deren jedem der Name des Empfängers stand. Auch wir wurden mit Aufmerksamkeit freundlichst bedacht, so daß wir mit vielen Päckchen beladen heimkehrten. Trotzdem aber war mir doch das Herz schwer, daß ich das erste Weihnachtsfest, an dem mein kleines Söhnchen sich schon mitfreuen kann, fern von meinen Lieben in Bebel zubringen mußte.

Beim Abendbrot interessierte mich besonders eine Mitteilung über die konziliante Stellung Ebdhem Paschas zum Christentum. Er soll damals geäußert haben: es sei doch eigentlich gar kein so großer Gegensatz zwischen den Religionen des Islams und des Christentums; man solle nach Konstantinopel einmal eine Konferenz berufen, um die Vereinigung beider Religionen durchzusetzen. (!!!)

Gestern morgen, am ersten Feiertage, holte mich Herr Mac Allum ab und wir gingen zu der neuen evangelischen Kirche, woselbst ich zu predigen hatte. Seit Jahren steht dieselbe unfertig da; die Regierung giebt keine Erlaubnis sie zu vollenden. So fehlen die Dielen, der Putz und die Fenster. In dem großen, winddurchbrausten Gotteshause rieselte der Kalk von den Wänden und auf unsere Kleider. Trotz der schneidenden Kälte aber hörten die Leute aufmerksam zu, als ich ihnen das alte und doch ewig neue Weihnachtsevangelium auslegte.

Von hier führte uns unser Weg an einer 1895 zerstörten und verbrannten Kirche vorbei nach der ältesten evangelischen Kirche. Der Atem wollte uns fast vergehen, so blies uns der Sturm ins Gesicht. Alle Gewässer waren gefroren, und lange Eiszapfen hingen überall ganz schräge in der Windrichtung. An unserm Ziele angelangt, konnten wir uns kaum unserer Überschuhe in der Vorhalle entledigen, so stark war der Sturm.

Die Kirche, ein dreischiffiges Gebäude, enthält Raum für etwa 1600 Personen. Sie war ganz gefüllt. Die Seitenschiffe sind durch je vier hohe Säulen von dem Hauptschiffe getrennt. Der Boden ist mit Matten und Teppichen belegt; Bänke giebt es nicht, da die Leute nach Landesfittte à la turca auf dem Boden kauern. Bruder L. eröffnete den Gottesdienst mit einer von Herrn Mac Allum gedolmetschten Ansprache über Dffb. 1, 5.

Dem eigentlichen Gottesdienst war aber noch eine längere Weihnachtsfeier der Sonntagsschule und Waisenhäuser vorangegangen. Es waren etwa 400 Waisenkinder der verschiedenen Anstalten und außerdem die Sonntagsschulen der Stadt zugegen. Die Kinder sagten die messianischen Weissagungen des Alten Testaments, sowie eine größere Anzahl Weihnachtsgedichte auf und sangen mehrere türkische Weihnachtslieder in recht frischer, wenn auch für unser Gefühl ungewöhnlich rauher Weise. Besonders bewegte es mich, als ich von den Lippen unserer Kinder noch einmal unsere deutschen Weihnachtslieder dahinrauschen hörte durch die hohen Hallen des Gotteshauses und hinweg über die Hunderte von roten Fes. Auch ein englisches Lied wurde gesungen, und so hatten wir in demselben Gottesdienst

die deutsche, armenische, die türkische und die englische Sprache, ein Bild dafür, daß der Geist Gottes auch jetzt noch, wie zu Pfingsten, die babylonische Sprachenverwirrung wieder aufzuheben sucht. Nach Bruder L. predigte ich über Luk. 1, 78.

In dem benachbarten zweiten deutschen Waisenhaufe war für uns der Tisch gedeckt. Wir hatten dort noch einen traurigen Anblick. Eins unserer Kinder, das noch am vorigen Abend gesund bei unserer Weihnachtsfeier gewesen war, war plötzlich

umgefallen, Blut war aus ihren Ohren gestürzt und es hatte mit einem Male den Verstand verloren. So saß das vorher noch so fröhliche Kind da, mit blödem Gesichtsausdruck, klagend und wimmernd. Ein Bluterguß ins Gehirn hatte stattgefunden.

Von hier gingen wir zum Gottesdienst in der zweiten evangelischen Kirche, wo Bruder L. an der Hand der Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande über das Thema predigte: „Wie wir Jesum finden



Hungernde und frierende Armenier.

können und welche Hindernisse uns dabei im Wege stehen.“

Zu unserer Überraschung bediente sich unser Freund hierbei zum ersten Male der englischen Sprache, wodurch Herr Mac Allum das Dolmetschen bedeutend erleichtert wurde. Unter den Zuhörern bemerkte ich auch einen Mollah mit seinem weißen Turban. Haben doch die Türken bei der Eroberung des Landes den Christen die Bedingung auferlegt, daß es jedem Türken gestattet sein soll, jeden christlichen Gottesdienst zu besuchen. Gott kann diese Klausel noch einmal den Mohammedanern zum

großen Segen wenden. Vor der Predigt fand eine interessante, feierliche Handlung statt. Auf eine Aufforderung des Pastors traten 16 Männer und Frauen vor und wurden nach feierlichem Glaubensbekenntnis in die evangelische Gemeinde aufgenommen. Sie waren bisher Gregorianer, aber schon lange in der Unterweisung der Pastoren und begehrten nun, in die Abendmahlsgenossenschaft aufgenommen zu werden. Mit dieser Aufnahme in die evangelische Abendmahlsgemeinschaft ist keineswegs ein Austritt aus der gregorianischen Kirche notwendigerweise verbunden.

Sehr viele werden nach wie vor in den Personalregistern der Regierung als „Gregorianer“ aufgeführt. Rechnen wir noch die große Menge der regelmäßigen Kirchenbesucher hinzu, die noch nicht Glieder der Abendmahlsgemeinde sind, sowie die Kinder, so ergibt sich, daß die Anzahl der Protestanten in der Türkei bei weitem größer ist, als die amtlich festgestellte Zahl von 97 000 Köpfen.

Die Frauen erscheinen in der Kirche mit großen weißen Tüchern, die die ganze Gestalt einhüllen; überhaupt gehen alle weiblichen Personen auf der Straße mit weiten Umschlagetüchern, und es gilt als eine Schande, ohne ein solches sich öffentlich sehen zu lassen. Deshalb ist es für unsere Kinder, wenn sie ihre Tücher einmal haben herumliegen lassen, eine furchtbare Strafe, wenn Fräulein R. dieselben dann wegnimmt und sie ihnen für den Schulweg nicht einhändig. Die Schule ist nämlich ziemlich weit von unsern Waisenhäusern entfernt, so daß die Kinder mittags nicht zurückkehren, sondern von früh acht bis nachmittags vier Uhr in der Schule bleiben. Ihr Mittagessen, bestehend aus Brot und Rosinen oder Brot und Käse essen sie im Schulhof. Morgens früh erhalten sie eine warme kräftige Suppe mit Schwarzbrot, und abends ist die Hauptmahlzeit, bestehend aus Pilaw (gedünsteter Reis mit Fleisch), Bulgur (Weizengröße), Linsen oder anderen Hülsenfrüchten in Breiform mit Fett gekocht. In der Schule giebt es über 150 arme Kinder, die ohne irgend etwas im Magen zur Schule kommen und dort, ohne etwas zu essen, bis um vier Uhr aushalten müssen. Für diese armen Kinder hat Br. L. jetzt Geld angewiesen, damit sie, zunächst für ein Viertel Jahr, immer in der Schule ihr Essen bekommen können.

Doch ich fahre fort in meinem Tagesbericht. Nach dem Gottesdienst kamen, wie üblich, die Männer und einige Frauen der Gemeinde zu uns, um uns die Hände zu schütteln, und dann ging es heim; es war inzwischen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr geworden. Der Weg war kaum gangbar, da das Atmen mit den größten Schwierigkeiten verbunden war; man mußte den Berg hinaussteigen und sich jeden Schritt von dem eisigen Sturm erkämpfen, der uns entgegenwehte. Durch den Mund zu atmen war sehr gefährlich und durch die verschnupte Nase

kaum möglich. Nach vielem Stillestehen kamen wir endlich zu Hause an und das „hamd olssun“ = „Gottlob“ kam uns recht von Herzen, als die warme gemüthliche deutsche Stube uns wieder aufnahm. Die Hitze ist im Sommer hier so groß, daß die Europäer alle auf drei Monate nach Jasschan hinauf auf die Berge ziehen; einen Sommer in Marasch zu bleiben soll für Europäer tödlich sein. Auch unsere Missionsgeschwister bauen sich dann für drei Monate oben in den Gebirgswäldern ihre Laubhütten, die Waisenhäuser den eingebornen Hauseltern überlassend. Es ist das die Zeit der Sommerferien. Um so empfindlicher ist aber der Gegensatz zwischen Sommer und Winter; wenn die orkanartigen kalten Stürme Stadt und Land durchbrausen, steht gleichfalls aller öffentliche Verkehr still. Heute war deshalb auch die Mehrzahl der Kinder nicht in der Schule erschienen. Es ist nämlich nach amerikanischer Weise heute am 26. Dezember kein Feiertag; alles geht seinen gewöhnlichen Gang, jeder an seine Arbeit.

Während ich heute morgen nach unserer gewohnten biblischen Besprechung meine Erinnerungen aufzeichnete, hatte Br. L. mit Herrn Mac Allum grundlegende Besprechungen über den Fortgang unserer Arbeit hier. Da hier überall offene Thüren sind für das Evangelium, und die Not noch ganz besonders drückend auf dem Volke lastet, ist es nicht unmöglich, daß der Schwerpunkt unserer Arbeit in Zukunft hierher verlegt wird. Unser Vorstand denkt doch, daß wir in Bebek keine dauernde Arbeit haben werden, weil dort die Wortverkündigung zu sehr zurücktritt. Dieser Gedanke ist in Br. L. durch den Anblick der hiesigen Arbeitsfelder noch bedeutend verstärkt worden. In diesem ganzen Gebiete von Tarsus über Sis, Hadschin nach Marasch ist ein doppelt hungriges Volk; hungrig nach irdischem Brot, aber noch mehr nach dem Brot des Lebens und nach dem lebendigen Wasser des Geistes Jesu! Wo werden die Arbeiter herkommen, die der Herr für diesen zubereiteten Boden haben will? Er wird sie zu Seiner Zeit bereit machen zu Seinem Dienst, wenn Seine Stunde gekommen ist.

Am Nachmittag hielt ein Trupp Reiter vor unserm Hause; es war der erste gregorianische Priester von hier, Wartabed

Dhannes mit einem Gefolge von vier Armeniern. Er sprach sich sehr anerkennend über das Waisenwerk aus, äußerte aber den lebhaften Wunsch, daß man doch auch hier die gregorianischen Kinder ab und zu in ihre Kirche schicken möchte, was ihm bereitwillig zugestanden wurde. Dann bat er sehr, wir möchten doch Schritte zur Gründung eines deutschen Hospitals hier selbst thun; er erklärte sich bereit, seine Gemeinde zu veranlassen, Grund und Boden

dazu unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Die vielen hier und in der Umgegend verbreiteten Krankheiten lassen auch uns die Begründung eines deutschen Hospitals in Marasch als sehr wünschenswert erscheinen, und der Vorstand wird gewiß dazu bereit sein, wenn der Herr, dem ja alles Silber und Gold gehört, die nötigen Mittel dazu zur Verfügung stellt.

Nach diesem Besuche sahen wir uns ein Haus an, welches zur Begründung



Evangelisch-armenische Prediger.

eines Knabenwaisenhauses zum Kauf angeboten worden war. Wir haben bis jetzt 100 Mädchen in Marasch und möchten gerne noch etwa 50 Knaben aufnehmen.*) Da das Haus aber zu teuer war, so kam es nicht weiter in Betracht. Sodann besichtigten wir das englische Waisenhaus Eben-Gzer mit seinen 50 Knaben. Diese

*) Inzwischen hat die Zahl unserer Waisenkinder in Marasch die Zahl von 300 beinahe erreicht.

waren eben aus der Schule zurückgekehrt und saßen um verschiedene Kohlenbecken, ihre Hände erwärmend. Es ist erstaunlich, wie viele Kinder bei wenig Raum untergebracht werden können, wenn, wie es hier geschieht, die Matratzen auf die Erde gelegt und tags wieder weggeräumt werden. Da kann jeder Platz ausgenützt werden. Schön ist hier das überall durch die Häuser fließende Quellwasser, eins der besten Vorbeugungsmittel gegen viele Krankheiten. In

diesem Waisenhause war endlich noch ein solide gemauertes türkisches Bad, in Form eines kleinen Tempels gebaut. Der Tisch des Speisezimmers war gerade mit dampfendem Bulgurpilaw besetzt, der gewiß wenige Minuten später in den hungrigen Mägen verschwand.

Von hier aus folgten wir einer Einladung von Miß S., der Vorsteherin der sechs englischen Waisenhäuser mit ihren 300 Kindern. Sie hatte auch die drei Pastoren der Stadt geladen, erprobte, gläubige Männer.

Der eine von ihnen warf im Gespräch die Frage auf: „Warum hat Gott unserm Volke diese schwere Zeit gesandt?“ und gab darauf die Antwort: „Um uns mit allen Christen der ganzen Erde zu verbinden und um uns zu ermahnen, daß wir mit unserm Leben und Wandel ein besseres Zeugnis von unserm Christentum ablegen, damit man um uns her endlich lernt, was wahres Christentum ist.“ Diese Antwort ist gewiß zutreffend und verdient, allgemeiner bekannt zu werden!

Miß S., eine liebe, innige Christin, war früher in dem großen Rettungswerk in Ost-London beschäftigt und ist nur um der Waisen willen in diese Arbeit eingetreten. Doch hat sie, wie oft die Amerikaner und Engländer, wenig Fühlung mit dem Volk, lebt auch nicht mit den Kindern zusammen, sondern besucht sie nur hin und wieder. Wir haben hingegen die feste Überzeugung, daß wir nur dann auf die Dauer einen segensreichen Einfluß ausüben werden auf das Volk, wenn wir mit ihm zusammen leben und uns seinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten nach Möglichkeit anpassen.

Der Sturm brauste heute noch ungeschwächt, aber die Sonne kam doch wieder hindurch und taute das Eis wieder ein wenig auf.

So Gott will, reite ich morgen mit Herrn Mac Allum nach Zeitun; eine Deputation von Zeitun hat gebeten, daß wir ihnen doch auch das Wort des Herrn verkündigen möchten. Es ist mir eine Freude, die berühmte Stadt besuchen und der Bevölkerung predigen zu dürfen.

Da ich die Erlebnisse in Zeitun in

einem besondern Kapitel behandeln will, so möge hier gleich der Bericht über die letzten Marascher Tage folgen: derselbe ist aus Urfa vom 8. Januar 1899 datiert.

Nach zwölfstündigem, anstrengendem Ritte über das verschneite Gebirge waren wir am 30. Dezember, nachmittags fünf Uhr, mit Gottes Hilfe wohlbehalten von Zeitun in Marasch wieder angelangt. Mein Freund L. war inzwischen eifrig thätig gewesen. Die Bevölkerung war mit Begeisterung erfüllt worden für die Begründung eines deutschen Hospitals und die Vorstände der verschiedenen Konfessions- und Religions-Gemeinschaften hatten für reichliche Beisteuern ihrer betreffenden Gemeinden gutgesagt; ein neues Waisenhaus war gemietet, die Verhandlungen mit dem Pascha wegen eines Anbaues an dem kürzlich gekauften Hause beendet und die Sympathie der Bevölkerung für unser Hilfswerk gewonnen. Der Mutesfarif-Pascha ist ein wohlwollender, freundlicher Herr, der seine eifrige mohammedanische Gesinnung zwar durch den Bau einer Moschee darzuthun gesucht hat, dabei aber den Christen nicht feindlich gesinnt ist. Im vergangenen Frühjahr war in Marasch und Umgegend eine schreckliche Dürre, so daß die Ernleausichten in Frage gestellt schienen. Da ordnete der Pascha an, daß alle Religionsgemeinschaften, Evangelische, Gregorianer, Katholiken und Mohammedaner Gebetsversammlungen abhalten sollten. Bei letzteren stieß die Ausführung dieses Befehls auf Schwierigkeiten; ihre Jugend störte die Versammlungen so, daß nichts daraus wurde. Da strömten die Mohammedaner zu den evangelischen Gebetsversammlungen. Tausende pilgerten täglich auf den evangelischen Friedhof und auf die steinernen Höfe um die Kirchen her und flehten, nachdem die Pastoren gepredigt hatten, zu Gott um Regen. Katholiken und Gregorianer wurden dessen schließlich müde und verspotteten die Evangelischen, die immer noch anhielten mit ihrem Gebet. An einem Tage war's besonders schlimm gewesen; mit Steinwürfen versuchte man die Evangelischen vom Wege zu ihren Versammlungen abzuhalten. Sie aber ließen sich nicht einschüchtern und siehe, gerade in der folgenden Nacht kam der Regen! Nun ordnete der Pascha Dankgebetsversammlungen an. Mit wie fröhlichem Herzen

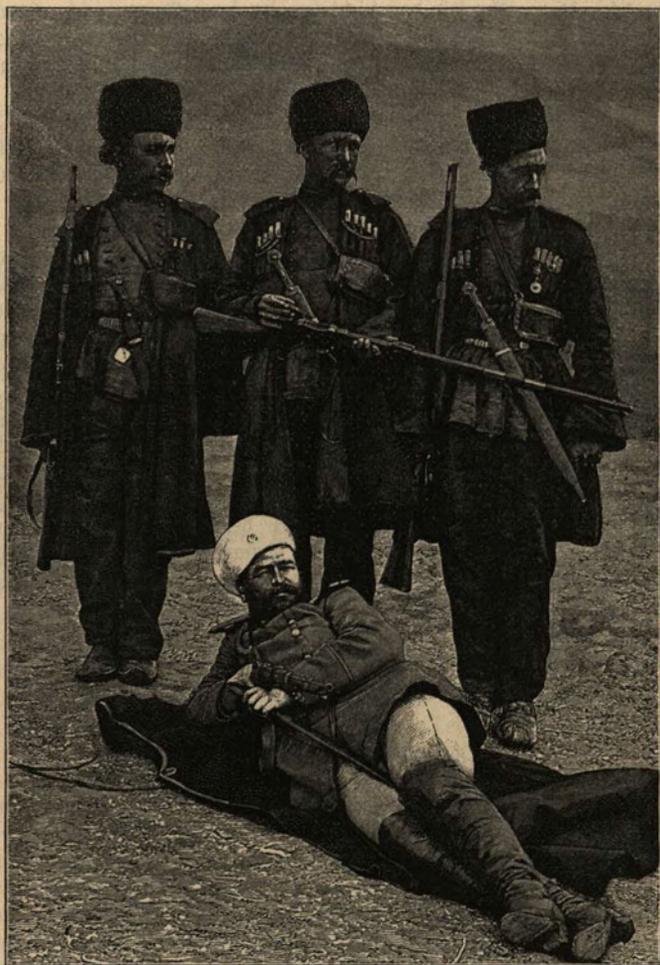
werden die Evangelischen, mit wie beschämten Herzen die andern gedankt haben!

Der Sonntag nach unserer Rückkehr war Neujahr. Nach dem Frühgottesdienst sprach ich nacheinander in der evangelischen Mädchen- und der Knabenschule. Wie manches Märtyrerkind war unter den so aufmerksam lauschenden Schulkindern, wie manchem sah man auf dem Gesichte noch das Schwere an, das es durchgemacht hatte. Die Kinder erhalten in diesen Schulen der Amerikaner (nicht zu verwechseln mit den Waisenhäusern) eine verhältnismäßig ausgedehnte Bildung, vielleicht etwas zu viel äußeres Wissen für ihre Verhältnisse, gegen eine ganz geringe Pension, 5—10 Pfd. = 93—187 M. pro Jahr! So können auch wenig bemittelte Eltern ihren Kindern eine höhere Bildung angedeihen lassen. Ob das in diesem Lande immer ein Vorteil ist, darüber sind die Meinungen freilich sehr geteilt. Jedenfalls aber kommen die Kinder auf diese Weise mehrere Jahre unter guten christlichen Einfluß.

P. L. und ich hielten an diesem Tage in den evangelischen Kirchen noch einige Gottesdienste.

Die meisten unserer Freunde ahnen gar nicht, eine wie blühende evangelische Kirche besonders in Klein-Armennien besteht. Die drei evangelischen Kirchen Marasch's z. B. sammeln sonntäglich in je drei Gottesdiensten etwa 12 000 Andächtige um Gottes Wort. Es macht jedesmal einen gewaltigen Eindruck, in dem Schiff der Kirche über 1000 Männer im Fes oder ihrem schwarz-grünen Turban auf der Erde

kauern zu sehen, alle mit solcher Spannung dem Worte Gottes lauschend, als ob sie auch nicht ein Wort verlieren wollten. Die meisten der regelmäßigen Kirchenbesucher sind noch nominell Gregorianer, aber viele, die das heilige Sakrament noch in ihrer alten Kirche nehmen (wo es auch



Iskerkessen.

sub utraque specie ausgeteilt wird) sind im Herzen gut evangelische Christen.

Wir hatten das Glück, in Herrn Mac Allum einen des Deutschen kundigen Dolmetscher zu haben. Nur in Notfällen, wenn weder für Deutsch noch für Französisch ein Dolmetscher zu finden ist, bediene ich mich bei Ansprachen der türkischen Sprache. Das Konstantinopeler Türkisch

wird im Innern schwer verstanden, hat doch jede Provinz ihren eigenen Dialekt. Außerdem ist die türkische Sprache reich an ähnlich klingenden Worten, so daß bei nicht sehr großer Übung leicht so folgenreichere Verwechslungen passieren, wie deren eine jenen jungen Missionar in Verlegenheit setzte. Er predigte über Matth. 5, 14—16: „Ihr seid das Licht (yschuyck) der Welt . . ., daß sie eure guten Werke (szemereinis) sehen;“ yschuyck sprach er aber: „escheck“, szemereinis wie szemerlerinis, aus. Furchtbare Folge! Die Leute können sich das Lachen nicht halten, der junge Prediger wird immer verlegener und muß endlich die Predigt kurz abbrechen und die Kanzel verlassen. Zu spät macht man ihn auf seine undeutliche Aussprache aufmerksam; escheck heißt nämlich: „Esel“ und szemerlerinis „eure Packsättel“!

Der Montag nach Neujahr brachte die Vorbereitungen zu unserer Reise durch das nördliche Mesopotamien. Bis dahin hatten wir uns mit den Mietpferden begnügt, bei deren Benutzung man nicht versucht war, dem Tscherkessen Sprichwort beizustimmen, daß „das Paradies der Erde auf dem Rücken der Pferde“ liege. Bei dem billigen Kaufpreise der Pferde in hiesiger Gegend kommt auch das Mieten derselben auf die Dauer viel zu teuer. Wir erstanden daher zwei große, schöne, ausdauernde Tscherkessenpferde für je 12 Stg. = 222

Mark. Sie haben sich bis jetzt sehr bewährt und sind bewundernswürdig in ihrer Ausdauer, Schnelligkeit und Lenksamkeit.

Als Pferdeknecht gewannen wir einen Tscherkessen, Hamid mit Namen; ein echter Vertreter seines Stammes, hochgewachsen, mit einer Wespentaille, blond und bis auf die etwas tartarisch geschlitzten Augen echt germanisch aussehend, scheint er ein treuer Diener zu sein. Seine Kleidung ist der bekannte lange, schwarze Rock mit den vielen Patronen vorn auf der Brust. Als die Armenier ihn sahen, sagten sie lachend: „Wenn ihr den mitnehmt, wagt sich niemand an euch heran.“ Dabei machten sie die bezeichnende Gebärde des Halsabschneidens als einer unserm Hamid nur zu wohlbekannten Sache.

Um die Mittagszeit waren wir zur Abreise bereit, nachdem noch die notwendigen Lebensmittel eingekauft waren; wer aber nicht kam, das waren unsere Maultiertreiber, die mit dem Gepäck uns folgen sollten. Eine Stunde nach der andern verrann und endlich war es zu spät geworden. Wir konnten erst am folgenden Tage abreisen. Zwei Tage später sollten wir erfahren, was Gottes Vätertreue mit dieser uns erst so unliebsam erscheinenden Verzögerung beabsichtigte.

Doch ehe ich weiter gehe, möchte ich erst als Episode meinen Besuch in Zeitungschildern.



Fünftes Kapitel.

Ein Besuch in Zeitun.

1. Abasch.

Wir hatten anfänglich daran gedacht, gemeinsam nach Zeitun zu reisen, da aber mein Freund L. noch manches andere zu thun hatte, so machte ich mich allein nur in Begleitung des amerikanischen Missionars Mr. Mac Allum am 27. Dezember auf den Weg. Wir hatten am ersten Tage nur einen sechsstündigen Ritt bis zu dem Dorfe Abasch, dessen Nothlage uns als besonders dringend geschildert worden war. Milde Lüfte wehten, als wir Marasch verließen. Zwei Stunden ritten wir durch eine einförmige, steinige Gegend, bis wir wieder über die Brücke kamen, die uns über den Pyramus führte (s. o.). Dann ging der Weg über zahlreiche, mit spärlichen Weimutskiefeln bestandene schwarz-graue Lehmbügel immer weiter hinauf in eine Gebirgsgegend aus Konglomeratgestein bestehend. Allmählich wurde es winterlich und die Pferde mußten auf mit Schnee und Glatteis bedecktem Steingeröll hinaufklimmen. Inzwischen war die Sonne untergegangen und wie immer hier im Orient, brach die Nacht bald herein, so daß der Abstieg zum Thal von Abasch äußerst erschwert wurde; ein schmaler Fußpfad, durch Glatteis fast ungangbar gemacht, führte an schroffen Abgründen steil hinab; unsere Pferde kamen in der Finsternis nur stolpernd vorwärts. Endlich waren wir unten am Fluß, einem Nebenfluß des Pyramus (Dschihon), und sahen in der Ferne einige Lichter von Abasch. Es war bitter kalt geworden, unsere Hände und Füße von dem letzten langsamen Reiten wie erstarrt,

und noch galt es, den reizenden Gebirgsfluß zu überschreiten. Doch der Herr half uns auch hier hinüber und nach einer halben Stunde waren wir am Ziel. Doch wo nun hin? Einen Khan gab es hier nicht. Wir hielten an einigen elenden Hütten, deren Besitzer aber achselzuckend auf ihre leeren, bettenlosen Räume wiesen; sie konnten uns nicht aufnehmen und schlossen brummend hinter sich die Thür. Endlich kamen wir an ein größeres „Haus“, welches dem ersten Manne des Dorfes gehörte, und dieser erklärte sich bereit, uns zu beherbergen. Wir zogen unsere Pferde in den leeren Stall, der das Erdgeschoß einnahm, und kletterten auf einigen leiterartig zusammengeagelten Baumstämmen hinauf zum oberen Stock. Der vordere Teil desselben bildete eine Art großer Veranda, die aber außer zwei schwankeuden Brettern keinen Boden hatte, so daß man beim Laternenlicht sehr künstlich balancieren mußte, um die Thür des einzigen, in den Berg hineingebauten fensterlosen Gemaches zu gewinnen. Einige Holzscheite brannten schon am offenen Feuerplatz, und es war uns eine große Wohlthat, uns auf zwei zu beiden Seiten desselben ausgebreiteten Jorgans, d. i. Steppdecken, ausstrecken zu können. Während wir einen schnell bereiteten Abendimbiß aus Kakao und mitgebrachter kalter Küche bestehend, verzehrten, sammelten sich die Männer des Dorfes im Gemach und kauerten sich im Schein des Feuers halbkreisförmig um uns. Es waren meist hochgewachsene Gestalten mit blondem Haar und Schnurrbart, deren Lumpen und hagere Gesichter aber von viel Entbehrung zeugten.

Bald entspann sich ein Gespräch mit den Leuten, das uns hineinblicken ließ in die Not und den Jammer der Armenier dieser Gegend. Es nahm uns dabei sehr für sie ein, daß Leuten, denen der Hunger aus den Augen schaute, der Mangel von Schule und Kirche als der größte Notstand erschien. Unter allen Männern des Dorfes war nur ein einziger, der lesen konnte. Als vor vier Jahren zur Zeit des Krieges der Türken gegen Zeitun die Armenier der umliegenden Dörfer in die Stadt flüchteten, begrub dieser Mann seine Bibel unter einem Kochtopf in seinem Hause und sprach: „Bleibe hier, du mußt dich selbst behüten, denn du bist Gottes Wort.“ Als er zurückkehrte, war sein Haus, wie alle anderen, eine Trümmerstätte, aber in der Erde fand er unverfehrt seine Bibel. Diese Bibel ist noch jetzt die einzige im ganzen Dorf. „Habt ihr denn auch in der Umgegend keine Schule?“ fragte ich. „Ja, 1½ Stunden entfernt, in einem Nachbardorfe ist eine Schule, deren Lehrer vom Patriarchen bezahlt wird, aber wir können unsere Kinder nicht hinschicken. Sie würden bis nachmittags, wo sie heimkehren, vor Hunger schwach werden, denn wir haben kein Brot, das wir ihnen mitgeben könnten.“ Deshalb baten sie dringend um einen Lehrer und um Verteilung von Brot an die Kinder. Obwohl sie Gregorianer sind, wären sie für einen evangelischen Lehrer dankbar.

Über den Notstand hörten wir folgende Einzelheiten. Unter dem Namen Alabasch sind fünf zerstreute Ortschaften zusammengefaßt. Vor vier Jahren zählten sie zusammen 1800 Einwohner. Von diesen aber gingen zur Zeit des Krieges auf der Flucht nach Zeitun 700 zu Grunde, meist Frauen und Kinder. Jede Familie hat jetzt durchschnittlich nur noch ein Kind, und seit drei Jahren sind keine Kinder mehr geboren! Das giebt eine Anschauung von der hier herrschenden Hungersnot. — Seitdem haben die Bauern sich ihre zerstörten Häuser wieder aufgebaut, da das Holz in den schönen Wäldern der Umgegend umsonst zu haben ist und sie es sich nach dem Verlust ihres Viehes durch den Fluß herabschwimmen lassen konnten, da sie ferner die Ziegel sich selbst an der Sonne trocknen. Sonst haben sie aber fast alles verloren; es sind im ganzen Dorfe nur geblieben: 3 Kühe, 5 Joch Ochsen, 4 Maultiere, 1

Fohlen, 20 Ziegen und 4 Schafe. Einige Familien haben nichts von Betten oder Decken, sie liegen jetzt im kalten Winter ohne jegliche Bedeckung des Nachts auf der Erde, oft die ganze Familie auf einem Haufen, um sich gegenseitig zu wärmen. In diesem Jahr ist die Not wieder besonders groß. Sonst gaben die reichen Gutsbesitzer den Bauern gegen den halben Ertrag der Ernte das Saatkorn. Dieses Jahr haben die reichen Leute ihnen aber keins gegeben, weil selbst ihnen der Weizen zu teuer war. „Wie viel Waisenkinder habt ihr hier?“ fragte ich sie. „Nur zwei, denn die andern sind gestorben.“ Das jüngste von ihnen führte man mir vor; es war ein Knabe von sechs Jahren, auf einem Auge blind, nur mit einem Feschen eines ehemaligen Hemdes bekleidet. Gern versprach ich, daß wir es in unser Waisenhaus in Marasch aufnehmen würden. Ein Mann starb vor einigen Tagen am Hunger; ein anderer, ein Familienvater mit sechs Kindern, lag im Sterben, ebenfalls am Hungertyphus. Als wir ihm am nächsten Tage eine Medschidie (3,45 M.) Unterstützung zukommen ließen, bekam er wieder neuen Lebensmut und auch seine Krankheit wandte sich zum Bessern.

Für Gottes Wort sind die Leute sehr empfänglich. An einer biblischen Besprechung über Matth. 6 (das Sorgen und das Trachten nach dem Himmelreich) beteiligten sich die meisten sehr rege mit Fragen und Antworten. Sie zogen von allem, was man sagte, sogleich die praktischen Konsequenzen für ihr Leben, ich mußte damit die geistliche Reife unserer, doch in guten Schulen vorgebildeten Landbevölkerung vergleichen, und dieser Vergleich fiel entschieden zu Gunsten der Armenier aus. Nachdem wir noch mit ihnen gebetet, begaben wir uns inmitten eines großen Zuschauerkreises zur Ruhe, indem wir uns in unsere Schlafsäcke wickelten. Schon lange vorher hatten wir ganz im dunklen Hintergrunde einige Gestalten kauern gesehen. Als wir uns zu schlafen anschickten, kamen sie aus dem Hintergrunde scheinbar hervor; es waren die Frau und Töchter respektive Schwiegertöchter des Hauses, die sich nach der Sitte des Landes in der Versammlung der Männer nicht sehen lassen durften. Vier Stunden hatten sie in eisiger Kälte geduldig dort im Finstern gekauert, ohne

sich bemerklich zu machen. Sie zitterten vor Kälte und ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander. Wimmernd unter lautem Stöhnen wärmten sie sich nun am Feuer ihre erstarrten Hände und Füße.

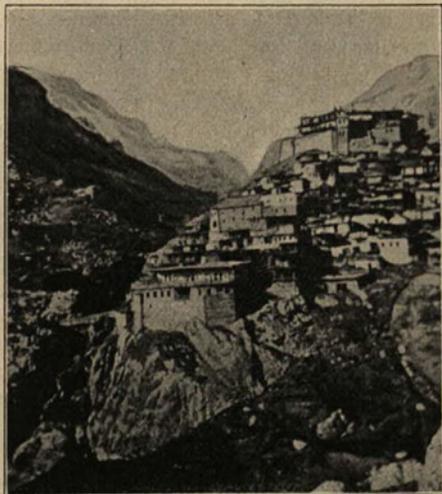
Ja, wer wissen will, was Not und Kälte ist, sollte einmal hierher kommen. Wir möchten unsern guten Freund P. Raumann, der sich von einem Konkurrenzneidischen, unwissenden Töpfermeister in Konstantinopel am Biertisch geduldig solche Bären aufbinden ließ über den Zustand des armenischen Volkes, wirklich einmal einen Winter in eine kleine Verbannung nach Anatolien schicken; er wäre bald kuriert!

Am nächsten Morgen bestiegen wir früh unsere Pferde, um Zeitun noch bei guter Tageszeit zu erreichen.

2. Ankunft in Zeitun.

Am 28. Dezember brachen wir früh, sofort nach Sonnenaufgang, auf. Es war sehr kalt, und wir zogen es deshalb vor, ein Stück zu gehen, um uns zu erwärmen, da es doch nicht möglich war, auf diesen Gebirgswegen schnell zu reiten. Wir passierten zunächst ein romantisches Felsen-
thal. Die Felsen bestehen hier aus Sandstein und ihre charakteristische Form sind riesige, etwa 800 Fuß hohe, breite, platte, senkrechte Wände, von einigen Höhlen unterbrochen; ihre Spitzen erscheinen wie von Burgen gekrönt. In einem Felsenloch in ziemlicher Höhe sieht man einen runden weißen Gegenstand, der genau hineinpaßt. Die Sage erzählt, das sei der Schädel einer armenischen Königstochter, die von ihrem Vater für seinen Sieg über einen Nachbar seinem Gelübde gemäß dem Sonnengott geopfert worden sei. Von hier ging es wieder steil hinauf und über Glatteis hinab, so daß eins unserer Pferde dreimal stürzte und eine Strecke hinabrollte. Dann erschienen in der Ferne die Berge von Zeitun, und der Weg ging mehrere Stunden weit auf durchweichtem Boden durch ein breites Thal. Endlich wand sich der schmale Saumpfad an einer Berglehne empor, und plötzlich lag sie vor uns, die berühmte Felsenstadt in Terrassenform gebaut, vom Sonnenglanz vergoldet, am Fuße schneegekrönter Berge und doch in schwin-

delnder Höhe auf einem ca. 1000 Fuß hohen, senkrecht zum Fluß abstürzenden Felsen. Nur an einer Seite ziehen sich die Häuser nahe bis zum Flusse hinab. Hier ist vor der Brücke ein stattlicher, monumentaler Brunnen mit armenischen Inschriften errichtet, an welchem zahlreiche Frauen ihre Wäsche spülten. Die Spitze des Berges aber, von dem wir soeben herabgestiegen waren, also durch das Thal von der Stadt getrennt, die Stadt noch um 500 Fuß etwa überragend, ist gekrönt von der neu erbauten



Zeitun mit Kastell und historischer Brücke.

Festung, die hinter ihren stolzen Zinnen 1000 Mann beherbergt und deren Feuer-schlünde auf einen Wink des Kommandeurs Tod und Verderben in die Stadt sprühen können.

Der Weg durch die Straßen Zeituns ähnelte einer Gebirgspartie; die Pflastersteine, wo solche vorhanden sind, könnte man eher für Felsblöcke halten; dazu waren sie noch mit Blöcken aus Eis und schmelzendem Schnee bedeckt, so daß die Passage zu Pferde nicht ungefährlich war. Große Menschenmassen sammelten sich überall, uns zu begrüßen. Die Leute in den Läden erhoben sich und verneigten sich ehrerbietig. Ist es doch ein seltener Fall, daß ein Fremder Zeitun besucht, und muß ich es als eine besondere Bergünstigung ansehen, daß die Regierung es mir erlaubte. Seit Jahren war außer dem Missionar Mr. Mac Allum aus Marasch fast kein Ausländer und wohl kaum je ein Deutscher

dort gewesen. Endlich waren wir aber am Hause unseres Gastfreundes, eines der angesehensten Bürger der Stadt. Es ging zuerst durch einen finsternen, schmutzigen Stall, aus dem eine nicht ungefährliche Treppe zu dem ersten Stock führt. Hier, wo die Wirtschaftsräume sich befanden, zogen wir unsere Schuhe aus und dann ging es in den zweiten Stock, wo wir auf der Veranda bei herrlichem Sonnenschein uns niederließen, und uns an der wunderbaren Aussicht auf Stadt und Berge erfreuten. Beim ersten Blick fielen mir die überall notdürftig gestrichelten Wände auf, die eigentlich nur mit Kalk verschmiert waren. „Woher stammen diese Löcher?“ fragte ich unsern Freund. „Bei der Belagerung durch die türkische Armee vor drei Jahren sind hier die Kanonenkugeln durch die Wände geschlagen,“ war die Antwort. Er stand auf und schenkte mir zum Andenken eine dieser Kugeln. Wunderbar ist es, daß das starke Bombardement während mehrerer Wochen der Stadt nicht mehr geschadet hat. Aber durch die aus Lehmziegeln gebauten Häuser gingen die Kugeln glatt durch, ohne den Bau zu erschüttern und gruben sich dann in den Erdboden des Berges ein, auf dem Zeitun gebaut ist.

Nach dem Essen empfangen wir eine ganze Menge Besuche, durch die wir folgenden erfahren: Es sind etwa 10 000 Einwohner in der Stadt, davon 9000 Gregorianer, 250 Katholiken und 250 evangelische Kirchenglieder. Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß als evangelische Kirchenglieder nur solche gerechnet werden, von deren Bekehrung die Missionare oder die Pastoren überzeugt sind, und die durch einen feierlichen Akt in die Abendmahlsgemeinde aufgenommen sind.

Auch der Polizeikommissar machte uns seinen Besuch, ging aber mit finsterner Miene wieder fort. Er war offenbar enttäuscht, daß wir ihm das erwartete „Badschisch“ nicht gegeben hatten.

Das protestantische Volk, das sich zur evangelischen Kirche hält, ist auf mindestens 1000 zu taxieren, denn der durchschnittliche Kirchenbesuch ist jeden Sonntag etwa 400. Außerdem waren früher 50 mohammedanische Familien dort; diese sind aber in der Kriegszeit geflüchtet. Es sind in der Stadt eine evangelische Kirche und zwei evangelische Schulen (Knaben und Mädchen),

eine katholische Kirche und Schule, vier gregorianische Kirchen und fünf Schulen, davon eine etwa auf der Höhe einer Mittelschule. Die socialen Verhältnisse in der Stadt sind traurig. Das Glend ist sehr groß, die Hälfte der Männer ist arbeitslos, die andere Hälfte verdient sich ihren Unterhalt teils als Maulthiertreiber, teils durch Arbeit in den Weinbergen, Olivengärten (daher der Name der Stadt Zeitun = Olive) und Eisenbergwerken. Viehzucht und Handel ist sehr wenig vertreten, ebenso wenig die Industrie. Erst in neuester Zeit hat das Unterstützungswerk angefangen, Webstühle für Madschaweberei aufzustellen. Wenn sich die nötigen Mittel dazu finden, könnte auf diese Weise der ganzen Not dort gesteuert werden. Durch Aufstellung eines Webstuhls und Beschaffung der dazu gehörigen Materialien, was zusammen etwa 5 Ltq. = 93 Mark kostet, können gegen 20 Menschen dauernd Beschäftigung finden. Infolge der herrschenden Not ist es der Bevölkerung auch sehr schwer, ja fast unmöglich, für ihre 500 vom Kriege zurückgebliebenen Waisenkinder zu sorgen. Es besteht nur ein kleines amerikanisches Waisenhaus für 38 Kinder, und fünf Kinder werden vom Bischof in seinem Kloster versorgt. Doch was ist das unter so viele? kann man auch hier fragen. Noch verschlimmert wird das Glend durch die vielen Krankheiten, die in der Stadt herrschen. Vor Jahrzehnten wurde die Syphilis durch Soldaten eingeschleppt, und bei der Abgeschlossenheit der Stadt hat sich die furchtbare Seuche so verbreitet, daß nur wenige Familien davon verschont geblieben sind. Vor drei Jahren waren 5000 Menschen etwa daran erkrankt nach dem Zeugnis eines zuverlässigen Arztes, der sich damals vorübergehend dort aufhielt. Da kein Arzt in der Stadt stationiert ist, sondern die Bewohner auf einen Quacksalber angewiesen sind, so liegt die Pflege der Kranken natürlich sehr im argen. Da sie von der Kraft gläubigen Gebets wenig wissen, so meinen sie, daß das Legen einer Bibel auf den Kopf des Kranken ihm helfen müsse, und wenn jemand im Todeskampf die Sprache verliert, so holen sie wohl den Klosterschlüssel und drehen ihn dem Kranken im Munde herum, um ihm den Mund wieder aufzuschließen! 60 Prozent der neugeborenen Kinder sterben infolge der abergläubischen

Gebrauche, die sie mit den Kleinen vornehmen. Wie notwendig wäre es da, daß ein Arzt hinkäme; aber die Bevölkerung ist zu arm, um ihn zu unterhalten!

Trotz alles Glends ist das Volk von Zeitun in ganz Klein-Asien als besonders tapfer bekannt. Die Türken in der Umgegend haben große Furcht vor ihnen. Das bloße Gerücht: „Die Zeitunlis kommen,“ genügte vor drei Jahren, um den Kaimakam von Hadjschin zu veranlassen, fast alle seine Truppen als Wachtposten auf den Bergen zu dislocieren. Von Zeitun nach Marasch giebt es zwei Wege; der eine von ihnen, auf dem wir gekommen waren, wird nur von Armeniern benutzt; die Türken fürchten sich, ihn zu beschreiten. Der andere wieder, an dem mehrere türkische Ortschaften liegen, wird von den Armeniern gemieden. Jenseits von Marasch wären die Zeitunlis ihres Lebens nicht mehr sicher; darum erlaubt die Regierung ihnen nicht, über diese Stadt hinauszugehen; auch dies ist wieder ein Grund mehr, der das Stocken von Handel und Gewerbe erklärt.

3. Ein Blick auf Zeituns Vergangenheit.

Die Geschichte des im 14. Jahrhundert von einem König Klein-Armeniens gegründeten Zeitun ist äußerst interessant. Sie wird wohl bald in deutscher Sprache erscheinen. Selbst die neuere Geschichte ist wie ein Stück Mittelalter in moderner Zeit. Nur einige Worte über die letzte Zeit, um die Lage der Stadt besser zu verstehen. Wenn es unbestreitbare Tatsache ist, daß die Bevölkerung von Zeitun und Umgegend ein großes Unabhängigkeits-

gefühl und in Verbindung damit eine Neigung zu revolutionären Bestrebungen besitzt, so erklärt sich dies zur Genüge aus der Vergangenheit der Stadt. Erst seit 1867 ist die Stadt unter türkischer Herrschaft. Sie ist die letzte armenische Stadt, die dem Andrängen des Islam stand gehalten



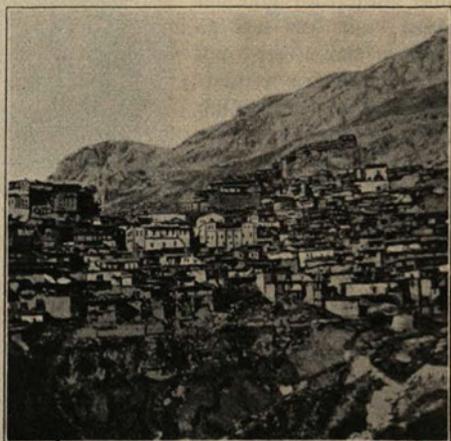
Waisenkinder in Zeitun.

hatte. Das unzugängliche Felsenest vermochten selbst gutgeschulte Truppen nicht zu nehmen. Die Stadt bildete bis 1867 eine kleine aristokratische Republik unter der Regierung von vier alten armenischen Familien, deren Häupter den Aghatitel führten. Ist es da zu verwundern, daß die Bevölkerung nach drei Jahrzehnten ihre einstige Unabhängigkeit noch nicht vergessen

hat? Wäre es nicht eher unbegreiflich, wenn es anders wäre? Wenn man auch den Zeitunlis Gehorsam und Unterwerfung unter ihre jetzige Obrigkeit predigen muß, so kann man sie doch wegen ihres Unabhängigkeitsfinns nicht verurteilen. Wie kam aber Zeitun unter türkische Herrschaft? Im Jahre 1863 hatte in einem türkischen Dorfe der Umgegend ein Mann die Frau eines andern vergewaltigt. Der Beleidigte zog den Ehebrecher zur Rechenschaft, worüber letzterer so zornig wurde, daß er ihm Tod und Verderben schwur. In Furcht um sein Leben rief ersterer deshalb die Armenier von Mabasch zu Hilfe, die mit Verstärkung von Zeitunlis bald vor dem Dorfe erschienen, dieses niederbrannten und alle Männer töteten. Am nächsten Tage nahmen die Frauen die blutigen Kleider ihrer Männer und gingen mit ihnen nach Marasch zum Mutesfarif Afis Pascha, Klage führend gegen die Armenier von Zeitun und Mabasch. Dieser, der damals gerade ein großes Tscherkessenaufgebot zur Verfügung hatte, zog mit 20—30 000 Mann vor Zeitun.

„Die Tscherkessen kommen!“ Dieser Schreckensruf hallte dann bald durch die Straßen der Stadt. Ihre Grausamkeit, besonders gegen Frauen, war nur zu bekannt; deshalb flüchteten sich alle Frauen in das sogenannte „Kastell“, d. i. die über dem 1000 Fuß tiefen Abgrund erbaute Burg des vornehmsten Agha, mit der Absicht, sich den Abgrund hinunter zu stürzen, sobald die Tscherkessen die Stadt betreten würden. „Eher Tod, als Schande!“ war ihre Losung. Aber es kam anders. Die Männer kämpften tapfer gegen die feindliche Armee, und zwangen diese, nach einem Verlust von 800 Toten, sowie aller Kanonen und Sachen wieder abzuziehen. Als der Sultan dies hörte, befahl er die Zerstörung der Stadt. Da das Volk sah, daß es dem Sultan ernst war, fürchtete es sich und sie sann auf Rettung. Einem mutigen Mann gelang es, bis nach Konstantinopel vorzudringen, dort dem französischen Botschafter die Sache vorzutragen. Auf dessen Bericht hin trat Kaiser Napoleon III. für die Zeitunlis beim Sultan ein, und das war ihre Rettung. Sie haben es nie vergessen, was die Franzosen damals für sie gethan; die Begeisterung ihrer Dankbarkeit ging sogar soweit, daß 1870—71 einige

Zeitunlis als Freiwillige im französischen Heere mitfochten. Doch die Tage von Zeituns Unabhängigkeit waren dennoch gezählt. Was die Gewalt nicht vermocht, das erreichte elf Jahre später der Verrat eines Priesters, Namens Moses. Mit List überlieferte dieser die vier Häupter der Stadt, die vier Aghas, in die Hände der Türken. Sie wurden sofort nach Konstantinopel gebracht, wo sie für immer verschwand, und ihre Freunde wurden in Marasch ins Gefängnis geworfen. Die Stadt, ihrer Häupter beraubt, mußte sich nun die Einsetzung eines Kaimakam, also einer türkischen Regierung gefallen lassen. Doch hatte die Regierung einen schweren Stand. Andere Aghas wurden gewählt und behielten die thatsächliche Regierung



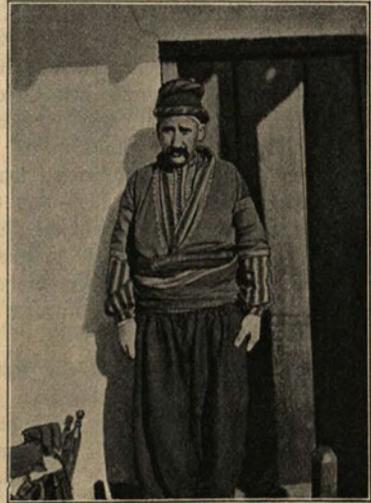
Zeitun mit den Regierungsgebäuden.

in ihrer Hand. Das Regierungsgebäude und die Moschee wurden niedergebrannt und der Kaimakam mußte froh sein, als der eine Agha ihm anbot, in seinem Hause zu wohnen. Die Freundlichkeit des Agha ging sogar noch weiter! Er fand, daß dem Kaimakam die Steuereinzahlung zu schwer sei und bot ihm an, dieselbe selbst zu übernehmen. Das that er denn auch, aber das Resultat dieser Steuereinzahlung hat die Regierung nie zu sehen bekommen. So mußte sich der Kaimakam da von dem Agha gratis füttern lassen und diesem dafür die Steuern überlassen. Man sieht, wie die Abhängigkeit Zeituns nur eine scheinbare war. Erst nach der Niederwerfung eines erneuten Aufstandes 1890 konnte die türkische Regierung festen Fuß

fassen. So blieben die Verhältnisse, bis vor 3½ Jahren die Nachrichten über die schrecklichen Ereignisse, die sich in ganz Klein-Asien abspielten, auch nach Zeitun drangen.

Beunruhigende Gerüchte liefen im Herbst 1895 von Mund zu Mund. Furcht und Erbitterung mischten sich in dem Herzen des Volkes. Es bedurfte nur eines Funkens, um eine Explosion hervorzurufen. Da geschah es, daß der damalige Militärkommandant von Zeitun einen Brief an seinen Sohn schrieb, welcher als Leutnant in Konstantinopel stand. In diesem Briefe kam ein Passus vor, der ungefähr so lautete: „Um eins bitte ich dich noch: Bringe mehrere Ladungen der besten Gerste mit, denn wir werden noch in diesem Jahre an den Platz, wo jetzt Zeitun steht, Gerste einsäen.“ Der Brief fiel in die Hände der Armenier. Ein furchtbarer Zorn kam über das Volk. In kurzem waren unter Leitung des mächtigen Baba Agha alle kriegsfähigen Männer bewaffnet: sie wollten dem drohenden Verderben zuvorkommen. Hinunter ging es ins Thal, an jenem Brunnen vorbei und hinauf den Zickzackweg zu der nichts ahnenden Besatzung der Festung. Alle 400 Soldaten

konzentrierte sie bald eine Armee von 30 bis 40 000 Mann um die Stadt; alle Dörfer in der Umgegend wurden von ihren Bewohnern verlassen, die sich nach Zeitun flüchteten und bald sorgten die Soldaten



Ein tapferer armenischer Krieger.

das für, daß nur noch rauchende Trümmerhaufen die ehemalige Stelle der Dörfer anzeigten. Gänzlich niedergebrannt wurden damals die Dörfer Eski Köj, Telemelik, Garabat Köj, Zefir Köj, Allah Dschedsch, Allah Busch, drei Dörfer bei Fyrnyß, halb zerstört Fyrnyß, Tschaghlaran und andere. Die Truppen besetzten alle die hohen Berge um die Stadt herum; sie hatten aber durch Kälte und Hunger so zu leiden, daß ihre Reihen stark gelichtet wurden; das Bombardement der Stadt erwies sich bald als zwecklos. Andererseits brachten die Armenier ihnen durch Ausfälle sehr empfindliche Verluste bei. Eines Tages waren die Männer der Stadt wieder im Kampfe mit den Türken, da kam den Frauen plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn die Gefangenen jetzt, da kein Mann in der Stadt ist, herausbrechen und die Stadt dem Feinde überliefern?“ Eine Megäre benutzte diese Furcht, um die Frau zu einer Schandthat sondergleichen zu bewegen. Bewaffnet mit Dolchen, Messern und andern Instrumenten drangen sie unter Führung jener Amazone in das Gefängnis und töteten die Gefangenen mit Ausnahme von 50, die nur schwer verwundet wurden. Unser



Blick von Zeitun auf die die Stadt beherrschende türkische Festung (oben auf dem Berge).

wurden nach kurzer Gegenwehr gefangen genommen und im Triumph als Gefangene in die Stadt geführt, wo die Pforten des Regierungsgefängnisses sich hinter ihnen schlossen. Als die Regierung davon hörte,

freundlicher Wirt nahm sich damals dieser 50 an, nahm sie in sein Haus auf und verpflegte sie bis zum Friedensschluß, wo er sie dem Pascha übergab. Die Leichen der Getödeten schleppten die Frauen bis zu der Brücke, die über die tiefe Felschlucht an der Westseite der Stadt führt (s. die Ansicht S. 59), und stürzten sie von dort in die Tiefe. Erst die durch den Fluß herabgetriebenen-blutigen Leichen gaben den Soldaten der Belagerungs-Armee Kunde von dem Schicksal ihrer Kameraden in der Stadt. Als die Männer vom Gefecht heimkehrten, waren sie erschrocken und empört über das Geschehene; sie fürchteten mit Recht die Rache der Türken, und gewiß hat es viel dazu beigetragen, den Fanatismus der Mohamedaner beim Massacre in Marasch zu schüren.

Was sollte nun geschehen? Die Armee wollte die Stadt durch Aus Hungern zur Übergabe zwingen, schmolz aber selbst durch Hunger und Kälte immer mehr zusammen. Da legte sich, wie bekannt, die Diplomatie ins Mittel; der französische Konsul als Vertreter des Zweibundes, der italienische als Vertreter des Dreibundes und der amerikanische Missionar Mr. Mac Alum, mein verehrter Reisegefährte, als Vertreter des erkrankten englischen Konsuls, verhandelten mit dem Kommandeur der Truppen Ebdhem Pascha, später Oberbefehlshaber im Kriege gegen Griechenland; die Stadt erhielt Pardon, mußte sich aber wieder einen Kaimakam und eine um das Doppelte verstärkte Besatzung der Festung gefallen lassen. Die Regierung kam der Bevölkerung insoweit entgegen, daß sie einen christlichen Kaimakam einsetzte. Seitdem ist in Zeitun ziemlich Ruhe, nur im Jahre 1897 wurden etwa 20—30 Armenier getötet, so daß wieder eine vorübergehende Unsicherheit herrschte.

Das Evangelium ist vor etwa 40 Jahren ohne Zuthun der Missionare nach Zeitun gekommen. Der Vater unseres Wirtes brachte zuerst ein Neues Testament in der türkischen Volkssprache her; er hatte es in der Nähe von Antab bekommen und in seinen Baumwolllasten verborgen. Als sein älterer Bruder es fand, schleuderte er es fort mit den Worten: „Das ist ein protestantisches Buch!“ Jener hob es wieder auf und versteckte es in einer andern Last. In Zeitun brachte er es einem als

fromm bekannten Priester. Dieser rief alles Volk in die Kirche und las dort mehrere Tage hintereinander das Neue Testament vor, mit kleinen Veränderungen; statt in Matth. 23 z. B. zu lesen „Ihr Pharisäer und Heuchler“ las er: „Ihr heuchlerischen Priester und ihr gottloses Volk von Zeitun.“ Der Eindruck war ein gewaltiger. Es entstand eine religiöse Bewegung unter dem Volk, die immer weitere Kreise zog. Man hielt religiöse Versammlungen in den Häusern und viele Priester beteiligten sich daran. Die Seele der Bewegung waren ein Priester Der Dhanneß und eine Frau Namens Zechsbeth; sie zogen in der Umgegend von Ort zu Ort, auf den Straßen und Märkten der Dörfer, ja auch in Marasch das Evangelium verkündend und geistliche Hymnen singend. In Zeitun war bald die Hälfte aller Priester von der Bewegung ergriffen. Überall in den Häusern waren Gebetsversammlungen; auch suchte man das ursprüngliche christliche Leben wieder herzustellen. Sie hatten ihre Güter gemeinsam und hingen in herzlicher Liebe aneinander.

Außerhalb Zeituns war das Bischofskloster von Fyrnyß der Hauptort der Bewegung. Leider mischte sich national-armenische Begeisterung hinein, so daß die Aufmerksamkeit der Regierung darauf gelenkt wurde. Nun begann die Verfolgung. Der Sultan, der davon hörte, befahl dem armenischen Patriarchen, dagegen aufzutreten. Nach Zeitun wurde ein Bischof Der Krikor gesandt mit dem Auftrage, die Bewegung zu unterdrücken. In den Dörfern wurden die Versammlungen verboten, sie mußten daher bei verschlossenen Thüren, im Dunkeln zusammenkommen, was der bösen Welt genug Stoff zu verleumderischen Gerüchten gab. Da sie das Ideal apostolischen Christentums in Bruderliebe und Gütergemeinschaft wieder herzustellen suchten, erhielten sie den schönen Spottnamen: „Muhabedschi“, d. i. „die Liebesleute“. Viele verschwanden in den Gefängnissen, und es gelang auf dem Lande, die Gemeinschaften zu unterdrücken. Noch vor drei Jahren wurden in Fyrnyß, wo sie noch immer ihre Versammlung hielten, mehrere Frauen, die sich dazu bekannten, in schrecklicher Weise gekreuzigt, und seitdem ist die Bewegung fast erloschen. Die letzten Reste der Muhabedschi trafen wir in jenem Dorfe

Ischagharan in dem ehrwürdigen Lehrer und seinem Gehülfen (s. o.).

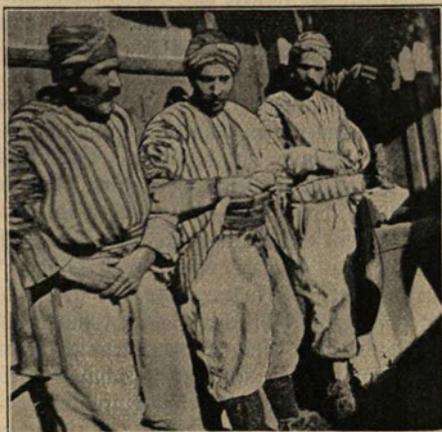
Doch was hat der Bischof Krifor damals in Zeitun gethan, um das Evangelium zu unterdrücken? Alle Bibeln, deren er habhaft werden konnte, ließ er auf dem Markt zusammenbringen und auf einem großen Holzstoß verbrennen. Dann suchte er Protestanten aufzuspüren; da aber die ganze evangelische Bewegung eine innerkirchliche der gregorianischen Kirche war, fand er nur einen, der verdächtig war, ein Protestant zu sein. Dieser wurde verkehrt auf einen Esel gebunden, mit Blumen bestreut und so zum Spott durch die Straßen geführt. Die biblisch Gesinnten sahen sich genötigt, ihr Christentum hinter ihren Wänden zu verbergen. Da, jezt vor zwölf Jahren, kamen die ersten protestantischen Missionare nach Zeitun, Mr. Montgomery aus Marasch und Pastor Konstantian. Sie stiegen ab in der Wohnung jenes ersten Protestanten, die oben am Berge neben dem Kloster außerhalb der Stadt liegt. „Die Protestanten kommen!“ Dieser Ruf ging durch die ganze Stadt. Einige Fanatiker wandten sich an den Pascha mit der Frage: „Die Protestanten wollen uns protestantisch machen, kannst du sie nicht fortreiben?“ „Macht was ihr wollt, das geht mich nichts an,“ erwiderte der Pascha. Da zogen sie mit Stöcken und Knütteln aus der Stadt, überfielen die drei Brüder und zwangen sie, wieder zurückzukehren, bedeckt mit Wunden am ganzen Körper. Doch der Geist Gottes läßt sich nicht unterdrücken. Die evangelische Bewegung zog immer größere Kreise, und als dieselben Missionare einige Jahre später wiederkehrten, kamen die Frauen ihnen schon von weitem entgegen, schmückten ihre Pferde und bestreuten ihren Weg mit Blumen. Welch ein Wechsel! P. Konstantian arbeitet jezt in Konstantinopel im Bible House an einer neuen türkischen Bibelübersetzung. Doch zurück zu meinen Erlebnissen in Zeitun.

4. Gottesdienste und Besuche.

Am Nachmittag des 28. Dezember, nachdem wir uns über Geschichte und Lage der Stadt zur Genüge orientiert, machten wir dem Militär-Kommandanten Esad Pascha, der sich gerade in der Stadt aufhielt, unfren Besuch. Er war bereits vor-

her telegraphisch von unserer Ankunft benachrichtigt worden und bewillkommnete uns aufs herzlichste. Besonders daß wir um der Religion willen kamen, lobte er. „Wir sind nichts und können nichts, wenn Gott nicht für uns streitet,“ fügte er hinzu. „Wissen Sie, meine Herren, weshalb Ihre deutsche Armee gegen die Franzosen den Sieg erfochten hat? Die Deutschen zogen mit Gebet und Gesang in die Schlacht, während die Franzosen mit frivolem Spott sich über alles Göttliche hinwegsetzten. Ein Volk ist so lange mächtig, als der Geist des Gebets in ihm lebendig ist.“ Er übersezte diese Worte noch ausdrücklich ins Türkische, damit alle Anwesenden, Türken und Armenier, es hören sollten. Esad Pascha, der ein vorzügliches Französisch spricht, stammt aus Konstantinopel, ist ein Mann in den besten Jahren und macht den Eindruck eines höheren deutschen Offiziers. Man vergißt im Gespräch ganz, daß man mit einem Türken redet.

Inzwischen war die Zeit des Gottesdienstes herangekommen. Eine große Volksmenge erwartete uns. Mr. Mac Allum dolmetschte. Der Herr segnete uns, obwohl es oft bei dem Geschrei der Säuglinge, die nach dortiger Sitte von den Frauen auf dem Arme mitgebracht werden, schwer war, zu reden. Furchtbar war der Anblick des Elendes. Die Augen vieler, sonst groß und kräftig aussehender Männer, lagen tief in den Höhlen vor Hunger; fast die Hälfte der Menschen war in Lumpen gekleidet und draußen vor der Kirche streckten fast hundert Bettler flehend ihre Hände



Bettende Männer vor der Kirchthüre.

nach uns aus. Zu Hause angekommen empfangen wir den pünktlichen Gegenbesuch des Paschas, der uns herzlich einlud, ihn in seiner Festung zu besuchen.

Für den nächsten Morgen nach der Frühmesse war ein Gottesdienst in der größten gregorianischen Kirche angesetzt. Schon vor Sonnenaufgang war die halbe Stadt auf den Beinen; daß ein Deutscher kam, um ihnen Gottes Wort zu sagen, das war ihnen doch zu wunderbar. Als die Zeit gekommen war und wir uns gerade zum Gehen rüsteten, da kam ein Bote des Priesters und brachte die Botschaft: „Es thäte ihm sehr leid, aber der Gottesdienst könne nicht stattfinden, denn die Menge sei nach Hause gegangen.“ Wie hing das zusammen? Bald sollte die Aufklärung kommen, die bezeichnend ist für die hiesigen Verhältnisse. Im Abendgottesdienst war auch ein Polizeikommissar gewesen;* ich hatte über die Erlösung nach Luk. 1, 68 gesprochen; „erlösen“ heißt auf türkisch: kurtarmak. Der Kommissar drehte meine Worte dahin um, ich hätte von der Erlösung der Armenier aus türkischer Herrschaft gesprochen und fügte sogar noch hinzu, ich hätte sie auf die Hülfe Englands und Rußlands verträstet (!). Sofort am frühen Morgen, als es noch dunkel war, eilte er zu dem Priester und sagte ihm: „Der Fremde, der heute in deiner Kirche predigen will, ist ein gefährlicher Mensch, ein Revolutionär, der euer Volk zum Abfall von der Regierung bewegen will. Ich verbiete dir, ihn sprechen zu lassen.“ Daraufhin brach der Priester seine Messe in der Mitte ab, schickte das Volk nach Hause, schloß die Kirchenthüren und sandte mir obige Botschaft. Welch' lächerlichen Verdrehungen ist man doch hier ausgesetzt!

Den Morgen benutzten wir, um die beiden evangelischen und die große gregorianische Schule zu besuchen. Besonders letztere gefiel mir sehr gut und es war mir auffallend, daß in der evangelischen Knabenschule kein Religionsunterricht gegeben wurde, was der Lehrer mit „Zeitmangel“ entschuldigte (!), während in der gregorianischen täglich biblischer Geschichtsunterricht stattfand. Mr. Mac Allum wird jetzt aber auch in der evangelischen Schule regelmäßigen Religionsunterricht einführen. In allen Schulen konnte ich kurze Ansprachen

*) Derselbe, von dem ich oben berichtet.

über ein Wort der Schrift an Lehrer und Kinder halten. Den Rest des Vormittags verwandten wir zu Besuchen bei dem Kaimakam und dem vornehmsten armenischen Agha in seinem historischen Kastell.



Baba Agha, der Führer im Kriege, mit seinen Söhnen.

Zunächst zu Baba Agha, dem Leiter der letzten zwei Kriege gegen die Türken, 1890 und 1895/96.

Man geht durch enge, schmutzige Straßen, klettert durch die Ställe in das obere Stockwerk, tritt auf den Balkon heraus und — prallt entsetzt zurück! Der Balkon hängt wie ein Vogelneß über einem etwa 1000 Fuß tiefen Abgrund, und man kann sich nur mühsam gegen das Gefühl des Schwindels wehren. Es ist dieselbe Stelle, wo die Frauen sich einst hingelächet hatten, um beim Nahen der Tischeressen sich in die Tiefe zu stürzen. Der Agha empfing uns mit großer Würde und Freundlichkeit und führte uns in sein mit uralten bunten armenischen Holzschnitzereien verziertes Zimmer. Bald erschienen auch seine Söhne in reicher, goldgezierter Nationaltracht, und ich erhielt die Erlaubnis, das Zimmer, sowie Vater und Söhne zu photographieren. Auch hier in Zeitun sind die Gegensätze zwischen arm und reich sehr groß. Die Aghas, deren Marställe die schönsten Pferde aufweisen, sind die Herren der ganzen Stadt und Umgegend und besitzen einen für dortige Verhältnisse enormen Reichtum. Die ganze Landbevölkerung ist auf die Aghas angewiesen, die ihren Vorteil gründlich wahrzunehmen wissen. Das arme Volk verarmt und verelendet immer mehr. Überall dieselben sozialen Probleme! Und überall

dieselbe Lösung dieser Probleme, wie sie in dem Bericht der Apostelgeschichte beschlossen liegt: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären.“ Ich versuchte, den Agha etwas auf seine christliche Liebespflicht hinzuweisen, indem ich sagte: „Es ist doch eine große Aufgabe, in einer so armen Stadt ein reicher Mann zu sein! Gott hat Ihnen auch Ihren Reichtum gegeben, um Werke der Liebe damit zu thun.“ „Ja“, sagte er, „aber es lohnt sich hier gar nicht, die Not ist zu groß, als daß ich ihr wirklich dauernd abhelfen könnte;“ unausgesprochener Nachsatz: „deshalb thue ich gar nichts.“ Wie ist doch das natürliche Herz sogleich bereit, sich zu entschuldigen, wenn es gilt, sich den Anforderungen der Liebe zu entziehen.

Darauf besuchten wir den Kaimakam (Landrat), einen Griechen aus Konstantinopel, stellten ihm die Notlage der Stadt vor und baten ihn, uns behülflich zu sein, falls unser Vorstand sich entscheiden sollte, irgend etwas zur Linderung der Not durch Schaffen von Arbeitsgelegenheit zu thun. „Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Segen zu allem, was Sie etwa zum Besten des Volkes hier thun,“ sagte er, „und werde gern thun, was ich irgend kann. Dies wird aber wenig genug sein; denn, sehen Sie, das ist unser Unglück, wenn wir uns nur rühren und irgend etwas thun, so giebt es immer Neider und Mißgünstige, die es in ganz falschem Lichte höheren Orts darstellen; das Ende ist dann immer, daß wir bestraft werden. Deshalb thut man am liebsten gar nichts.“ Man klagt so oft über die Trägheit des türkischen Beamtentums: nun, wir haben viele wackere, tüchtige, energische Beamte in der Türkei gefunden, aber in obigen Worten des Kaimakams liegt die Erklärung, warum es an so vielen Stellen gar nicht vorwärts gehen will. Ein ausgedehntes Spionagesystem bewirkt, daß jeder sich vor jedem andern fürchtet. Könnte der andere doch ein Spion sein, der seine Loyalität verdächtigen möchte!

Nachmittags folgte ich mit Mr. Mac Allum der Einladung Esad Paschas, ihn oben auf seiner Festung zu besuchen. Die

Pferde mußten auf den steilen Zickzackwegen tüchtig klettern, bis wir oben waren. Er bewirtete uns mit großer Gastfreundschaft, holte mit eigener Hand das Beste herbei, was er in seiner Junggesellenwirtschaft zur Verfügung hatte, und wir verlebten eine sehr



Zimmer Daba Aghas im Kasell.

angenehme Stunde der Unterhaltung bei ihm. Als ich ihm meine Freude aussprach, daß wir eine so große Sicherheit im Lande gefunden und nie von Räubern bedrängt worden seien, erwiderte er: „Dafür arbeiten wir ja auch Tag und Nacht.“

Das Großartigste an landschaftlicher Schönheit, was ich in der Türkei gesehen, war der Blick von dem flachen Dach der Festung, zwischen dessen Zinnen wir promenierten, auf die im Abendrot zu unsern Füßen liegende, schon so hoch über dem Thal liegende Stadt und die hohen Schneeberge, die wie Gletscher aussehend, Stadt und Festung kesselartig einschließen, ihre Häupter in violett-rotes Alpenglühen getaucht.

Eine Überraschung erwartete uns beim Abschied. Ich hatte vorher schon bemerkt, daß er einem höheren Offizier heimlich einen Befehl gegeben. Als wir nun in den Festungshof hinuntertraten, stand das ganze Regiment in Parade-Uniform und voller Bewaffnung aufmarschiert und präsentierte vor uns die Gewehre. Der Pascha wollte offenbar in mir die Deutschen überhaupt

ehren. Jedenfalls ist es wunderbar genug und kommt gewiß nicht allzu oft vor, daß ein einfacher deutscher Pastor die Parade eines Regiments, und noch dazu eines türkischen, abnimmt! „Sehen Sie,“ sagte er, auf das stattliche Regiment und auf die außerhalb des Thores aufgestellten neuen Kanonen weisend, „das sind meine Streitkräfte; einmal haben wir eine gründliche Schlappe hier erlitten, aber das soll uns nicht wieder passieren.“ Mit herzlichem Dank und einem „auf Wiedersehen in Konstantinopel“ verabschiedeten wir uns.

Dieser Empfang beruhigte mich völlig über das Vorkommnis des Morgens; wenn der Pascha mich so empfing, was hatte dann die Mißdeutung jenes untergeordneten Polizisten zu sagen? Doch ich sollte später erfahren, daß ich mich geirrt. Jener Polizist war der von der Yildiz-Camarilla angestellte Spion und daher faktisch mächtiger als Pascha und Kaimakam. Er hat später meine Vertreibung aus der Türkei herbeigeführt, und seine Lügen fanden sogar in Deutschland an maßgebender Stelle mehr Glauben als meine amtliche Befundung!

Der Abstieg von der Festung war so schwierig durch das Glatteis, das sich inzwischen nach Sonnenuntergang gebildet, daß wir bald die Köpfelein am Zügel führen mußten. Nach vielmaligem Ausgleiten und Fallen kamen wir endlich im Stockfinstern an. Es war gerade zur rechten Zeit, denn die Glocken riefen bereits zum Gottesdienst; ich konnte zu einer noch zahlreicheren Gemeinde predigen als tags zuvor. Eigentümlich ist es, daß hier zu Lande bedeutend mehr Männer als Frauen die Gottesdienste besuchen. Das Verhältnis ist etwa 3 : 1. Beim Ausgang traf ich wieder jenen famosen Polizeispion; ich schüttelte ihm die Hand, fragte ihn nach seinem Ergehen und äußerte ihm meine Freude, daß er auch gekommen sei, Gottes Wort zu hören. Er stammelte als Antwort einige verlegene Redensarten. Draußen erwarteten uns etwa zehn junge Männer mit Rienfackeln und geleiteten uns so nach Hause. Nach dem Abendbrot empfingen wir einige Besuche und sprachen mit ihnen darüber, wie der Stadt wohl am besten zu helfen sei. Unter anderen waren auch solche darunter, welche an dem Kriege vor drei Jahren teilgenommen hatten. Stolz neigten sie

nur wenig das Haupt zum Gruß beim Eintritt und setzten sich in ihrer malerischen goldgestickten Tracht, Pistolen und Revolver im Gürtel, ihr kurzes Schwert in silberner Scheide an der Seite, uns schweigend gegenüber. Erst beim Fortgehen baten sie uns mit leiser Stimme, ob wir nicht irgend etwas dafür thun könnten, daß die Zeituner Bürger deutsche Schutzgenossen werden könnten, um aus ihrer Unsicherheit herauszukommen. Welch ein Gedanke! Ich antwortete ihnen darauf, daß der Zweck unseres Kommens kein politischer sei; mit der Politik hätten wir gar nichts zu thun, sondern wir kämen als Boten Christi mit der Botschaft des Königs aller Könige, und gesandt von christlichen Brüdern, um den Armen und Nothleidenden zu helfen, soweit der Herr es uns erlaubt. Wir könnten sie nur ermahnen, ihre Herzen stille werden zu lassen unter dem Kreuze Christi und im übrigen ihrem Sultan treue Unterthanen zu sein.

Noch mehrere Petitionen wurden mir überreicht; eine von den evangelischen Frauen, die eine Missionarin erbat, um ihrer geistlichen Armut abzuhelfen, eine von der evangelischen Gemeinde, die um ein Hospital bat. In letzterer kam folgende Wendung vor: „Wir haben ein Sprichwort: „Die Zeit wird kommen, da eine Sonne im Westen aufgehen wird!“ Dieses Wort ist erfüllt in diesen Tagen. Alle Art von Hülfe, Erziehung und Unterricht ist uns vom Westen gekommen u.“ Endlich hatten einige Dörfer der Umgegend, die in besonderer Not waren, Deputationen gesandt. Da gab es viel zu hören und zu beraten. Die mitgebrachten Hilfsmittel waren bald erschöpft. Am späten Abend kamen dann noch Leute, um alte Waffen und Schmuck, die für Zeitun charakteristisch sind, zu verkaufen. P. L. hatte mich gebeten, für seine Privatrechnung solche Sachen zu kaufen. Da standen diese kühnen, verwegenen Gestalten um uns her, mit ihren à la tartare tief herabhängenden Schnurrbärten inmitten einer Auswahl von Schwertern, Pistolen und Flinten. Der eine von ihnen, der sich im Kriege besonders ausgezeichnet, bekam plötzlich solche Kriegslust durch die Erinnerung vergangener Tage, daß er seine Obergewänder abwarf, sich so kleidete, wie sie damals in den Krieg zogen, und eine Art Kriegstanz aufführte.

Welch anderes Volk sind diese Armenier als die in Konstantinopel. Wie thöricht, alle Armenier nach letzteren zu beurteilen. Würden wir nicht auflachen über einen Franzosen, der einmal nach Berlin gekommen, alle Deutschen, Militär, Adel, Bauernstand, nach einigen Sadenkommiss aus der Friedrichstraße beurteilen würde? Und doch sind auf diese Weise meist die gehässigen Urtheile von Konstantinopeler Deutschen über die Armenier zustande gekommen, die so lange die allgemeine Meinung über die Armenier in Deutschland bestimmt haben! Wieviel Konkurrenzneid bei solchen Urtheilen mitspielt, weiß jeder, der einige Zeit in Konstantinopel gelebt hat.

Es war bereits $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nachts, als wir zur Ruhe gehen konnten, um morgens 4 Uhr wieder aufzustehen. Es war noch finster, nur die Sterne schienen, als wir aufbrachen zu unserm zwölfstündigen Ritt. Wir wählten dieses Mal den andern Weg, der lediglich von Mohammedanern benutzt wird. Er führte uns hinab ins Thal und wieder hinauf an der Festung vorbei durch malerische Gebirgsgegenden, hinab in ein romantisches Felsenthal, wo wir stundenlang am Dschihon entlang ritten, um mittags dann an einem Khan Rast zu machen. Wir saßen draußen in der Sonne auf dem Fellmantel des Saptieh; er und

die Treiber in ihren Pumphosen hantierten vor uns; um die Ecke brannte ein Feuer im Freien, an dem unser Theekessel des Kochens harnte. Wir ließen uns dann, in unsere Mäntel gehüllt, das auf einer Serviette servierte Frühstück gut munden; denn ein sechsstündiger Ritt macht Appetit und Durst. Am Nachmittag ging es dann steil bergauf auf den Akin Dagh, einen südlichen Ausläufer des Antitaurus, bei herrlichem Wetter, bis wir nach drei Stunden in endlose Schneeregionen kamen; da mußten wir längere Zeit durch ein ganz eingeschneites Thal reiten; nur ein schmaler Fußpfad war für die Pferde übrig, sonst alles tiefer Schnee und ein in dieser Umgebung bedrückend wirkendes Schweigen. Einige Tage zuvor waren dort einige Leute, die daselbst im Freien genächtigt, ganz steif gefroren aufgefunden worden, und der Pascha von Marasch hatte Hülfe gesandt, um ihr Leben zu retten. Heute aber war schönes, nicht zu kaltes Wetter. Aus diesem Thal heraus kamen wir über weite Schneefelder, von denen wir bald die herrliche Aussicht auf das tief unten in der Ebene gelegene Marasch genießen konnten. Zwei Stunden etwa dauerte der Abstieg und so kamen wir nachmittags gegen 5 Uhr bei herrlicher Frühlingsluft in Marasch bei unsern Freunden an.

Eine Gewissensfrage.



Eine Waise.

Schauplatz eines Massakres.

Armenische Palastruimmur.

Ich rede mich still auf weichen Kissen,
Ein sanfter Schlämer wiegt mich ein.
Da ward mein schmerzer Traum zerfallen:
Ein Gott, ein empfer, trat herein.
Nach Oben schickte seine Hande
Zur ein mit Blut getränktes Sand,
Wo beutelt'ge Mördererwichte
Entwöhlet der Verkörung Strich.
Es sprach der Mann mit heil'gem Glimme,
Durch Mord und Bein drang seine Stimme:
Wo ist dein Bruder Abel?

Da dankt' Gott im Heiligthume,
Doch Er den Mord mit Segen krönt;
Blick auf, dort wieh zu Abels Ruhme
Dein Herz, und Helland frech verhöhnt.
Dort, wo von dortgefallnem Delle
Das Angestohlet zum Himmel steigt,
Dort steigt empfer die Feuerwolke,
Die ihm ein qualvoll Ende bringt.
Verhölte Niederkühen trauern,
Die Steine schreit'n aus Tempelmauern:
Wo ist dein Bruder Abel?

Die Steine schreit'n und schweigen nimmer,
Sie Gott im Glimme fahet daren,
Sie Er des Mordes sanfter Schlämer
Verwandeln wird in blut'gen Schein;
Dann wird aus schwarzen Hornesweirern
Sein Zucht' truden durch die Thür,
Dann wird Sein Arm die Welt jerschnittern,
Die Steine hellgefnis gelad,
Dann wird es durch die Kiste schallen,
Dann wird es in die Grütze hallen:
Wo ist dein Bruder Abel?

So sprach zu mir der Goh, der Hische,
Mir schmit sein Wort durch Mord und Bein,
Mir drang sein Wort wie Schwerterstreich:
Was in das tiefte Herz hinein.
So oft ich nun ein Wort begimmet,
Drengmüht ein Wort beenden mag,
Bei allem Handeln, Reden, Sinnen
Gehet mir die erste Frage nach:
In jeder beiten Lebensstunde
Erhöret es wie aus Gottes Munde:
Wo ist dein Bruder Abel?

So oft ich wolle die Harte himmen
Zum beiten, trüblichen Besang,
Fühl' ich in mir den Geist regimmen,
Und meiner Keise Saite spang. —
So will ich meine Kunde röhren
So schmerzenuoll als ich's vermag,
Wül' helfen heil'ges Feuer säuen,
Doch es empfer in Glimmen schlag.
Ach, Feuer! ich allem Doff jurefen
Hinauf bis zu des Chrones Stufen:
Wo ist dein Bruder Abel?

Zuf rauchgequältem Trimmerhaufen
Der hoble, Heide Hunger thronet,
Fühl' ich in mir den Geist regimmen,
Und meiner Keise Saite spang. —
Wer mindert ihres Jammers Gohde,
Wer fihret ihres Herzens Not,
Wer beket ihres Leibes Wüde,
Wer beidet dem Hungaren sein Brod?
Ein theilichen Doff stiftes im Staudel
O Christenheit, wo ist dein Glimmel?
Wo ist dein Bruder Abel?

B. Käpfe, Verleitet von „dein Palast und Meise“

Sechstes Kapitel.

Durch Mesopotamien nach Kurdistan auf den Pfaden der geplanten deutschen Bahn.

1. Über Aintab zum Euphrat.

Am 3. Januar früh brachen wir bei recht rauher Witterung von Marasch auf, P. L., Fr. Rubach, die Leiterin unseres Waisenwerkes in Marasch, die uns zwei Tagereisen bis Aintab auf ihrem schönen arabischen Schimmelhengst begleitete, und ich.

Der Abschied von den uns in den zehn Tagen herzlich lieb gewordenen Kindern wurde uns schwer. Noch lange klang uns ihr melancholisches: „Elwada“ (= Lebe wohl) in den Ohren!

Mehrere Freunde gaben uns noch einige Stunden das Geleit. Nach vierstündigem Ritt über ödes Gelände, das sich nur durch seine zahlreichen blauen und grünen Serpentinsteine auszeichnete, kamen wir in eine kleine Schlucht, wo der Gensdarm (Saptieh) uns im Gefträuch ein Feuer machte und wir uns schnell einen warmen Thee bereiteten. Es war recht kalt, und wir legten uns daher möglichst dicht ans Feuer. Schon nachmittags 2 1/2 Uhr nach scharfem Ritt über weite Ebenen kamen wir an unserm Ziel an, denn weit und breit gab es kein

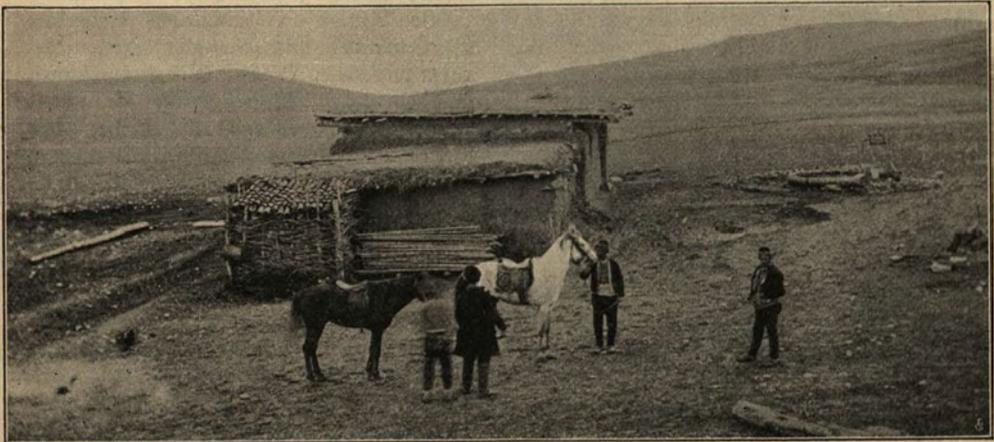
anderes Haus, welches für unsere Pferde geeignete Unterkunft geboten hätte. Der Versuch, von hier aus einen Spaziergang nach den eine Stunde entfernten historischen Felsenhöhlen zu unternehmen, erstickte im Schmutz und so waren wir auf den Khan angewiesen, wo uns die Zeit unter anregenden Gesprächen schnell verging.

Wir hatten einen mit Matten belegten Raum, der wenigstens Fensterläden, wenn auch keine Fenster hatte, so daß wir es uns mit Hilfe eines Kohlenbeckens ganz gemütlich machen konnten; ich lag auf dem Boden, den Arm auf mein Feldbett gelehnt, vor mir das Kohlenbecken; auf der andern Seite P. L. und Fr. R., die Füße in einen Pelz gehüllt. Ein kleines Öllämpchen erhellte das Gemach, da die geschlossenen Läden das Tageslicht abhielten. Draußen saßen unsere Leute um ihr Feuer und kochten das Essen. Als wir auf das flache Dach stiegen, um eine Wetterprognose für den nächsten Tag zu stellen, war das Resultat nicht sehr günstig. Das Gebirge, das wir auf dem Wege nach Aintab kreuzen mußten, war von dunklen Schneewolken

gekrönt, während die Schneeberge bei Zeitun, die ich einige Tage vorher passiert, in hellem Sonnenschein erglänzten.

Am nächsten Morgen ging unser Ritt durch Felsenschluchten hinauf in die Schneeregion. Wir waren durch die Wegverhältnisse genötigt, fast den ganzen Tag Schritt zu reiten und das ist im Winter bei Schneeluft bekanntlich eine nicht geringe Tortur. Es kostete nicht viel Phantasie, um sich in die Zeiten des „Schraubstocks“ zurückzuversetzen. Aber auf der Höhe sollten wir den Zweck unserer neulichen Verzögerung erfahren. Am Tage vorher waren an dieser Stelle reisende Kaufleute von Räubern überfallen und geplündert worden. Man hatte gehört, daß wir an dem Tage da durchkommen sollten, und hatte jene Kaufleute

offenbar für uns gehalten. Welche gnädige Bewahrung des Herrn! Nach neunstündigem Ritt durch Winterlandschaften im Gebirge neigte sich der Weg wieder der Ebene zu, und in der Ferne wurde die Stadt Aintab sichtbar. Zuerst sah man die Anstalten der amerikanischen Mission, auf einer Höhe gelegen, von der man auf die Stadt mit ihren stattlichen Steinhäusern, Minarets und alten Mauern herabblickt. Die Mission hat ein großes Gymnasium, eine höhere Töchterchule, ein Hospital, ein Waisenhaus, mehrere Volksschulen zc. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Missionsgebäude die ganze Stadt beherrschen. Die Stadt liegt in einer weiten, etwa 3500 Fuß hohen Hochebene und ist der Schlüssel zum nördlichen Mesopotamien.



Vor dem Khan.

In einförmigem Nebelgrau lag Aintab zu unsern Füßen. Schier endlos schien uns der Weg, bis wir endlich das Thor der großen Steinmauer passierten, welche die Missionsanstalten umfriedigte. Sofort vom Pferde ging es in eine gesegnete Gebetsversammlung im Gymnasium (es war gerade die Allianzgebetswoche). Der Geist des Gebets war unter diesen jungen Männern mächtig, und aus den Worten einzelner merkte man, daß sie vor noch garnicht langer Zeit ihre Herzen dem Gekreuzigten aufgethan hatten. Die Seele der entschiedenen Arbeit im dortigen Gymnasium ist ein erst im vorigen Jahre dorthin gekommener junger Missionar, Dr. Merrill, welcher des Deutschen völlig mächtig, auf seiner Herreise auch an der letzten christ-

lichen Studentenkonferenz in Deutschland teilnahm und daher vielleicht noch manchem unserer Freunde bekannt ist. Er kann noch kaum wenige Worte in den Landessprachen reden und doch übt seine entschieden christliche Persönlichkeit schon einen bestimmenden Einfluß auf die Mehrzahl der Schüler aus, so daß viele in letzter Zeit erweckt wurden. Am trauten Kamin im gastlichen Hause des ehrwürdigen Dr. Fuller unsere erstarrten Glieder wärmend, erfuhren wir dann nähere Einzelheiten über die Stadt. Sie hat 45 000 Einwohner, darunter 15 000 Armenier. Unter den Armeniern ist auch hier eine blühende evangelische Gemeinde mit drei großen Kirchen, von der sich noch ein kleines Gemeindlein zur englischen Hochkirche abgezweigt hat. Letzteres besitzt eine architek-

tonisch schöne, aber noch unvollendete Kirche, die jedem Besucher der Stadt sofort ins Auge fällt. Die Stadt ist eins der Centren der amerikanischen Mission in Klein-Asien. Die Station wurde schon 1847 gegründet. Im Gymnasium werden alle Sprachen des Orients, sowie Englisch gelehrt; mit ihm war eine medizinische Schule verbunden, die aber wegen der Schwierigkeiten seitens der türkischen Regierung aufgegeben werden mußte.

Am 16. November 1895 wurden hier 300 Christen ermordet; man liebte es besonders, denen, die man verschonte, die Hände und Arme abzuhauen, oder die Augen auszustechen. Viele wurden in Kreuzform zerschnitten und ihnen dann höhnisch zugerufen: „Wo ist nun dein Jesus? Warum rettet er dich nicht?“

Als am Tage darauf Mr. Fuller in das Haus des Paschas ging, erhob sich dieser höflich und rief aus: „O wie schrecklich! Unsere Stadt ist in Stücke gebrochen! Aber was können wir machen? Gott will es!“ Noch während er dies sagte, wurden die besten Teppiche und Möbel aus den geplünderten Häusern in seine Wohnung gebracht!

Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, die Engländer kämen, um den Christen zu helfen. Als man sah, daß es damit nichts war, wurde ein Hund, auf einen Esel gebunden durch die Stadt geführt und ein Ausrufer ging voran mit dem Ruf: „Macht Platz der Königin Viktoria!“

Doch haben sich auch einige Türken sehr edelmütig gezeigt. Das amerikanische Hospital wurde durch einen Türken gerettet, dessen Bruder dem Missionsarzt Dr. Shepherd sein Leben verdankt.

Bald nach dem Blutbade verdächtigte die türkische Regierung den Dr. Fuller revolutionärer Umlriebe und verlangte von der amerikanischen Regierung seine Abberufung. Diese aber hat ihn durch die amerikanische Gesandtschaft energisch in Schutz genommen und so ist er noch heute hier.*)

Einen segensreichen Erfolg hat die Schreckenszeit gehabt: die Gregorianer und die Protestanten haben sich einander bedeutend genähert, so daß die Gregorianer verschiedentlich die evangelischen Missionare

zur Predigt in ihren Kirchen aufforderten. Dennoch aber hat das Massaker auch hier tiefe Wunden im Volksleben zurückgelassen, und das Unterstützungswerk der Mission hat noch ein weites Feld der Bethätigung. Die armen Witwen werden besonders mit feinen weißen Seidenstickereien und Spitzennähen beschäftigt, wofür in Amerika hohe Preise erzielt werden. Auch Baumwollstoffe werden von ihnen gewebt und durch die Mission verkauft.

Wir hatten leider nicht die Zeit, die Verhältnisse eingehender zu studieren, da wir am nächsten Morgen wieder aufbrechen mußten, um vor Sonntag hier in Urfa zu sein. Es ist uns so wichtig, die Sonntage immer an Orten zuzubringen, wo uns reichlich Gelegenheit zur Verkündigung des Wortes Gottes gegeben ist.

Von Antab an beginnt das Flußgebiet des Euphrat. Mit bewegten Herzen betraten wir diesen Boden. Wir ritten schnell auf den guten Wegen durch die schöne fruchtbare, sonnenbeglänzte Ebene; das Wetter war wie im Frühling bis auf den starken Oststurm, der uns in den Mund blies. Nachmittags führte uns der Weg stundenlang durch herrliche Oliven- und Feigen-Gärten, dann aber begann das öde Gebiet, welches die Nähe des Euphrat charakterisiert: lauter unfruchtbare Sandhügel mit tiefen, ausgewaschenen Rinnen vom Gipfel bis zum Boden. Alle diese Sandberge sind von der Sündflut angeschwemmt und das Gerücht der Unfruchtbarkeit liegt noch auf diesem Lande, welches bei den Besuchern den Eindruck erweckt, als ob die Sündflut erst ganz kürzlich hier gewüetet hätte.

Nachmittags 4 Uhr trafen wir in der Stadt Nisibis ein. Hier hat Moltke, dessen Spuren wir auf unserer Reise noch öfter begegnet sind, 1836 im türkischen Heere gegen die Ägypter unter Ibrahim Pascha gekämpft; die türkische Armee wurde indessen gänzlich geschlagen.

Die Stadt trägt einen ganz andern Charakter als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Man merkt, daß das Gebirge weit und daher das Bauholz äußerst kostbar ist; denn kein Holzbau ist mehr zu sehen, auch sind die Häuser ohne Balken, nur aus großen, sauber behauenen Kalkquadersteinen gebaut. Als wir uns der Stadt näherten, bot sich uns ein Aufsehen

*) Die deutsche Regierung hat mir später in gleicher Lage diesen Schutz versagt.

erregender Anblick. Ein ganz in Lumpen gekleideter Mann führte an einer Leine ein in roten Stoff gekleidetes Tier von der Größe einer Ziege. Was mochte das sein? Erst am nächsten Tage fanden wir die Erklärung: es war ein Kurde, der seinen Windhund spazieren führte. Die Kurden hiesiger Gegend haben alle herrliche Windhunde, deren Heimat hier zu sein scheint, als verzärtelte Haustierte. In den elendesten Dörfern, die wir in Mesopotamien sahen, sieht man Unmengen dieser prächtigen Tiere herumlaufen. Jeder Kurde liebt seinen Windhund zärtlich und wetteifert mit den andern Dorfbewohnern, seinem Tiere eine möglichst schöne Schabracke anzulegen; wer es nicht kann, hüllt sein Tier wenigstens in Lumpen. Es sieht hübsch aus, wenn abends Dutzende dieser stinken Tiere sich mit den Dorfknaben tummeln. Sie werden zur Jagd, hauptsächlich auf Steinhühner gebraucht.

Nachdem wir uns im Khan etwas ausgeruht, besuchten uns die Häupter der dortigen Christengemeinde, liebe, einfache Brüder; ich sprach mit ihnen auf türkisch über die Wiederkunft Christi und unsere Zubereitung darauf. Als es $\frac{1}{2}$ 9 Uhr geworden und die Türken zur Ruhe gegangen, geleiteten sie uns etwa eine Viertelstunde weit in ein besseres armenisches Haus, inwendig mit kunstvoller Holztafelung geschmückt. Hier hatten sich alle christlichen Hausväter versammelt und wir konnten unser biblisches Gespräch fortsetzen; alle beteiligten sich daran mit vielem Verständnis. Besonders war es der Gedanke vom Kommen des Herrn, der sie sehr beschäftigte. Wir hatten später noch öfter Gelegenheit, diese Bemerkung zu machen. — Wir erfuhren, daß der Besitzer dieses Hauses vor der Maffakrezeit entflohen sei und das Haus leer zurückgelassen habe, so daß es ihnen jetzt für Gemeindegewerke zur Verfügung stände. Die Besorgnis jenes Hausbesizers habe sich aber

als ganz grundlos erwiesen, denn es sei kein Maffakre in ihrer Stadt gewesen; ein gewissenhafter türkischer Offizier habe die ganze Stadt gerettet. Ähnliche Fälle wurden uns an manchen Orten erzählt; für solche braven Mohammedaner gilt gewiß einst das Wort des Herrn: „Was ihr gethan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!“

Trotzdem ist es einigen sehr traurig ergangen; einer anwesenden Frau hatte man damals zwei Töchter geraubt; beide



Deutsche Reisegesellschaft in einem Khan Mesopotamiens.

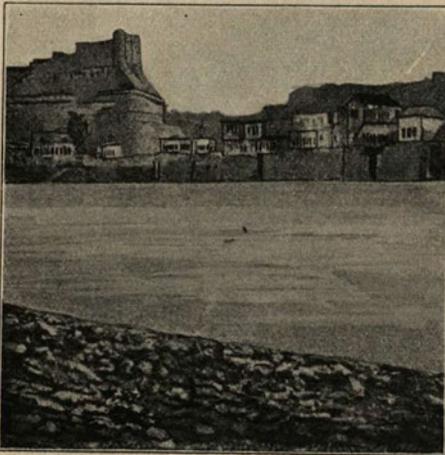
sind noch jetzt in einem mohammedanischen Hause desselben Ortes, wo die eine kürzlich von einem Rinde entbunden wurde, ohne daß die eigene Mutter das Angesicht ihrer Tochter sehen durfte.

Auf dem Rückwege zeigten sie uns eine aus riesigen Quadersteinen gebaute alte Kirche, die seit 60 Jahren zur Moschee umgewandelt worden ist. Es war inzwischen 11 Uhr geworden und nur mühsam fanden wir den Weg auf der lücherigen Straße, bis wir in die jetzige kleine Kirche eintraten, auf deren bildergeschmücktem Altar eine ewige Lampe brannte. Der alte Mann, der bisher immer der Hauptprediger und auch unser Führer gewesen, betrat dann den Altar und hielt in türkischer Sprache ein freies Gebet, bei dem wir alle niederknieten. Es ist kein Priester am Ort und so versteht dieser ehrwürdige alte Mann

die Funktionen eines solchen, sowie eines Predigers, wieder ein Zeichen für die Weisheit der gregorianischen Kirche, in der doch noch nicht alles Leben erloschen ist. In Nisibis ist ein schönes, brüderliches Verhältnis zwischen Gregorianern und Protestanten; sie benutzen beide dieselbe Kirche, haben dieselbe Schule und lesen beiderseits in der Bibel, auch gemeinschaftlich.

2. Über Biredschit nach Urfa.

Am nächsten Morgen brachen wir um 1/27 Uhr auf. Es war ein herrlicher Ritt, der mir immer im Gedächtnis bleiben wird; bei lieblicher Frühlingsluft und Lerchengesang jagten unsere Pferde in rasendem Galopp der aufgehenden Sonne und dem Euphrat entgegen. Wie klopfte mir das Herz, als die weißen wallenden Nebel, von der Morgensonne verscheucht, die Nähe des Paradiesstromes ankündigten! Nach zwei Stunden hielten wir an der Fähre. An unserer Seite war das Ufer des Stro-



Biredschit mit dem Euphrat.

mes reizlos und flach, aber auf der andern Seite erhob sich, an steilen Kalkfelsen sich hinaufziehend, die Stadt Biredschit, aus der Acockschen Erzählung „Am dunklen Strom“ ja wohlbekannt. Alle Häuser sind aus blendend weißem Kalk, viele Wohnungen auch wie Höhlen in die Felsen hineingebaut. Es ist das alte Apamea Zeugma, und die Ruinen der mächtigen Festung lassen noch seine frühere Bedeutung er-

kennen. Der Fährmann nahm in seiner, einer Arche Noah ohne Dach nicht unähnlichen Fähre, uns und unsere Tiere auf und hinüber gings ans andere Ufer. Dort großes Getümmel! Polizeibeamte, Soldaten, Handelsleute, Lastträger schreien wild durch einander. Ein Offizier stürzte auf uns los: „Wer seid ihr, welcher Nation gehört ihr zu?“ so herrschte er uns mit lauter Stimme an. Alles umdrängt uns, gespannt auf unsere Antwort. „Wir sind Deutsche.“ „Entschuldigung, tausendmal Entschuldigung, Effendi,“ stammelte er dann unter tiefen Verbeugungen, „ihr seid ja unsere lieben Freunde, wir haben schon seit gestern auf euch gewartet, ich stehe euch zu Diensten, werde euch selbst zum Regierungsgebäude (Konak) führen.“ Der Landrat (Kaimakam) empfing uns, auf zwei Sophas liegend, vom Fieber gequält, aber äußerst liebenswürdig, und besorgte uns gleich einen neuen Gensdarmen. (Der Ort ist bekannt wegen seines tödlichen Fiebers.) Biredschit ist einer der Orte, die durch das Massakre geradezu entvölkert wurden, wo das Blut buchstäblich in Strömen geflossen ist. Alle Christen wurden damals hier entweder ermordet oder gezwungen, Mohammedaner zu werden. Schließlich wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen. Erst viel später wurde den Christen wieder gestattet, sich zu ihrem Glauben zu bekennen, wenn sie den Mut dazu hatten. Früher eine fast ganz armenische Stadt, ist es jetzt vorwiegend von Türken bewohnt. Die evangelische Gemeinde ist nur klein.

Nach kurzer Rast brachen wir auf. Von Biredschit bis hier nach Urfa ist die ganze Gegend eine Wüste von Steinen. Kein Baum, kein Strauch, keine Pflanze erfreut das Auge, kein Wasser erquickt den Reisenden zwei Tage lang; nur Steine und immer wieder Steine. „Viel Steine gab's und wenig Brot“, diese Worte aus der „Schwäbischen Kunde“ konnten wir recht mitempfinden. Wir hatten einen neunstündigen Weg in sechs Stunden zurückzulegen; so gab es einen scharfen Ritt. Endlich um 5 Uhr, als die Sonne schon untergegangen, sahen wir in der Ferne das Kurdendorf Tscharmelek, unser heutiges Ziel. Wir glaubten große Moscheen und stattliche Steinhäuser zu erkennen und taxierten die Entfernung noch auf etwa dreiviertel Stunden. Doch wie man sich in der Wüste

in den Entfernungen täuschen kann! Plötzlich wurden wir gewahr, daß die angeblichen Minarets nur Grabsteine, und die Menge

Steinhäuser nur ein einziger Khan war, das Ganze in einer Entfernung von nur zehn Minuten! Das eigentliche Dorf ge-



Kurden-Weiber und -Kinder.

währt einen wunderbaren Anblick; etwa 60 aus Lehm gebildete große Maulwurfs-häufen neben einander — das waren die Wohnhäuser. Da man uns vor dem Khan gewarnt, schickte ich den Saptieh voraus mit dem Auftrag, uns das „schönste Haus“ dort als Quartier auszusuchen. So führte er uns vor den größten Maulwurfs-häufen, der wenigstens doch eine aus Stein gemauerte Thüröffnung aufwies. Der Häuptling oder „Fürst“, wie er sich stolz nennt, ein noch junger, hochgewachsener Mann (etwa 25 Jahre alt), hieß uns willkommen und führte uns hinein in einen viereckigen, fensterlosen, gemauerten Raum, der durch eine Lampe erhellt war und über dem sich eine mit einem Loch versehene Kuppel

wölbte. Wir waren erstaunt, hier einen so stattlichen Raum zu finden; nebenan hörten wir unsere Pferde scharren, also auch sie fanden noch Platz in diesem wunderbaren „Fürstenschloß“. Allmählich versammelten sich die Häupter des Dorfes, unter ihnen auch der einzige Christ, der mit den Kurden auf sehr gu-



Männertracht in Mesopotamien.

tem Fuße zu stehen schien, und sich in der Kleidung gar nicht von ihnen unterschied. Alle hatten die malerische Tracht Mesopotamiens, die sich wohl seit den Urzeiten kaum geändert hat: ein seidenes Tuch über dem Kopf, das über den Nacken weit herabhängt und oben von etwa 3 cm dicken, wollenen Ringen mit Silberschmuck auf dem Kopf festgehalten wird. Der Körper ist eingehüllt durch einen weiten, malerisch umgeworfenen Mantel aus braunem Wollstoff mit etwa 20 cm breiten weißen Streifen; im Gürtel Dolch und Pistolen. Es waren alle schöne, auf fallend große Gestalten. Bald wurde uns ein großer Berg Pillaow und eine Schüssel Jourt (dicke Milch) vorgesetzt, die uns herrlich mundeten. In kurzem war der Berg Pillaow von unsern Löffeln so unterminiert, daß er fast einstürzte. Der „Fürst“ hatte uns ruhig zugeschaut; wir glaubten, Tüchtiges geleistet zu haben, legten unsere Löffel fort und sprachen unser Dankgebet. Da bemerkte er ganz trocken: „Nun weiß ich, weshalb ihr Europäer immer so reich seid!“ „Nun weshalb?“ „Weil ihr so wenig eßt!“ Zur Bekräftigung ergriffen er und zwei andere Kurden ihre Löffel, und in einer Minute war die Schüssel leer.

Mehrere Stunden saßen wir in anregenden Gesprächen mit den geistig sehr lebhaften Kurden zusammen; der Scheich erzählte mit Stolz, früher hätten auf dem Hügel neben dem Dorfe vier „Könige“ gewohnt (persisch tschar = 4, melek = König), jetzt sei er der einzige;* er erkundigte sich lebhaft, wie es unserm Kaiser gehe, der ja ein solcher Freund des Islam sei u. s. w. Der christliche Kurde berichtete, daß sein Sohn in Deutschland als Glaser arbeite. Mit tiefem Schmerz sprach er von dem Märtyrertode ihres in Deutschland ausgebildeten Pastors Hagop Abuhajatian in Urfa: „Wir haben unsern Vater in ihm verloren, einen solchen Pastor finden wir nicht wieder!“

Wir lagen in der Runde um das Feuer, welches in der Mitte des Raumes mit Kuhmist-Dorf genährt wurde, dessen „dunstender“ Rauch durch die Öffnung in der Kuppel seinen Abzug fand. Der Raum

war angefüllt mit diesen abenteuerlichen Gestalten, die jede unserer Bewegungen mit gespanntem Interesse verfolgten. Mehrere ließen mit Ostentation ihre goldenen Uhren sehen, und ich mußte denken, wie mancher Reisende gewiß dafür hatte bluten müssen! Sie behaupteten zwar, Landleute zu sein, aber von Feldern habe ich weit und breit nichts gesehen.

Am nächsten Tage ging's dann weiter durch die Wüste. Unserm freundlichen Wirt schenkten wir einen Schiebeleiftift und ein Kaiserbild, worüber er sich wie ein Kind freute. Geld durften wir ihm natürlich nicht anbieten. Nachmittags passierten wir das durch die Kurdenüberfälle berichtigte öde sogenannte „Todesthal“, ein schaurig wüstes, zwei Stunden langes Felsenthal. Ein Major der kurdischen Hamidiehtruppe mit zehn berittenen Kurden trafen hier mit uns zusammen, thaten uns aber nichts zu Leide, sondern ritten freundlich plaudernd neben uns her.

Endlich eröffnete sich uns von dem nun durchquerten Nimrodgebirge aus die Aussicht auf eine etwa 800 Fuß tiefe, meilenweite Ebene. In halber Tiefe sahen wir die aus blendend weißen Kalksteinen gebaute Stadt Urfa zu unsern Füßen mit ihren zwei großen Kirchen, deren eine der stumme Zeuge einer so schaurigen Geschichte ist.

3. Urfa.

10. Januar 1899.

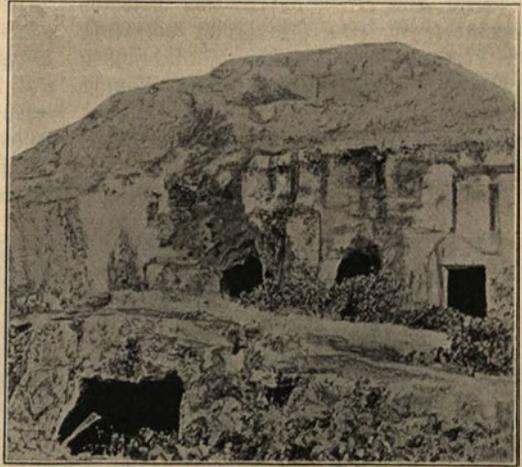
Die ganze Umgegend von Urfa besteht nach der Bergseite zu aus kahlen Kalksteinfelsen, inwendig so weiß wie Porzellan. Tiefe Höhlen sind überall in das Gestein gehauen, meist genau in geometrischen Formen gehalten, aus denen man im Laufe der Jahrhunderte das Baumaterial für die Stadt herausgeholt hat. Der Stein ist in neuem Zustande so weich, daß die Knaben aus ihm lauter niedliche Gegenstände mit dem Messer ausschaben, kleine Tiere, kleine Schuhe oder Gefäße. Im Laufe der Zeit wird der Stein hart, ja blank; im Feuer dagegen zerfällt er zu einer sandförmigen Masse. Der weiße Kalkstaub hatte in der langen regenlosen Zeit Urfa so eingehüllt, daß selbst die Felder und Weinberge von oben ausfahen, wie von dünnem Schnee bedeckt. Das erste Gebäude, das uns in

* Alle Dörfer in Mesopotamien liegen am Fuße von gleichförmig gestalteten Hügeln, auf denen die früheren Ortschaften gelegen haben. Wenn man dort graben dürfte, würde man gewiß viele interessante Altertümer entdecken.

die Augen fiel, war die große armenische Kirche, an die sich so graufige Erinnerungen knüpfen. Friedlich, ohne sichtbare Spuren der Zerstörung, marmorweiß, vom Sonnenlicht beschienen, lag sie da, ein Bild orientalischen Lebens. Friedlich scheinen die verschiedenen Völkerschaften miteinander zu leben, so meint der europäische Reisende nach seinem flüchtigen Eindruck, auch giebt es so vieles, was dem abendländischen Beschauer das orientalische Leben in ein milderes Licht rückt, so daß er gar nicht glauben mag, was für finstere Mächte der Zerstörung und der zügellosen Leidenschaft unter der Oberfläche ihr Werk gethan haben und noch immer weiter thun.

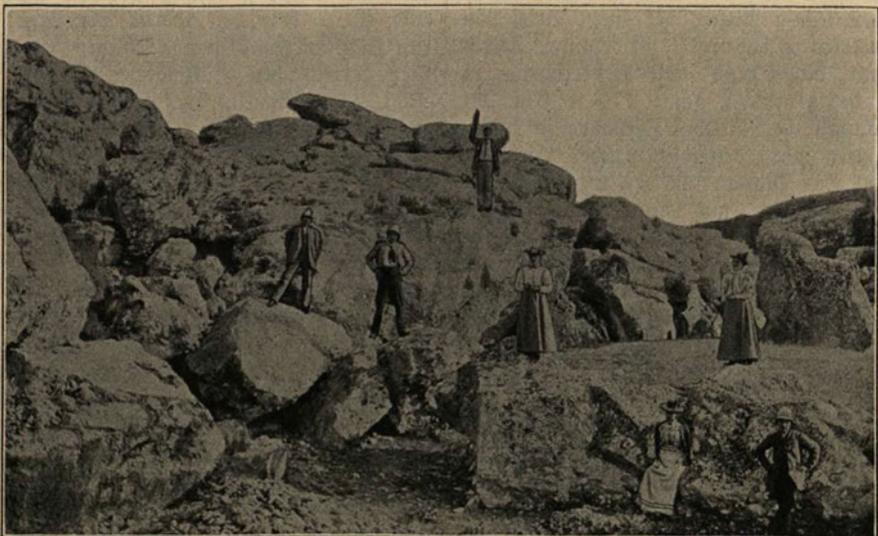
Eine sehr gute, neue Chaussee führt uns von dem „Todessthal“ hinab zur Stadt. Noch eine halbe Stunde waren wir entfernt, — was tauchte da vor unsern Augen auf? Ein langer Zug kleiner Menschen, von einem Soldaten geführt. Etwa ein Gefangenentransport? Soweit wir aber erkennen konnten, waren die Menschen alle auffallend klein! Endlich teilt sich die Schar, eine Hälfte faßt auf der linken, die andere auf der rechten Seite Posto. Wir kommen näher — und erkennen an den gleichförmigen Trachten die Kinder des deut-

schen Waisenhauses in Urfa! Die Knaben in ihren blauen Jacken und ihrem bekannten chitonartigen langen, gestreiften Gewande,



Höhlen in den Kalkfelsen des Nimrodgebirges.

die Mädchen in ihren großen blau kattunen Umschlagetüchern bildeten Spalier, als unser kleiner Reitertrupp sich näherte. Das war ein Jubel, als wir ihnen auf ihr ehrerbietiges Sichverneigen und ihr unisono abgegebenes chosch geldinis mit türkischem Gruß antworteten. Selbst der ihnen zum Schutze beigegebene Soldat begrüßte uns freundlich.



In den Kalkfelsen von Urfa.

Nähe vor der Stadt kam ein zweiter Zug uns entgegen; es war die andere Hälfte der Knaben. So zogen wir unter großer Eskorte in die Stadt ein.

Urfa, das alte Edeffa, von Seleukos gegründet, ist eine alte Stadt am Fuße der Nimrod-Berge, welche die südlichsten Ausläufer des Antitaurus bilden. Manche halten es für das alte Ur in Chaldäa, und jedenfalls erinnerten viele mohammedanischen Heiligtümer an den Erzvater Abraham. Da ist der Abrahamsteich,



Bau der Häuser in Urfa. (Großer Hof des deutschen Industriegebäudes.)

Abrahams Geburtsstätte, die Abrahamshöhle u. s. w. Die Sage von dem armenischen König Abgar, der einen Brief von Jesu erhalten haben soll, ist bekannt. Sicher ist nur, daß Edeffa, wie die Armenier es noch heute nennen, schon 170 n. Chr. die Hauptstadt des Reiches Orhoëne in Mesopotamien war, dessen christlicher Herrscher Abgar Bar Maanu als der erste christliche Fürst Münzen mit dem Kreuzeszeichen schlagen ließ. Der berühmte Kirchenlehrer Ephräim der Syrer lebte und lehrte hier 350—378. Er gründete eine Theologenschule, die der syrischen Kirche von großem Segen gewesen ist; die Ruinen davon stehen noch heute unter dem Namen „Ephräimsturm“. Von 640—1098 war die Stadt in den Händen der Mohammedaner; in letzterem Jahre wurde sie durch die Kreuzfahrer unter Balduin von Flandern erobert, welcher den noch jetzt vorhandenen „Turm der Kreuzfahrer“ baute.

Nur bis 1144 blieb es Hauptstadt der

christlichen Grafschaft Edeffa, dann wurde es abermals von den Ungläubigen gestürmt, in deren Händen es bis heute geblieben ist.

Die Einwohnerschaft besteht jetzt aus 40 000 Mohammedanern und etwa 20 000 Christen, die sich teilen in Evangelische, Gregorianer, Syrer und Katholiken.

Die evangelische Gemeinde führt sich zurück auf einen treuen Knecht Gottes, einen Weber Awebis, der unter vielen Verfolgungen seitens des armenischen Klerus in den fünfziger Jahren eine biblische Gemeinschaft begründete. Sein Werk wurde fortgesetzt durch den 1838 geborenen Pastor Gagop Stepanian Abuhajatian, der seine theologische Ausbildung in Deutschland und der deutschen Schweiz erhalten hat. Er konnte von den in Deutschland gesammelten Geldern der Gemeinde die schöne jetzige Kirche bauen. Seine theologischen Bücher, die wir noch vorfanden, waren auch fast alle deutscher Herkunft. (Vgl. seine Lebensbeschreibung im Verlag der Kaiserswerther Diakonissenanstalt. 24 S. 12 Pf.)

Die Bauart der Häuser in Urfa ist auffallend, von ferne sehen sie alle aus, wie kleine griechische Tempel. Säulen und Bogen herrschen überall vor, und in den Häusern das Gewölbe. Wegen des auch hier herrschenden Holz mangels kann man nicht anders bauen. Das ganze macht einen malerischen Eindruck. Am Thor des deutschen Industriegebäudes begrüßten uns herzlich die deutschen Geschwister. Es war an diesem Tage wunderbar schönes Sommerwetter, fast heiß zu nennen, Rosen und Apfelsinenbäume im Freien.

Es sind hier in dem Werke thätig: 1. Lehrer Eckardt als Leiter des Ganzen, früher Kantor und Lehrer im Lepsius'schen Kirchdorfe Friesdorf, 2. Frau Eckardt, gelehrte Zeichnerin, die die ganze Musterzeichenarbeit für die Teppichfabrik besorgt, 3. Fräulein Patrunky für die Wirtschaft und die Oberaufsicht über die Mädchenwaisenhäuser, stammt aus Lüben in Schlesien, 4. Fräulein Probst, früher im Findelhaus in Hongkong, ebenfalls für

die Mädchen, 5. Lehrer Schäfer für die Knaben (jetzt nicht hier, da er zwei Schwestern nach Diarbekir begleitet), 6. Meister Puls für die Weberei und 7. Meister Otto für die Färberei der hiesigen Fabrik echter Teppiche, beide aus Friesdorf in Sachsen. Das Anwesen des deutschen Hilfswerks liegt gerade gegenüber dem Pfarrhaus des als Märtyrer vor drei Jahren heimgegangenen Pastors Abuhajatian. Es enthält einen großen Hof mit Fabrikgebäuden und Stallungen ringsum, daneben einen zweiten kleineren, mit Bassin und Bäumen geschmückten Hof, um den herum die Wohnräume liegen. Die 280 Waisenkinder sind weitab in sechs gemieteten Häusern untergebracht, die von eingebornen Hauseltern unter Aufsicht der Geschwister verwaltet werden. Es ist dies das amerikanische System, das ja den großen Übelstand aufweist, daß der Einfluß auf die Kinder doch lange nicht so nachdrücklich und tiefgreifend sein kann, als wenn die Geschwister mit ihnen im Hause wohnen. Es war hier nun leider nicht anders einzurichten, da die Regierung den Geschwistern nicht erlaubte, auf ihrem eigenen Grundstück Kinder zu beherbergen. So waren sie dankbar, daß sie ihr Grundstück für die Teppichindustrie des Unterstützungswerkes verwenden durften, in welchem man wertvolle echte türkische Teppiche von armen armenischen Witwen zum Selbstkostenpreise, nur um den Armen Arbeitsgelegenheit zu geben, herstellen läßt. Bekanntlich beruht der Wert der echten Teppiche auf der Unzerreißbarkeit der Wolle der asiatischen Schafe, auf der Unverwüstlichkeit der Farben, die aus den nur dort zu findenden Farbkräutern gewonnen werden und im Zusammenhang damit in dem Umstand, daß sie sich fast nicht abnutzen, sondern mit den Jahren an Schönheit und an Wert gewinnen. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Urfaer

Teppichindustrie von ganzem Herzen zu empfehlen. Man kann sich daselbst echte Teppiche in jeder Größe, in jedem gewünschten Muster und jeder Farbenzusammenstellung bestellen. Bei größeren Teppichen stellt sich das Quadratmeter franko Deutschland auf etwa 25—30 Mark. Der Besteller unterstützt damit zugleich eine aufblühende deutsche Industrie, deren Ertrag lediglich dem Liebeswerk zu gute kommt; ich habe die Teppiche geprüft und muß bekennen, daß ich sonst



Kaffeetisch im kleinen Hofe des deutschen Industriegebäudes.

nirgends so prächtige Exemplare gesehen hatte.

Die deutsche Adresse ist:

Herrn Hermann Jähnichen

Frankfurt a/M.

Ostendstr. 13.

Doch ich kehre zu unsern Erlebnissen in Urfa zurück. Kaum hatten wir uns an dem gemütlichen Familientisch der Geschwister an dampfendem deutschen Kaffee gelabt, der uns nach dem fünftägigen angestrengten Ritt herrlich mundete, als auch schon der augenblicklich vikarisch amtierende Pastor der evangelischen Gemeinde gemeldet wurde. Er lud uns ein, am nächsten Tage, also vorgestern, die beiden Gottesdienste abzuhalten, wozu wir natürlich mit Freunden bereit waren.

Vorgestern früh 7 $\frac{1}{2}$ Uhr riefen die Glocken der evangelischen Kirche die Gemeinde zur Feier des Tages des Herrn. Dieses Gotteshaus hat ja für uns Deutsche

ein ganz besonderes Interesse. Ist es doch fast ganz mit deutschem Gelfe gebaut. Es ist ein schöner, dreischiffiger romanischer Bau aus weißem Kalkstein, mit zierlichem kleinen Turm. Inwendig sind die Schiffe durch schöne Säulen getrennt, und in der Mitte erhebt sich ein romanischer Kuppelraum. Die Apfis ist durch ein buntes Fenster geschmückt. Wohl 1200 Menschen hatten sich versammelt. Es kam ein wunderbares Gefühl über mich, daß ich in dieser „Stadt Abrahams“ von derselben Stelle aus pre-

digen durfte, wie der Mann, der erst vor kurzer Zeit sein Zeugnis mit seinem Blute besiegelt, vor einer Gemeinde, in der wohl niemand war, dem nicht wenigstens eins oder zwei seiner Lieben in jener Zeit durch den Märtyrertod entrissen waren. Mein Text war mein Konfirmations-spruch, mit dem einst mein geistlicher Vater, der nun verklärte Generalsuperintendent D. Büchsel mich eingeseget: „Siehe, ich komme bald; halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“ In einer solchen



Szene aus der Teppichindustrie: Wölle spinnende Witwen.

Gemeinde zu predigen, ist ein eigen Ding. Zunächst fühlt man sich so unbeschreiblich klein und geringfügig, daß man verzagen möchte: „Was kannst du diesen Menschen predigen, die in solchem Feuer bewährt worden sind?“ Aber dann ist es, als ob der Geist der verklärten Zeugen uns ergreift, uns hebt und trägt, daß wir mit neuen Zungen predigen müssen. Nach der Predigt erfolgte die Aufnahme von elf neuen Gemeindegliedern. Es wird bei der Aufnahme sehr sorgfältig verfahren. Zuerst fiel es mir immer auf, daß auf die Frage nach der Anzahl der Mitglieder irgend einer scheinbar großen evangelischen Gemeinde meist nur eine verhältnismäßig kleine Zahl genannt wurde. Die Ursache liegt darin, daß nur solche Personen auf ihren An-

trag vollberechtigte Gemeindeglieder werden und am heiligen Abendmahl teilnehmen dürfen, von denen der Pastor und Gemeinde-Kirchenrat die Überzeugung gewonnen, daß sie entschiedene Christen sind. Solche müssen dann vor versammelter Gemeinde ein feierliches Bekenntnis ablegen und werden vom Pastor daraufhin aufgenommen. Die andern, selbst regelmäßigen Kirchenbesucher heißen nicht „Gemeinde“, sondern „evangelisches Volk“. Es kommt somit nie vor, daß jemand nur deshalb Gemeindeglied ist, weil seine Eltern es waren, und er von dem betreffenden Pastor die Kindertaufe empfangen hat, sondern jeder muß sich die Gemeindegliedschaft neu erwerben. Ich glaube nicht fehl zu gehen in der Annahme,

daß dies sich schon dem Gemeindeideal nähert, welches Luther in seiner „Deutschen Messe“ von 1520 vorgeschwebt hat. Die Kindertaufe ist in der evangelischen Kirche Kleinasiens die Regel, doch herrscht in diesem Punkte ziemliche Freiheit, und man ist weit entfernt, verschiedene Auffassungen über die Taufe für kirchentrennend zu erachten; so ist der jetzige Pastor von Urfa zufällig Baptist, kann somit die Kinder nicht taufen; doch hilft man sich in anderer Weise. Ein feierlicher Taufgottesdienst schloß sich an die Aufnahmefeierlichkeit an, bei dem die ganze Gemeinde versammelt blieb. Etwa 20—30 Mütter brachten ihre Kinder zum Taufstein. Der Pastor der syrisch-evangelischen Gemeinde von Urfa waltete des Amtes, ein ehrwürdiger Greis, der schon viel um des Herrn willen erduldet. Auch ich sollte noch an dieser Stätte das Taufsakrament spenden. Die Tochter des heimgegangenen Pastors Abuhajatian hatte mich gebeten, ihr erstes Kindlein in deutscher Weise zu taufen, was denn auch vor versammelter Gemeinde geschah. Diese älteste Tochter (Zevkine mit Namen, im Alcock'schen Romane Elmas genannt), ist damals vor dem Los so vieler unglücklicher armenischer Jungfrauen behütet worden, indem man sie, die beim Hineindringen der Feinde gerade ihren kleinsten Bruder auf dem Schoße hatte, für eine Frau hielt. So wurde sie nur mit den andern Frauen zusammen in das Gefängnis gesperrt und nachher wieder freigelassen. Aber jetzt noch, wenn sie auf der Straße dem jungen Türken begegnet, der ihren Vater ermordet, so ruft er ihr nach: „Hätte ich damals gewußt, daß du keine Frau warst, hätte ich dir anders mitgespielt.“ Jetzt ist sie seit zwei Jahren glücklich verheiratet mit dem Geschäftsführer von Miß Shattuck, in der Alcock'schen Erzählung „Kework“ genannt,

und bewohnt das Haus ihres Vaters. Soeben habe ich sie besucht, traf den Mann aber nicht daheim; sie macht einen sehr ernstlichen Eindruck und gab mir warme Segenswünsche mit auf den Weg.

Nach dem Gottesdienste fanden noch verschiedene andere Versammlungen statt in der Kirche oder ihren Nebenräumen. Da ist die Sonntagschule nach dem Gruppensystem mit ihren 900 Kindern,



Pastor Hagop Stepanian Abuhajatian.

unter denen wir in einer Gruppe auch einen türkischen Soldaten eifrig lernend vorfanden, von Miß Shattuck geleitet; eine Witwenversammlung (viele tragen noch schreckliche Narben und Verstümmelungen seit jener Zeit an sich), ein Jungfrauenverein, ein christlicher Verein junger Männer, eine Versammlung jüngerer Mädchen nach Art der Jugendbündnisse. Überall durften wir Ansprachen halten. Alle diese Versammlungen sind begründet und stehen

unter Leitung von Miß Shattuck, der heldenmütigen Missionarin, die in der Schreckenszeit als einzige Europäerin am Ort vielen Hunderten das Leben gerettet hat. Die Kirche und alle verfügbaren Räume, bis hinauf in ihre eigene Schlafstube, ja der Kirchhof, alles war damals in ein Spital

Menschenkinde machen kann, dem die Ärzte schon vor Jahren nur noch wenige Lebensmonate zuerkannten! Aber sie kennt einen bessern Arzt, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist! Gleich nach dem Blutbad begründete sie ein Industriewerk, ohne Kapitalien zu besitzen, ohne Schulden, welches jetzt jahraus jahrein 1100 Menschen ihr tägliches Brot giebt. Alle Christen hier, ganz gleich welcher Konfession, verehren sie wie eine Mutter, und selbst die Türken haben eine abergläubische Scheu, fast Furcht vor ihr. In alter Zeit hätte man sie gewiß heilig gesprochen.

Das Blutbad von Urfa trug einen wesentlich andern Charakter als die in andern Städten. An manchen Orten haben vielleicht wirklich armenische Revolutionäre den Vorwand gegeben, wofür dann aus dem armen Volk Hekatomben geopfert wurden; in der Umgegend von Zeitun (Marasch zc.) fürchteten die Türken einen Überfall der Zeituner und suchten dem zuvorzukommen; aber in Urfa hatte das Massakre, wenn auch nicht nach der Intention der Leiter, so doch faktisch einen allgemein antichristlichen Charakter. Daher ist Urfa die einzige Stadt,



Innere der evangelischen Kirche zu Urfa.

für Verwundete umgewandelt, die sie Tag und Nacht unermüdlich pflegte. „Mutter Corinna“ war überall, wo man sie brauchte, und hatte für jeden ein freundliches Wort. Man muß sie gesehen haben, diese zarte, schwächliche, hagere Gestalt mit den leuchtenden Augen, um Gott zu preisen, was Seine Gnade aus so einem schwachen

wo es sich nicht auf die Armenier beschränkte, sondern wo die andern Konfessionen ebenso betroffen wurden. Oft hat sich der Fall wiederholt, daß, wenn die Türken einen nicht-armenischen Christen gepackt hatten, und einer der Führer darüber zukam, dieser die Mordgesellen anredete: „Das ist ja gar kein Armenier,

laßt ihn doch laufen.“ Aber das Volk ließ sein Opfer nicht los, sondern oft wurde ihm als Antwort das cynische Sprichwort zugerufen: „Giaur ist Giaur, denn Mist ist Mist; ob frischer oder trockener, das ist gleich.“



Missionshaus von Miß Shattuck.

Es ist, als ob den Türken hier das Gewissen zu schlagen beginnt; mit finsternem Gesichtsausdruck wenden sie sich auf der Straße von uns ab. Man glaubt das Rainszeichen an ihnen zu sehen. Da ist nichts von der sonstigen türkischen Höflichkeit!

Dieser nicht nationale, sondern religiös fanatische Charakter des hiesigen Blutbades geht auch daraus hervor, daß damals etwa 500 durch Übertritt zum Islam ihr Leben gerettet haben. Etwa 450 davon sind ja mit der Zeit wieder umgekehrt, ohne daß



Miß Shattuck und ihr armenisches Hilfsomitee.

die Protestanten unter ihnen indes schon wieder als Gemeindeglieder aufgenommen worden wären. Ein gregorianisches Kirchenratsmitglied erzählte, wie sein Vetter damals den Islam angenommen habe. Nachher habe er ihn besucht und darüber zur Rede gestellt. Jener habe geantwortet: „Ich habe mit ansehen müssen, wie meine drei unschuldigen Söhne langsam zu Tode gemartert worden sind (6, 7 und 8 Jahre alt): was haben sie verbrochen, warum hat Christus nicht geholfen? Das Christentum ist nicht die Wahrheit; Mohammed regiert die Welt!“

Der Christ antwortete ihm: „Was hatten die unschuldigen Kinder verbrochen, die Herodes in Bethlehem abschlachten ließ?“ Darauf konnte er nichts antworten, wurde deshalb zornig und warf den andern hinaus. Nach einigen Monaten jedoch kehrte er reuig zurück, da er im Islam keinen Frieden fand für seine Seele.

Der selbe Mann erzählte, wie er mit seiner Familie damals gerettet worden ist. Er hatte sich mit den Seinen in ein unterirdisches Verließ geflüchtet, dessen Eingang er mit Keisig und Brettern verstopft hatte, jedoch so, daß er hindurchsehen konnte. Als nun die Türken in das Haus eindrangen und die Bewohner suchten, sah er unter ihnen einen langjährigen Geschäftsfreund, mit dem er durch herzliches Vertrauen verbunden war. Im ersten Augenblick dachte er daran, sich und seine Familie ihm auszuliefern, da er ihn doch sicher schützen würde. Aber er besann sich wieder und blieb in seinem Loch drei Tage lang. Als sie dann hervorkrochen, war alles ausgeraubt und sie hatten nichts zu essen; da war es denn jener Freund, der sie eine Woche, bis die Gefahr vorüber war, mit Essen versorgte. Gelegentlich erzählte nun mein Gewährsmann seinem Freunde von seiner ursprünglichen Absicht, sich und seine Familie unter seinen Schutz zu stellen. Da antwortete der Türke: „Allah hat dich davor bewahrt; gelobt sei er! Vorher warst du mein Freund und jetzt bist du mein Feind; aber was ich in jenen Tagen gethan hätte — Allah weiß es! Übrigens, alle deine Sachen habe ich geraubt, aber nur, um sie dir aufzubewahren. Du sollst alles bis auf die letzte Nadel wieder haben, d. h. unter einer Bedingung.“ „Welches ist diese?“ „Daß du deinen falschen Glauben

abschwörst!“ Der Kirchenälteste aber antwortete ihm: „Nein, um irdischen Gewinnes willen verleugne ich Christum nicht.“ So achtete er alles für Schaden, um Christum zu gewinnen, und das war ein Gregorianer. Diese Erzählung ist Punkt für Punkt charakteristisch für die hiesigen Zustände und giebt ein anschauliches Bild.

Fast jeder der Überlebenden ist auf wunderbare Weise gerettet worden. Auch in unsern Waisenhäusern, deren jedes Zeuge schrecklicher Scenen gewesen ist (in einem wurden auf dem Hofe 16 Menschen getötet), zeigten sie uns ganz merkwürdige Verstecke, in denen Familien sich tagelang verborgen gehalten hatten; man sollte kaum glauben, daß sie einem Menschen für wenige Stunden genügen. So blieb der jezige Schwiegerohn des † Pastors Abuhajatian drei Tage in einem Zufluchtsort, welches in eine Cisterne mündete. Aus der Stadt heraus konnte niemand flüchten, weil die Stadt von den Kurden belagert war! Im ganzen wurden in jenen Tagen 5000—8000 Menschen in der Stadt getötet!

Es sei mir gestattet, hier den amtlichen Bericht des französischen Konsuls über das hiesige Blutbad einzuschreiben.

Bericht des französischen Konsuls über das Blutbad in Urfa.

(Aus Lepsius „Der christliche Orient“ Jahrg. 1897, S. 246 ff.)

Am Sonntag den 6./18. November um 5 Uhr (türkische Zeit) erstach ein junger Mohammedaner von Biredschik unter der Beihilfe von drei andern Leuten von Urfa einen armenischen Saraf (Geldwechsler) unmitttelbar vor der (armenischen) Kathedrale. Er wurde arretiert, erklärte aber beharrlich, daß er diesen Menschen auf Befehl eines türkischen Hauptmanns ermordet habe. Unterwegs wurde er im Gedränge getötet, aber zum Erstaunen aller konstatierten die Ärzte Melkon und Sarkis, daß seine Wunden von Bajonettstichen (türkischer Soldaten) herrührten. Diese beiden Morde waren die Veranlassung zu den Blutbädern, welche darnach stattfanden, denn von da an datierte die Aufregung der Bevölkerung. Die Mohammedaner erklärten offen, daß sie dem Beispiel der Türken von Marasch folgen müßten, welche die Christen ausgerottet hatten.

In der Nacht desselben Tages um 7 Uhr (türkische Zeit) hörte man Gewehrschüsse. Bis zum Morgen schwebten alle Armenier in Todesfurcht. Am nächsten Morgen ließ die Polizei, um die Mohammedaner aufzureizen, das Gerücht verbreiten, die Armenier hätten in der Nacht auf die Türken geschossen, und daß man nur noch den Befehl des Sultans erwarte, um die „Giaurs“ auszurotten. Trotz dieser Gerüchte begaben sich die Armenier in ihre Geschäfte, aber sie wurden sofort insulziert in ihren eigenen Magazinen und mußten sich so schnell wie möglich in ihre Häuser zurückziehen, um größeres Unheil zu vermeiden. Die Türken benutzten ihre Abwesenheit und machten sich daran, die Schaufenster zu zertrümmern und die Läden mit Hilfe der Soldaten vollständig auszulündern.

Ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen von den Fenstern eines Privathauses, in dem ich mich befand, mit angesehen.

Dem Militärkommandant Hassan Pascha genügte diese Plünderung noch nicht. Er wandte sich an die Plünderer und sagte ihnen: „Ihr habt Zeit genug zum Plündern; begeht euch zuerst in das Stadtviertel der Armenier und bringt sie um, dann könnt ihr in aller Ruhe die Häuser und Läden demolieren.“ Als er sah, daß man sich nicht sehr beeilte, seiner Aufforderung zu folgen, ließ er einen Hauptmann rufen und befahl ihm, mit seiner Kompanie Soldaten die Plünderer ins armenische Stadtviertel zu drängen, und richtig, die Truppe kam, und mit dem Ruf: „Tod den Christen!“ drängte sie den Pöbel, nach dem armenischen Stadtviertel zu marschieren. Die Häuser wurden gestürmt, die Eigentümer erschlagen und die Möbel fortgeschleppt; aber die Armenier hatten Zeit, sich in ihren Häusern zu verbarrikadieren und die Hauptzugänge zu ihren Quartieren zu verschließen. So konnten sie den Überfall der Rasenden aufhalten, welche sich zurückzogen, nachdem sie 300 Häuser zerstört, 120 Personen erschlagen und 40 andere verwundet hatten. Auf ihrer Seite hatten die Türken 4 Tote und 60 Verwundete. In ihrer wilden Raserei stürzten sie sich darauf in den Bazar und plünderten 1700 Läden.

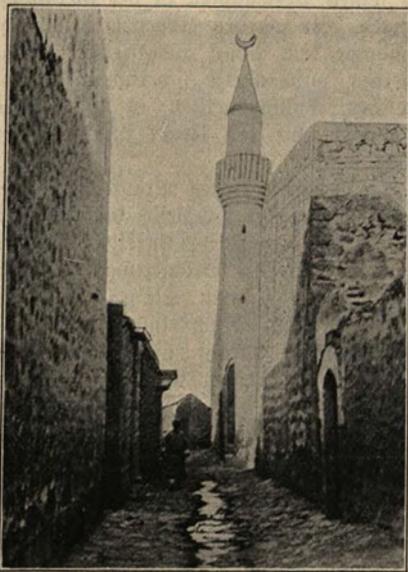
Am folgenden Tage ließen die Behörden der Stadt unter falschem Vorwande, daß

es die Armenier gewesen seien, die angefangen hätten, und um die Mohammedaner aufs neue aufzureizen, den Arzt Melkon und seinen Verwandten in den Gerichtshof kommen. Sie wurden hingerichtet und ihre Leichname dem Pöbel ausgeliefert, welcher dieselben mißhandelte, verstümmelte und von den Festungswällen in die Gräben hinabwarf, die mit Urat und Mist angefüllt waren.

Die Behörden ließen darauf alle Türken, Araber und andre Landleute der Umgegend kommen, und bewaffneten dieselben aus ihren Magazinen für die Belagerung der Armenier, welche in ihrem Stadtviertel eingeschlossen blieben. Noch einmal machten sie einen Angriff darauf und wollten mit wildem Geschrei alles in Feuer und Blut verwandeln, aber da sie Widerstand fanden, zogen sie sich nach Verwüstung von 50 Häusern und Ermordung von 20 Armeniern zurück, indem sie 5 Tote auf dem Plage ließen. Das ereignete sich am Dienstag um 10 Uhr (türkische Zeit) und unmittelbar darauf wurde das armenische Quartier mit einem Truppenkordon umstellt, welcher jeden Verkehr nach außen hin abschnitt. Am Mittwoch wurden die armenischen Notablen der Stadt eingekerkert. Man wollte sie mit aller Gewalt zwingen, einzustehen, daß sie ein revolutionäres Komitee gebildet hätten; man forderte, daß sie die Namen der Mitglieder dieses Komitees nennen sollten, und daß sie der Regierung 1800 Gewehre ausliefern sollten, die sie angeblich von auswärts bekommen hätten, oder daß sie wenigstens eine große Geldsumme zahlen sollten, um frei zu kommen. Diese armen Leute konnten unmöglich die Existenz eines Komitees zugestehen, welches nicht vorhanden war, noch auch Gewehre ausliefern, welche sie nicht empfangen hatten. So mußten sie alles Geld, welches sie aufbringen konnten, zusammen thun und es in die Hände der Türken geben, auf deren Wort sie sich verließen. Aber anstatt sie freizugeben, wie man versprochen hatte, schloß man sie in Zellen ein, in denen sie noch seßen.

Das, was nun folgte, wird Ihnen auf unwiderlegliche Weise den Beweis liefern, daß die Regierung selbst die Blutbäder organisiert und befohlen hat. Die Behörden sagten sich, daß eine Vernichtung der Armenier vielen Türken das Leben kosten würde, und darum bedienten sie sich einer

Kriegslist, um die Armenier zu entwaffnen und sie völlig ihrer Gnade auszuliefern. Sie ließen die Häupter der armenischen

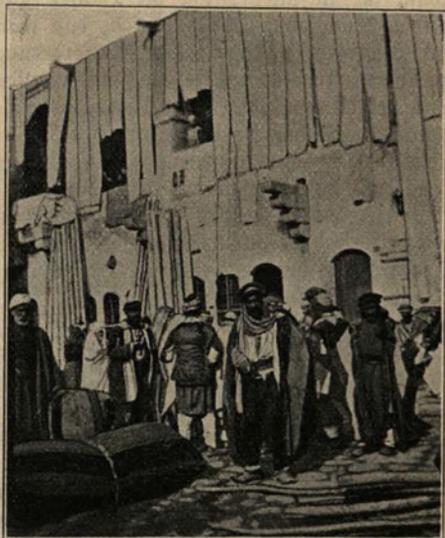


Straße von Urfa.

Gemeinde rufen und erklärten ihnen, daß sie sehr formelle Befehle erhalten hätten, neue Blutbäder zu verhindern, doch müßten sie, die Gemeinbehäupter, ihre Glaubensgenossen verpflichten, alle Waffen auszuliefern.

Die Türken, obwohl sie ihre guten Absichten beteuerten, ließen gleichwohl eine Batterie Kanonen oberhalb des Armeniert Viertels auffahren. Zwanzig Tage lang wurde nichts gegen die Armenier unternommen, welche in ihren Häusern eingeschlossen blieben. Aber damit war den Behörden nicht gedient, die zum Ziel kommen wollten. Auf's neue ließ man die Priester rufen. Man machte sie aufmerksam auf die Ruhe, die in der Stadt herrsche und auf die Notwendigkeit, die Waffen auszuliefern, damit das Vertrauen zurückkehre, und jeder an seine Geschäfte gehen könne. Die Priester sahen sich gezwungen, einen Versuch zu machen, und die Regierung gab Mukhtare mit zur Begleitung in die Wohnungen der Armenier. Dort mußten die Priester das Evangelienbuch aufschlagen, um jeden dieser Unglücklichen darauf schwören zu lassen, ob sie Waffen hätten oder nicht. Wenn sie welche hatten,

wurden dieselben sofort mit Beschlag belegt und zum Serail gesandt. Nach Beendigung des Rundgangs ordneten die Behörden, um ganz gewiß zu sein, daß die Armenier keine Verteidigungsmittel mehr besäßen, die Durchsuchung der Priesterhäuser und die Öffnung der Gräber in den Kirchen an. Nachdem die Regierung die Gewißheit erlangt hatte, daß die Armenier ihrer Gnade ausgeliefert seien, wurde die Blockade des Armeniert Viertels aufgehoben und die Unglücklichen aufgefordert, sich an ihr Geschäft zu begeben. Sie trauten ihren Augen nicht, als sie ihre Magazine demoliert, ausgeplündert und angezündet fanden. Dies war das Schauspiel, welches die Regierung ihnen bieten wollte, nachdem man sie 28 Tage lang in ihren Wohnhäusern eingeschlossen hatte, bevor man die größte Zahl derselben in die andere Welt befördern wollte. In der That verbreitete sich am 16. 28. Dezember das Gerücht, daß ein großer Überfall der Türken über die Armenier vorbereitet werde. Infolgedessen begaben sich schon am Morgen die Priester zum Mutesfaris, um ihn zu bitten, neue Unruhen zu verhindern. Kaum waren sie nach Hause gekommen, so wurde das Armeniert Viertel von 3000 Soldaten und



Straßenszene im Türkerviertel.

Hamidiehs (irreguläre Truppen) eingeschlossen, welche mit dem ebenfalls von der Regierung bewaffneten Pöbel sich wie die

rasenden Bestien über die armenischen Häuser stürzten, die Thüren einschlugen, die Mauern einrissen, alles, was ihnen begegnete, niedermachten und zuletzt alles in Brand steckten. Es ist unmöglich, Ihnen die schrecklichen Scenen zu beschreiben, welche sich dort abgespielt haben. Die Schlächtereier dauerte von 4½ Uhr türkische Zeit (10 Uhr morgens) bis zum Abend. Da sie ermüdet waren und nichts mehr sehen konnten, zogen sich diese Barbaren mit Beute beladen zurück, indem sie eine große Zahl von Frauen

beinahe nackt auf öffentlichen Plätzen für drei Medschidieh, bis zu einem türkischen Pfund verkauften (10—20 Mark). Alles dieses geschah unter Anrufung der Barmherzigkeit des Propheten und der des Sultans, der der Schatten Gottes auf Erden ist. Ihre Wildheit und ihr Blutdurst waren noch nicht befriedigt, denn am folgenden Morgen nahmen sie die Arbeit des Abends wieder auf.

Über den Brand der Kirche in Urfa habe ich an anderer Stelle berichtet.



Waisenkinder in der Schuhmacherwerkstatt.

Der Verkauf von christlichen Frauen und Mädchen, welche zu billigen Preisen abgehen, geht hier und in Biredschit auf den öffentlichen Plätzen immer noch fort. Viele Frauen und Kinder übernachteten unter freiem Himmel auf den Ruinen des armenischen Stadtviertels, dessen Anblick ein herzzerreißendes Schauspiel bietet.

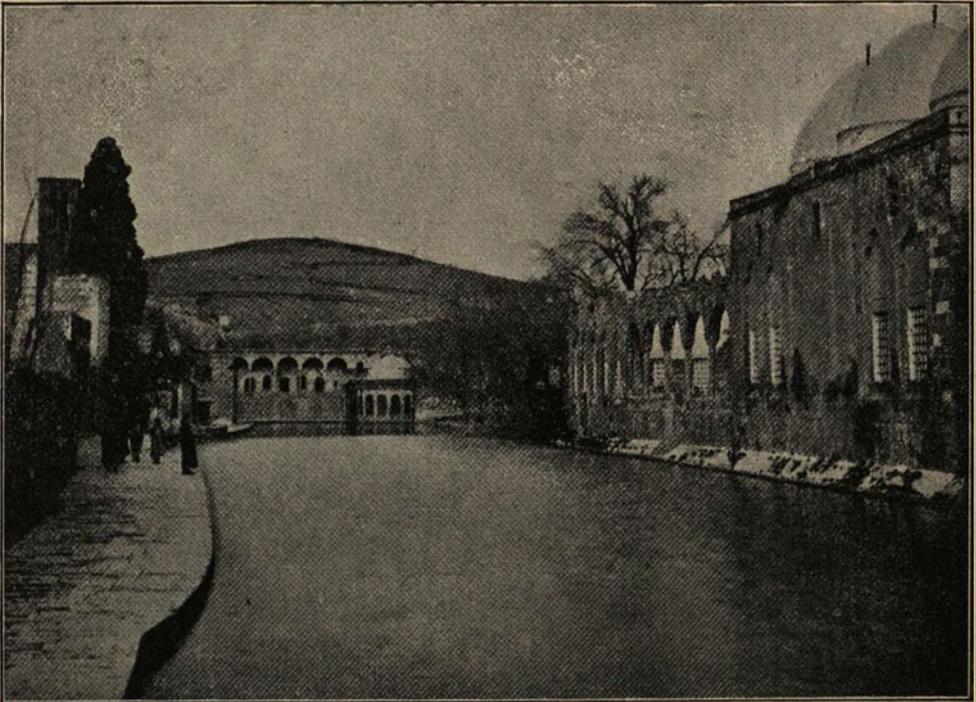
Nähere Einzelheiten über die Schreckentage von Urfa siehe in der Erzählung: Alcock, Am dunklen Strom. Berlin 1899, Akademische Buchhandlung von Faber, und in Lepsius, Armenien und Europa.

Unvergeßlich wird mir die Abendmahlsfeier bleiben, die sich am Sonntag Nachmittag an die Predigt meines Freundes angeschlossen. Wohl 200 Personen nahmen daran teil; aber nie habe ich bei einer so zahlreichen Abendmahlsgemeinde in dem Grade das Bewußtsein der Gemeinschaft im Herrn gehabt wie hier. Wir waren Deutsche, Amerikaner, Armenier und Syrer zusammen, Lutheraner, Kongregationalisten, Baptisten u., aber uns alle verband das Blut Jesu Christi und die Wolke von Zeugen, die wir um und über uns hatten zu brüderlicher Gemeinschaft.

Nach dem Gottesdienst besichtigten wir eins der Knabenwaisenhäuser. Es war alles sehr sauber und nett, den Verhältnissen entsprechend. Das Haus liegt an der Stadtmauer; vom flachen Dach derselben sieht man außerhalb der Mauer einen großen Steinhaufen. Unter diesem Haufen ruhen die Gebeine der Tausende von Opfern des Fanatismus. Die Leichen wurden von den Juden, die zu diesem Dienst gezwungen

wurden, über die Mauer geworfen und dann eingescharrt. Ein ehrliches Begräbnis wurde den Märtyrern nicht gestattet; kein Priester, kein Pastor durfte zugegen sein. Doch wahrlich! ihre Namen werden in der Ewigkeit heller glänzen als die Namen vieler, die unter Glockenklang mit großem Gefolge und glänzender Leichenrede zu Grabe getragen worden sind!

Von hier aus besuchten wir den großen armenisch-gregorianischen Dom,



Abrahamsteich und Moschee. (Siehe S. 91.)

dessen furchtbare Geschichte ja weltbekannt ist. Umgeben ist das Gotteshaus von einem großen Friedhof mit liegenden Grabsteinen. Aus der säulengeschmückten Vorhalle führen drei Hauptportale in das Innere der Kirche. Von außen sieht sie, wie schon oben bemerkt, schön weiß und von ferne fast neu aus. Die Hauptportale sind verschlossen. Durch das Loch einer großen eisernen, vom Feuer halb geschmolzenen Seitenthür treten wir ein. Die ganze Kirche ist leer, ihr weißes Gestein ist völlig vom Feuer geschwärzt; kein weißes Fleckchen ist zu entdecken. Ein schauriges Schweigen herrscht; kein Altar

ist da, die Kirche ist unbenutzt; nur in einer Ecke brennt eine kleine ewige Lampe. „Warum wird sie nicht benutzt?“ frage ich. Der Kirchendiener wies hin auf zwei der mächtigen Säulen, die das Mittelschiff tragen. Das Feuer hat den Stein stellenweise in eine pulverförmige Masse verwandelt (s. o.), so daß man den Einsturz der ganzen Kirche befürchtet. Zum Umbau aber fehlen die Mittel. Eine Treppe führt uns hinauf zu der großen Empore, die, etwa 50 Fuß breit, ganz aus Stein, sich über der Eingangshalle befindet. Diese enge Treppe ist auch von Rauch geschwärzt

und das Gestein zerbröckelt. Etwa 300 Kinder hatten sich durch diese Treppe hinaufflüchten wollen und sind dabei hier verbrannt oder erstickt.

Die kleinen Leichen lagen nachher so gedrängt, daß die Hausen stellenweise bis zur Decke sich erhoben. Oben auf der Empore sind Hunderte, die sich dort zusammengedrängt, durch den Rauch erstickt und nur wenigen über hundert ist es gelungen, sich durch eine kleine Wendeltreppe auf das Dach zu retten. Viele Mädchen und Frauen, welche die nachdrängenden Türken hier vergewaltigten oder entführen wollten, haben

sich — die Frauen zum Teil mit ihren Kindern auf den Armen — über die Brüstung hinab in das Flammenmeer gestürzt. Von hier gelangte man sonst auf die hölzernen Seitemporen; von diesen sind nur noch die steinernen Träger übrig. Unter ihnen wurde

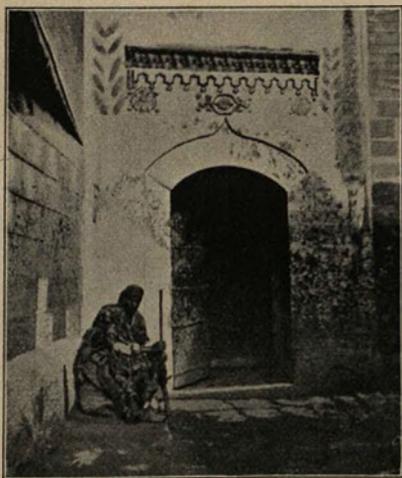
ten die Emporen zusammen und die dicht zusammengedrängten Menschenmassen fanden ihren Tod in den Flammen. Während



Armenische Kathedrale von Urfa.

dessen sandten fünf Mollahs vom Dach der Kirche ihre Dankgebete empor. „Sie glauben, sie thäten Gott einen Dienst damit!“

Die Hälfte der Umgekommenen war schon am Abend vorher in der Kirche gewesen und hatte von der Hand der mitgetöteten sechs Priester das heilige Abendmahl empfangen. Die Kommunikantenziffer, über 1500, fand man später an einer Säule angeschrieben. Eine Frau, die in einem unserer deutschen Waisenhäuser dient, war unter den wenigen Geretteten. Miß Schattuck erzählte uns, daß diese armen Frauen, die jene Zeit hier erlebt, in der ersten Zeit immer in Gefahr waren, ihren Verstand zu verlieren, und nur der Zwang, ihre Gedanken auf die Arbeit zu konzentrieren, hat ihnen allmählich Heilung gebracht. Der Gesamteindruck unserer Besichtigung war grauig. Diese kolossalen Formen! Diese riesigen romanischen Säulen, die die drei Schiffe tragen — aber alles schwarz und finster. Selbst der Kirchendiener wagte nur zu flüstern; denn bei jedem Armenier reißt jede auf das Unglück bezügliche Frage noch frische Wunden auf. Ja, wenn die Menschen schweigen, werden diese Steine einst schreien! Die Türken haben es in ihrem blinden Fanatismus gethan; sie wußten zum Teil



Thor eines türkischen Hauses mit Bettelberrisch.

ja, wie bekannt, durch Betten, Teppiche und Petroleum von den Türken das Feuer angezündet. Unter furchtbarem Krachen stürz-



Stickende Frauen und Mädchen.

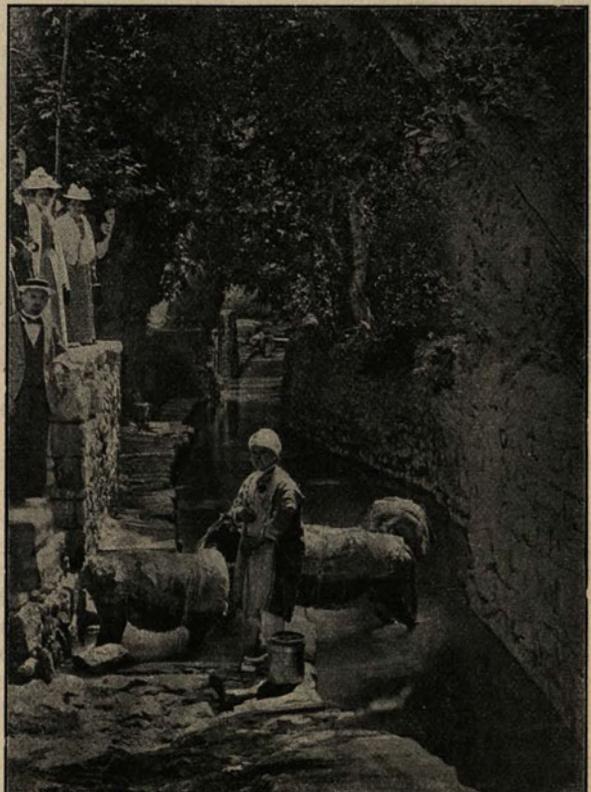
nicht, was sie thaten. Was soll man aber zu solchen Deutschen sagen — ob in türkischen Diensten oder nicht, ist gleich — die da sprechen:

„Den Armeniern ist ganz recht geschehen, sie hätten nur noch mehr bekommen sollen,“ oder sogar jetzt noch, wie jener Reporter, den Türken ein: „Türke, wehre dich“ zuzurufen? Sind nicht die Inquisitoren des Mittelalters solchen

kaltblütigen Gewaltmenschen gegenüber die reinen Lämmer?

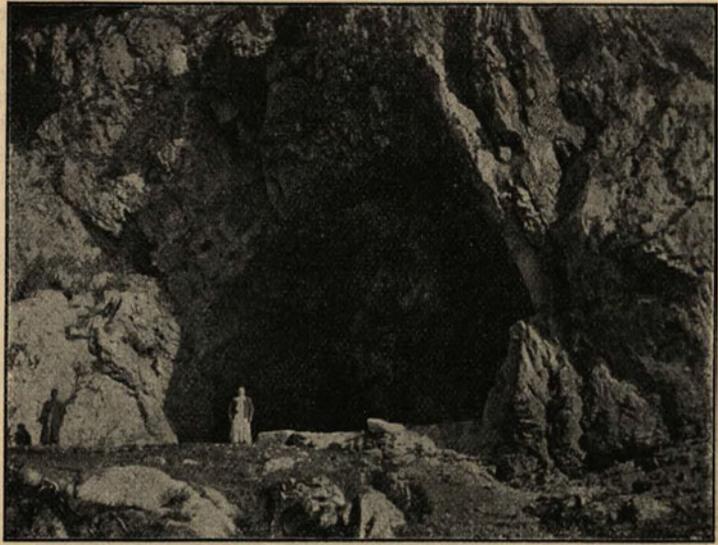
Am Ausgang des Doms hatten sich Scharen von Krüppeln angesammelt, die im Massacre einen Arm, ein Bein oder das Augenlicht verloren hatten. Viele waren ganz entsetzlich zugerichtet; das Herz wollte einem fast brechen beim Anblick dieser Armen. Das Berliner Komitee hat für die vielen Leidenden eine Klinik eingerichtet, die von dem tüchtigen Schweizer Arzte Dr. Christ bedient wird.

Gestern Mittag besuchte ich die liebe Miß Shattuck, die mir ihr ganzes Industriewerk zeigte. Es war rührend zu sehen, wie die Augen der armen Leute leuchteten, wenn sie unter sie trat und für jeden ein freundliches, aufmunterndes Wort hatte. „Mairik, mairik“ (Mutter) erklang es von aller Lippen. Wir sahen reizende Stickereien und Spitzen-Arbeiten, aber auch fleißige Strumpfstickerinnen und Weberinnen. Ganz wunderbar hat der Herr es damals gefügt,



Ausfluß des Abrahamsteiches.

daß sie zur Zeit des Blutbades hier sein mußte. Schon lange sollte sie ihrer Gesundheit wegen nach Amerika auf ein Jahr zur Erholung. Die Regierung aber zögerte immer mit der Ausstellung des Passes. Da wurde das Massakre aus Konstantinopel befohlen und zugleich angeordnet, sie solle schleunigst um ihrer Sicherheit willen abreisen; man wollte die unbequeme Zeugin los sein. Sie hatte aber auch von dem bevor-

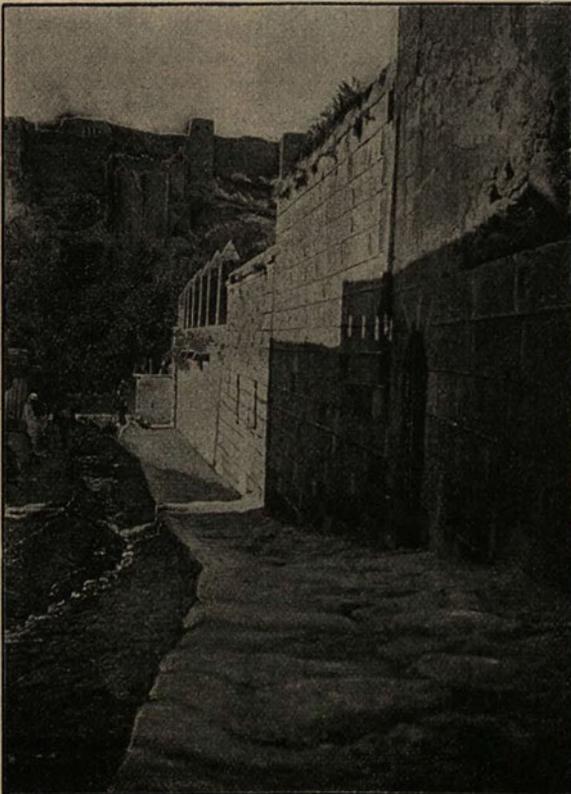


Felsenhöhle unmittelbar über der Geburtsstätte Abrahams.

stehenden Kunde erhalten, und bat den Herrn, sie doch da zu lassen, damit sie den Armen

helfen könne. Und siehe da, der Paß trifft nicht ein und als er endlich kam, da begann wenige Stunden nachher das Massakre. So mußte sie nun da bleiben und wir wissen wozu.

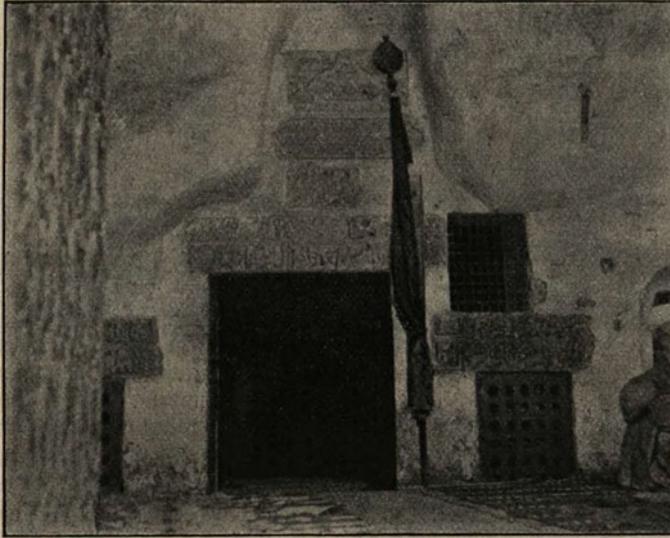
Heute früh machten wir einen Gang durch die Stadt bis an den Fuß des etwa 300 Fuß hohen Felsens, auf dem die Festung liegt, von der die Truppen damals den ersten Angriff auf das armenische Stadtviertel unternahmen. Dort oben stehen auch die Ruinen der Königsburg der Abgare von Edeffa, deren erster einen Brief an Jesum geschrieben haben und der erste christliche König gewesen sein soll. Am Fuße dieses Felsens liegt der berühmte Abrahamsteich, an dem Abraham von seinen Verwandten geschlagen worden sein soll, weil er den Götzen nicht mehr dienen wollte. Der Teich bildet ein langes, mit Steineinfassung versehenes Rechteck und ist teils von hohen Bäumen, teils von schönen Säulenhallen in maurischem Stil, hinter denen eine im Garten gelegene Moschee sichtbar ist, umgeben. In seinem Wasser tummeln sich



Straße am Abrahamsteich.

Karpfen, die von den Mohammedanern heilig gehalten werden, so zahlreich, daß man buchstäblich mehr Fische als Wasser sieht. Wirft man ein Stück Brot hinein, so entsteht ein solches Getümmel, daß die Fische sich aufeinander bis über den Wasserspiegel auftürmen. Der Teich in dieser Umgebung würde passen in ein Märchen aus Tausend und eine Nacht.

mutsch. Als vor drei Jahren die Kurden Urfa belagerten und dabei die umliegenden Dörfer verwüsteten, hat dieses Dorf sich siegreich gegen die Angreifer gewehrt. Es sieht wunderschön aus, wenn sich dem Reisenden mitten in der Wüste plötzlich der Ausblick auf dieses aus schneeweißem Stein gebaute Dorf mit seiner alles überragenden Kirche eröffnet. Es hat die Größe einer



Abrahams Geburtsstätte.

Heute abend hielt ich im Geschwisterkreise noch eine Abschiedsbibelstunde über Psalm 42 und 43, nach welcher wir den Abschiedsbesuch von Miß Shattuck und den andern Damen der amerikanischen Mission empfingen. Es waren drei inhaltvolle Tage, die wir hier in Urfa zugebracht, für die wir dem Herrn von ganzem Herzen dankbar sind. Morgen früh aber lautet die Losung: „Auf nach Diarbekir, Kurdistan's Hauptstadt.“

4. Durch die mesopotamische Ebene.

Diarbekir, 15. Januar 1899.

Am Mittwoch, den 11. Januar, morgens ritten wir von Urfa fort, nachdem die fürsorgliche Fräulein Patrunky uns noch reichlich mit Mundvorräten versehen. Herr Eckardt begleitete uns etwa zwei Stunden weit bis zu dem Dorfe Gar-

kleinen Stadt und ist ganz christlich, ja überwiegend evangelisch. Von Garmutsch an wird das Land fruchtbarer, wenn auch nach wie vor ohne Bäume. Wir kamen durch viele Dörfer mit schönen Weinbergen, deren Stöcke sich durchweg durch bei uns ungewöhnliches Alter und Stärke auszeichneten. Mittags rasteten wir an einem Rain bei einem Kurdendorfe; ein alter Kurde brachte uns, ohne Backschisch anzunehmen, frisches Wasser für Menschen und Pferde. Das Wetter war herrlich, und

wir konnten uns in der heißen Sonne ohne Mäntel auf der Erde lagern.

Schon um 4 Uhr langten wir bei dem Kurdendorfe an, in dem wir übernachtet wollten. Ein eigentümlicher Lärm kündete uns die Nähe unseres Zieles an. Bald unterschieden wir deutlich Pfeifen und Trommel, sowie den stampfenden Schritt von Tanzenden. Es war eine Kurdenhochzeit, und nachdem wir dem Saptieh den Auftrag gegeben, ein Quartier für uns zu besorgen, brachten uns die freundlichen Leute eine Filzdecke, die sie auf einer Art Komposthaufen ausbreiteten. Dort ließen wir uns nieder und konnten nun in völliger Ruhe der Scene zuschauen.

Die jüngeren Männer trugen lange weiße Gewänder, ähnlich dem antiken Chiton, mit buntem Gürtel und roter Stickerei an den Säumen; der Kopfschmuck war der früher beschriebene. Die Tracht der Frauen war nicht bemerkenswert. Der Tanz, bei dem sie einander im Kreise anfaßten, ver-

setzte sie in eine Art von Begeisterung. Es war komisch anzusehen, mit welcher Sorgfalt und welchem Ernst sie ihre gleichförmigen, langsamen Bewegungen nach dem monotonen Gedudel der Hirtenpfeife ausführten. Als sie bemerkten, daß ich sie photographieren wollte, zog der junge Ehemann sich ein Tuch vor das Gesicht. Er mußte wohl begründete Veranlassung haben, sich so unkenntlich zu machen!

Die alten Kurden saßen oder standen auf den Dächern der umliegenden, Feldsteinhaufen nicht unähnlichen Häuser, und schauten, von den roten Strahlen der Sonne beleuchtet, dem malerischen Bilde zu.

Der erste, der uns begrüßte, war ein durchreisender armenischer Handelsmann, der Bruder des jetzigen Pastors von Urfa. Wirkehrten mit ihm in einem Hause ein, dessen Besitzer verreist und dessen Frau und erwachsener Sohn nur anwesend waren. Diese gerieten in großen Zorn über unser Eindringen, und als wir einen Augenblick frische Luft schöpften, warfen sie unsere Decken, auf denen wir uns ausgestreckt hatten, nebst unserm Gepäck zum Hause hinaus. Unser Saptieh aber legte sie mit großem Gleichmut wieder an ihren Ort, und bis auf einiges Schelten blieben wir nun ungestört. Der Raum, wo wir waren, hatte keinen Rauchfang, es befand sich nur

überzogen. Mir war den Abend recht schlecht zu Mute und ich glaubte zuerst schon, einige Tage hier krank liegen zu



Tanzende Kurden bei einer Hochzeit.

müssen, aber ich sagte es dem Herrn und er zeigte sich auch hier wieder als der gute Arzt. Gesund und fröhlich durfte ich am nächsten Tage die Reise wieder antreten, die uns durch wüste Gegenden bis zu einem kleineren Städtchen von etwa 10000 Einwohnern führte.*) Wir stiegen zuerst bei dem Landrat ab, der in einem ganz elenden Loch wohnte. Da er gerade in seinem Harem sich aufhielt, mußten wir ziemlich lange warten, bis er mit bärbeißiger Miene erschien. Wir baten ihn, uns als Protestanten in ein protestantisches Quartier zu führen. Dies war eine List, die ich glaubte anwenden zu müssen; wären wir von selbst bei den Geschwistern abgestiegen, so hätten diese, wie wir mit Recht vermuteten, nachher viel um unsern Willen zu leiden gehabt; so aber nötigten wir ihn, uns hinzufenden und konnte er es sie nun doch nicht entgelten lassen. Er sandte einen Soldaten fort; dieser brachte auch in kurzer Zeit einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling, der mit ängstlicher Miene die Befehle des Gestrangenen erwartete.

„Du sorgst für unsere deutschen Gäste und hastest mir für ihre Wohlfahrt,“ herrschte dieser ihn an. Nachdem wir unsern Kaffee geschlürft, bestiegen wir unsere Pferde, und unser junger Begleiter lief neben uns her. „Es ist schön, mein Kind,

*) Den Namen will ich aus naheliegenden Gründen nicht nennen.



Kurden-Hochzeit.

über der Feuerstelle im Dache ein Loch. Der hierdurch abziehende Rauch hatte die Deckenbalken mit einem glänzenden Schwarz

daß du uns den Weg zeigen wirst; wir möchten am liebsten zu dem Lehrer, der in dem leeren Pfarrhause wohnt," redete ich ihn an. „Der bin ich selbst," war die mich verblüffende Antwort. Er war es in der That, an den Miß Shattuck uns empfohlen hatte, und hatten wir in ihm einen jener jungen Seminarzöglinge vor uns, die die ameritanische Mission zuweilen zur Aus-



Armenischer Pastor und Frau.

hülfe an vakante Lehrerstellen entsendet. Bald waren wir bei unserm Quartiere; es lag in unmittelbarer Nähe der beiden massiven, mit hübschen Türmen und je einem weithin leuchtenden Kreuz geschmückten Kirchen der Stadt. Ein Unteroffizier mußte uns begleiten, angeblich „um unsere Befehle entgegen zu nehmen," in Wirklichkeit aber, um zu beobachten, was wir und die einheimischen Protestanten miteinander sprechen würden. Vor wenigen Tagen waren zwei Mitglieder des Gemeindekirchenrats durch einen berittenen Gensdarmen in Ketten ins Gefängnis nach Diarbekir geschleppt worden, nur weil sie einen Brief von Miß Shattuck in Sachen des Unterstützungswerks erhalten hatten und dadurch in den Augen ihrer Tyrannen

verdächtig geworden waren; es war daher große Vorsicht nötig in jedem Gespräch, in jeder Bewegung. Erst als wir auf das flache Dach der Kirche stiegen, um die herrliche Aussicht auf die Stadt und die von den Grafen von Edessa erbaute Festung zu genießen, konnten die Brüder etwas unbefangener mit uns reden.

In dem Raum des leeren Pfarrhauses, den wir bewohnten, wurden vor drei Jahren 32 Männer getötet; der Pastor, der zugegen war, schrieb es noch am selben Tage an die Wand. Am nächsten Tage wurde er und der Lehrer durch Ausschneiden der Pulsadern an derselben Stelle ermordet. Das an den Wänden hochgespritzte Blut ist noch heute zu sehen. Es ist damals fast die Hälfte der christlichen Bevölkerung ermordet worden. Noch jetzt werden sie täglich auf alle nur mögliche Weise gequält; ihr schlimmster Plagegeist aber war unser Unteroffizier, der während dessen mit vom Fasten knurrendem Magen unten am Feuer saß und sehnelichst den Sonnenuntergang erwartete. Die Bibeln waren ihnen durch Haussuchung allmählich fast alle genommen worden; nur wenige Exemplare hatten sie noch verstecken können.

Sie äußerten auch die Besorgnis, es würden infolge unseres Besuches wieder einige von ihnen eingesperrt werden, was sich Gott sei Dank nicht verwirklicht hat. Alles dies aber findet nur in dem Umstande seine Erklärung, daß kein Europäer dort wohnt. Wo europäische Niederlassungen sind, können zwar jederzeit Kurdenüberfälle vorkommen, aber da werden die Behörden es jetzt doch nicht mehr wagen, die Christen in solcher Weise zu bedrücken. Daher die Dankbarkeit der Christen, sobald in irgend einem Ort ein Europäer sich niederläßt, daher aber auch die Furcht der Wildiz-Clique und vieler mit ihr verbündeter, fanatisch mohammedanisch gesinnter deutscher Landsleute in der Türkei vor jeder Ausbreitung christlicher Liebesthätigkeit unter den Armeniern.

Abends konnten wir, allerdings unter polizeilicher Bewachung, einen Gottesdienst in der evangelischen Kirche abhalten. Sie ist freundlich und sehr geräumig; viele unserer Dorfgemeinden würden sich freuen, eine solche Kirche zu besitzen; nur durch die von den Türken eingeschlagenen Fenster blies ein recht winterlicher Zugwind. Mein

Freund sprach englisch und ließ die Ansprache durch den jungen Lehrer dolmetschen; ich hielt hier zum ersten Male in einer Kirche eine türkische Ansprache. Der Herr war spürbar unter uns.

Nach dem Abendessen kam dann der evangelische Gemeinde-Kirchenrat, und wir fingen mit großer Vorsicht an zu reden, während an jeder Thür ein Mann Posten fassen mußte. Kaum aber hatten wir begonnen, so wurde uns das Nahen des Unteroffiziers gemeldet, und die Unterhaltung mußte sich auf den Austausch der gewöhnlichen Redensarten beschränken. Aber selbst dem wurde bald ein Ende gemacht, indem der Unteroffizier die Brüder anherrschte: „Was macht ihr den Herren so viel Beschwerneis mit eurem Geschwätz? Unsere verehrten Gäste sind müde! Heidi, macht, daß ihr fortkommt.“ Schweigend standen sie auf und verließen uns, aber ihre traurigen Blicke redeten deutlich genug.

Der Unteroffizier schien sich häuslich bei uns niederlassen zu wollen, was uns sehr lästig war und wir besprachen daher, wie wir ihn loswerden könnten. „Sage ihm einfach, er solle gehen, wir wollten allein sein,“ riet mein Freund. Doch das schien mir gefährlich, ihn so kurz abzufertigen, die Brüder hätten vielleicht dafür büßen müssen. Ich gab ihm daher ein Kaiserbild zum Andenken und fünf Piaster, bedauerte ihn lebhaft, daß er soviel Umstände mit uns gehabt, dankte ihm für seine Mühewaltung, trug ihm spezielle Grüße an den Landrat auf mit der Bestellung, daß wir sehr zufrieden gestellt seien und fügte hinzu, daß wir uns große Vorwürfe machen würden, wenn wir ihn noch länger seiner geschätzten Familie entzögen. Das leuchtete ihm ein, er empfahl sich und wir konnten endlich unsere Andacht halten, indem der Lehrer ein Kapitel aus der türkischen Bibel vorlas. Hamid, unser Tscherkesse, hörte auch mit Spannung zu, besonders da es über das Fasten handelte. Einen Tag vorher nämlich hatte für die Mohammedaner der Fastenmonat Ramasan begonnen, während dessen sie bekanntlich nur von Sonnenuntergang bis zum Aufgang des Morgen-

sterns essen oder trinken dürfen. Sie schnürten sich dazu buchstäblich tagsüber den Magen zu, indem sie ihren Gürtel ganz fest anziehen. Als wir zu Bett gegangen waren, sah ich, wie Hamid nach der vorgeschriebenen Kakenwäsche sein Gebet verrichtete, nachdem unser armenischer Koch Hagop ihm vorher noch genaue Anweisung gegeben, wofür er alles beten müsse, wenn



Typus der Kurden von Karabaghische.

es ein rechtes Gebet sein sollte. Unter Kanonendonner zur Feier des Ramasan schlossen wir ein.

Am Freitag brachen wir früh auf, begleitet von zahlreichen Gliedern der evangelischen Gemeinde. Zuerst mußten wir lange auf den neuen Saptieh warten. Dieser weigerte sich nämlich, zu gehen, ehe er nicht vom Landrat seinen Monatsgehalt ausgezahlt erhalten habe, und legte sich, trotzig wie ein Kind, noch einmal zu Bett. So war der Landrat gezwungen, ihm zu willfahren, und fröhlichen Sinnes, ein Liedchen trällernd, kam er dann angetrabt. Auch ein Stück türkischer Zustände!

Der Tag bot kaum etwas Bemerkenswertes. Die Gegend war nach wie vor eine Steinwüste. Ach, das Auge wird so

unbeschreiblich müde, wenn man von morgens bis abends nichts als Steine und immer wieder Steine sieht! Wie viele Völker haben hier in Mesopotamien die Stätte ihres Blühens und Gedeihens gehabt und wie elend ist das Land jetzt; wörtlich haben sich die Drohwaisagungen der Propheten erfüllt! O, möchte die Zeit nahen, wo Jesus wiederkommt und auch an diesem Lande die Verheißung wahr macht: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein und das dürre Land wird fröhlich stehen und wird blühen, wie die Lilien!“

Die einzigen lebenden Wesen, die wir sahen, waren Scharen langschwänziger Elstern und großer Kollkraben. Einen interessanten Anblick hatten wir um die Mittagszeit. An der Seite unseres Weges saßen auf dem Kadaver eines verendeten Pferdes nicht weniger als 17 mächtige, schwarze Adler; als sie alle ihre Flügel erhoben, war es fast, als ob die Sonne sich verfinsterte. Es gelang uns leider nicht, einen zu erlegen, denn bald zogen sie in schwindelnder Höhe, kaum noch als Punkte erkennbar, ihre Kreise, wartend, bis wir fort waren.

Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr langten wir bei schönem Herbstwetter in dem elenden Kurden-dorf Karabaghische (= schwarzer Garten) an. „Wo hier unterkommen?“ fragten wir den Saptieh. „Ich weiß nicht, einen Khan giebt es hier nicht und auch kein besseres Haus.“ Die „Häuser“ waren alle schmutzige Böcher, halb in der Erde und alle gleich. So hielten wir vor dem ersten besten. „Könnt ihr uns aufnehmen?“ „Bitte schön.“ Ein alter, schmutziger Kurde forderte uns auf, unsere Pferde hineinführen zu lassen. Aber das war leichter gesagt, als gethan! Aus der finsternen Höhle drang dichter Qualm heraus, sodaß die Tiere sich weigerten. An dem Pferde meines Freundes mußten vorne zwei Männer ziehen und einer von hinten schieben, ehe es so weit kam. Endlich folgte auch meines und das des Saptieh, sowie des Tscherkessen. „Wo sollen wir nun aber hin?“ Mit freundlichem Grinsen wies der Alte auf dasselbe unfreundliche Loch und lud uns ein näher zu treten, er wolle uns in sein „Zimmer“ führen. An den feuchten schwarzen Wänden tastend, die Augen geschlossen vor beißendem Qualm, kamen wir nach einigen Biegungen der Höhle in einen finstern Raum, den Ausgangspunkt des Qualms, denn im Hin-

tergrunde brannte das Feuer, von dem wir aber durch den Rauch nur einen schwachen Schein erkennen konnten.

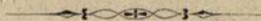
Dieser Raum schien uns so wenig einladend, daß wir stracks wieder umkehrten und uns auf einem Lehmdach niederließen, wo man eine Filzdecke unter uns ausbreitete. Trotzdem es recht herblich war, zogen wir es vor, solange noch einige Sonnenstrahlen uns beschienen, in unsere Mäntel gewickelt, hier im Freien zu liegen. Der Alte kaufte uns auf unsere Bestellung eingekochten Traubensaft, Pektmes genannt, der mit Wasser verdünnt, ein herrliches, durststillendes Getränk giebt, und köstliches Schwarzbrot, das uns trefflich mundete; ich brauche kaum zu erwähnen, daß das halbe Dorf unserem frugalen Mahle von unten zuschaute. Endlich aber mußten wir uns doch in die „Höhle des Löwen“ wagen und fanden es, als unsere Augen sich an den beißenden Qualm gewöhnt, auf den Matten um das Feuer herumliegend, sogar ganz gemächlich. Etwa 20 Kurden, nicht so stattliche Leute wie in Tscharmelek, sondern recht gefindelhaft aussehendes Volk, sammelte sich, starrte uns an und schwatzte in ihrer uns unverständlichen Kurdensprache. Endlich kamen unsere Lasten und wir konnten ans Abkochen denken. Sehr drollig benahmen sich unsere mohammedanischen Freunde, sobald es Abend wurde. Mit großer Ungeduld erwarteten sie den Sonnenuntergang. Sie saßen am Feuer und begannen eine halbe Stunde vorher schon ihre Leibriemen aufzuschneiden; vor ihnen auf der Erde standen die Kaffeetassen und lagen die Cigarettdosen, sowie das Brot, und alles wurde mit zärtlichen Blicken betrachtet. „Wie viel fehlt noch bis 12 Uhr (Sonnenuntergang nach türkischer Rechnung)?“ so fragten sie mich einmal über das andere. „Noch 15 Minuten“, „noch 10 Minuten“! Immer ein tiefer Seufzer war die Antwort. „Noch zwei Minuten“; da wurden die Tassen gefüllt und das Brot gebrochen. „Jetzt ist es 12 Uhr.“ Da kam Leben hinein! Nie habe ich jemand mit solcher Wonne seinen Kaffee schlürfen und sein Schwarzbrot essen sehen!

Gestern morgen ritten wir dann bei nebligem Frostwetter hinauf über den Karadscha Dagh. Ziemlich auf der Höhe trafen wir Herrn Schäfer aus Urfa, der die von Fräulein von Baranoff gesandten

Schwestern nach Diarbekir geleitet hatte. Von hier ging es dann auf gutem Wege hinab in die Tigrisebene. Gegen Mittag kamen uns der bisherige Waisenhausverwalter und der Diener von Pastor Baehnisch entgegen. Da wir hungrig waren, nahmen wir erst unser Frühstück auf einem großen Stein auf dem Felde, der als Tisch dienen mußte, ein. Die Ebene ist hier recht gut und sorgfältig angebaut und zeigt fruchtbaren Boden, aber keinen einzigen Baum. Ich schrieb vorher: „Der bisherige Waisenhausverwalter von Pastor Baehnisch.“ Der

Oberpräsident (Wali) von Kurdistan hatte nämlich am 28. Dezember das Waisenhaus von Pastor Baehnisch, das ebenso wie die von Urfa dem Berliner Komitee zugehörte und seit zwei Monaten bestand, aufgelöst, indem er Pastor Baehnisch nötigte, die 70 Kinder, für die das Haus so schön eingerichtet worden war, wieder fortzuschicken.

Nach etwa 1½ stündigem Ritt sahen wir in der Ferne die schwarzen Mauern und Türme von Diarbekir, oder mit alt-türkischem Namen „Kara-Amid“ d. i. „schwarzes Amid“, auftauchen.





Siebentes Kapitel.

In der Hauptstadt Kurdistans.

Eine halbe Stunde vor Diarbekir*) kamen wir an einem merkwürdigen Dorfe vorüber. Man sah große, aber meist verfallene Häuser, weite stattliche Gehöfte mit Zeichen früheren Wohlstandes — aber kein menschliches Wesen! Von allen Häusern war nur eins unversehrt, aber auch dieses war leer, alle anderen: Ruinen! Ein Totendorf! Alle Bewohner wurden im Blutbade 1896 erschlagen oder verbrannt, keiner blieb übrig! Selbst die kleinen Kinder wurden noch in die brennenden Häuser hinein geworfen. Jetzt ist alles leer und tot! Gras wächst auf den Höfen; Gulanisten in den Häusern und wilde Hunde laufen heulend hin und her zwischen den Ruinen.

Endlich langten wir an den Thoren Diarbekirs, Kurdistans düsterer Hauptstadt, an; die Armenier nennen sie Tigranogert, d. i. Stadt des Tigranes, des großen armenischen Königs, der die Stadt erbaut hat. Schon von ferne macht sie einen finsternen Eindruck. Man sieht nichts als die riesige, schwarze Stadtmauer, die sie von allen Seiten umgiebt und in regelmäßigen Abständen mit noch massigeren Thürmen bewehrt ist. Die Mauer ist doppelt, mit Ausnahme der Seite, die sich nach dem Tigris hinabzieht, wofelbst hübsche Gärten die Stadt mit dem Flusse verbinden. Vier Thore aus Eisen, je etwa 20 Fuß hoch und 15 Fuß breit, gewähren Zugang zu der Stadt.

Der Kaiser Konstantius befestigte die Stadt, die damals noch Amida hieß, aber bereits 359 gelang es dem Sassaniden-

*) Diarbekir liegt auch an der geplanten deutschen Bahn nach Bagdad.

könig Schapur II., sie nach einer sehr tapferen Verteidigung zu erobern. Der Geschichtsschreiber Marcellinus erzählt als Augenzeuge die Geschichte dieser Belagerung, wie die römische Besatzung die Belagerungstürme in Brand setzte, und die Elefantkolonnen des Perserkönigs mit Feuerbällen zurücktrieb, schließlich aber doch von der erdrückenden Macht des Angreifers vernichtet wurde. Doch nicht lange blieb Amida in den Händen der Perser, denn der Sassanidenkönig Kobad mußte es 502 abermals erobern. Ein furchtbares Blutbad richteten die Sieger dieses Mal in der Stadt an. Gegen 80 000 Griechen wurden in wenigen Tagen getötet. Im siebenten Jahrhundert wurde Amida arabisch. Ein Sproß dieses arabischen Königsgeschlechtes war der edle Amrillais, dessen Vieder Friedrich Rückert herausgegeben hat (Stuttgart und Tübingen 1843).

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts drangen Timurs wilde Horden auch nach Kurdistan und bemächtigten sich der Stadt. Ein Jahrhundert später kam es unter Sultan Selim I. unter türkische Herrschaft, unter der es seitdem geblieben ist.

Noch 1750 hatte Diarbekir 400 000 Einwohner, während es deren jetzt nur noch 30 000 zählt. Die Hälfte davon sind Christen. Die evangelische Gemeinde ist sehr ausgedehnt und ihr verstorbener Pastor war lange Zeit englischer Vice-Konsul.

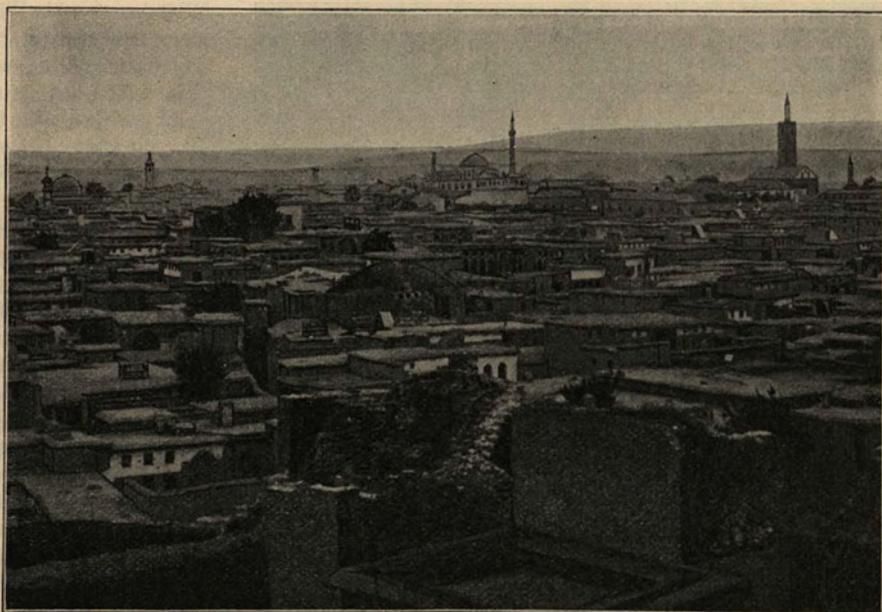
Der Posten ließ uns ein, nachdem wir ihm unsere Pässe abgegeben hatten. Vom ersten Augenblick an hatten wir einen unheimlichen Eindruck von der Stadt, und als ich die finsternen Mienen der uns begegnenden Menschen sah, kam mir sofort

der Gedanke an Sodom und Gomorrha. Später wurde mir dieser Eindruck bestätigt durch ein Sprichwort, das über Diarbekir im Umlauf ist. Man sagt, es sei die schwarze Stadt, denn es gebe dort „schwarze Steine, schwarze Hunde, schwarze Herzen!“

Die Bevölkerung besteht aus Kurden und Armeniern; die wenigen Türken, die dort wohnen, sprechen fast nur kurdisch, auch die Armenier bedienen sich zum Verkehr mit den andern Volksstämmen des

Kurdischen, das übrigens mit unsern westlichen indogermanischen Sprachen sehr verwandt ist. Die türkische Sprache ist hier wenig im Gebrauch. Das Massakre hat furchtbar gewüthet. In der Stadt sind etwa 1500, in der ganzen Provinz etwa 10 000 Armenier getödet worden.

Am 1. November 1895 kamen die Kurden aus der Umgegend in die Stadt, plünderten vereint mit den Türken den Bazar und mordeten dann unten den Christen aller Konfessionen. Soldaten,



Ansicht von Diarbekir.

Saptiehs und Kurden vereinigten sich, um auf die Christen zu schießen. Die Mezelei dauerte drei Tage, obwohl der Wali vorher dem französischen Konsul erklärt hatte, daß er für die Ruhe einstehe. 1701 Häuser wurden geplündert und 2448 Läden verbrannt. Die große Kirche Surp-Sertik wurde geplündert und ihre Altäre demolirt. Der diensthabende Priester des Tages Der-Sarutium wurde getödet und seinem Leibe die Haut abgezogen. Der Kirchendiener erlitt dasselbe Schicksal, ebenso die Priester des benachbarten Dorfes Alipinar. Das Kloster Magapayehook wurde verwüstet und seine Bruderschaft nebst 300 dahin geflüchteten Armeniern ermordet.

Nichtsdestoweniger sind die Armenier

von Diarbekir, selbst die Evangelischen, noch jetzt bekannt durch ihre Anmaßung und ihren Hochmut. Die schwere Trübsalszeit scheint ohne Segen an ihnen vorübergegangen zu sein. Wir haben, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, keinen lebendigen Christen unter ihnen gefunden. So verschieden sind die Gemeinden in jeder Stadt (man denke auch an die sieben Sendschreiben Offb. 2 und 3 in der apostolischen Zeit).

Unter einer alten Platane erwartete uns Pastor Baehnisch und geleitete uns in das nun größtenteils leere deutsche Waisenhaus. Die Anlage der Häuser ist hier ähnlich wie in Urfa, nur sind sie alle aus schwarzem, tuffsteinähnlichem Basalt gebaut,

dessen große, viereckige Quadern durch weißen Kalk verbunden und oft mit schönen Kalkornamenten verziert sind. Ich habe im Orient noch keine Stadt mit so schönen Häusern gesehen, wie Diarbekir. Das Waisenhaus z. B. hat drei fliesenbedeckte Höfe, deren jeder ein großes Wasserbassin mit fließendem Wasser besitzt. Der obere Stock ruht auf schönen Säulen, die unten nach dem Hofe zu eine offene Halle abschließen, welche von dem Wasserbassin Kühlung empfängt. Die inneren Räume

von Geburt, aus der Provinz Posen, war früher Missionar in Indien, von wo er aber wegen Krankheit seiner Frau zurückkehren mußte. Darauf trat er als Pastor in den Dienst der amerikanischen Kirche; aber auch dort war seines Bleibens nicht lange. Der Grund ist bezeichnend für amerikanische kirchliche Verhältnisse. Die Gemeinde kündigte ihm, weil er mit aller Entschiedenheit gegen einen Wohlthätigkeitsball zu Gunsten der Kirchenkasse protestiert hatte! Sie

haben ein liebes kleines Mädchen von 1½ Jahren, das aber in der schlechten Luft von Diarbekir gar nicht recht gedeihen will. Es ist recht schwer für den lieben Bruder! Mit voller Freudigkeit ist er in diese Arbeit eingetreten und wieder geht es durch neue Feuerproben. Das schöne Haus mit seiner sorgfältig beschafften neuen Einrichtung steht da — aber der beste Schmuck fehlt ihm: die fröhlichen Kinderscharen, die es noch bis vor kurzem belebten. Sie hatten noch ein schönes, deutsches Weihnachtsfest miteinander gefeiert, allerdings ohne Tannenbaum, an dessen Stelle ein aus grünem Holz gefertigtes baumartiges Lichtergestell trat. Selbst Olivenbäume,



Ein Flügel des deutschen Waisenhauses.

sind architektonisch schön, aber alles, selbst der Fußboden, schwarzer Basalt. In den Wänden befinden sich vergoldete Nischen mit ebensolchen Ornamenten und in die Mauer sind überall Spiegel in vergoldeten Steinrahmen eingelassen.

Im ersten Hofe gleich wurden wir durch Frau Pastor Baehnisch und die beiden aus Urfa resp. aus Hauptweil neu angekommenen Schwestern herzlich begrüßt und in den mit Urfa-Teppichen belegten, gemütlichen Salon geführt. Pastor B., Deutscher

mit denen man sich in Urfa behelf, giebt es hier nicht. Da, wenige Tage nach dem Feste, wurden die armen Kinder auf Befehl des grausamen Wali wieder fortgeschickt. Das war ein herzzerreißendes Abschiednehmen! Die Kinder sind nun gegen ein geringes Kostgeld bei Verwandten vorläufig untergebracht.

Man sagt, dieser Wali habe dem Sultan den Rat gegeben, die Waisenspflege selbst in die Hand zu nehmen, um den Einfluß der Fremden zu brechen; dazu

habe er die Erlaubnis bekommen, in seiner Provinz den Anfang zu machen. Aus diesem Grunde wolle er alle fremden Waisenhäuser schließen und dann später selbst eine Staats-Waisenanstalt gründen. Doch wo sollen die Mittel dazu herkommen? Welche ausländische Gesellschaft wird der türkischen Regierung Geld zur Waisenflege anvertrauen?*)

Heute ist wieder Sonntag. Wie manches haben wir erlebt seit dem letzten Sonntag Morgen in Urfa! Für wieviel gnädige Durchhilfe auf unserer Reise haben wir den Herrn wieder zu preisen! Am Vormittag hielt mein Freund in der evangelischen Kirche Gottesdienst, der sehr zahlreich besucht war. Nachher gingen wir zu dem Pastor, der ein wohlhabender Mann sein soll. Außer den zahlreichen Süßigkeiten, die uns angeboten wurden, ist über den Besuch nichts zu bemerken. Es soll in Diarbekir Häuser geben, in denen dem Besucher 20 verschiedene Konfekte nach einander vorgelegt werden! Nach Hause zurückgekehrt, empfangen wir einen Besuch, dessen nähere Schilderung nicht ohne Interesse sein dürfte.

Als gestern unsere Sachen einige Stunden nach uns das Thor passierten in Begleitung unsern wackern Hamid, hatte ihm

der Posten eine alte Flinte abgenommen, die ich als interessante Antiquität aus Beirut mitgebracht, und hatte sie der Polizei abgeliefert. Nun wurde uns heute der Besuch des obersten Polizeikommissars gemeldet. Dieser, ein echter alter Haudegen, von riesiger Figur mit mächtigem grauen Bart, erschien in voller Uniform, von zwei Adjutanten begleitet. Er war, wie wir nachher hörten, vom Wali gesandt, uns über den Zweck unserer Reise auszukundschaften. Mit echt weltmännischer Höflichkeit ging er an seine Aufgabe, bekam aber nichts aus uns heraus, trotz seiner mehrfachen Versicherung, daß er nur als „Freund“



P. Baehnisch und Frau im Kreise der Urfaer Freunde.

komme und vom lebhaften Interesse für die „Freunde seines Padiſcha“ erfüllt sei. Im Gegenteil, das Gespräch nahm eine andere Wendung.

*) Inzwischen hat der Wali seine Versuche fortgesetzt, hat die Waisenhäuser in Palu und in Schunkufsch ebenfalls geschlossen und sogar den zweiten Teil seines Programms zu verwirklichen begonnen. Im Frühjahr befahl er allen Armeniern seiner Provinz, die noch nicht gänzlich ausgeplündert waren, ihm bis zu einem bestimmten Termin 75 000 Mart (4000 Pfd.) bei Gefahr ihres Lebens zu zahlen. Mit den größten Opfern

brachten sie die Summe auf. Davon hat er dann am Sonntag Rogate den Grundstein der ersten türkischen Staatswaisenanstalt gelegt; es verläutet nicht, daß sie schon über den Grundstein hinaus gediehen ist. Die türkischen Blätter aber waren voll davon, wie der „erhabene Padiſchah, der König der Könige, der Schatten Gottes auf Erden“, sich der armen Kinder angenommen und sich als „Vater der Waisen“ gezeigt habe!!

Er: „Es soll mich freuen, wenn es euch wohlgeht.“

Wir: „Ja, bis jetzt; aber wir wollen hoffen, daß man uns hier keine Schwierigkeiten macht.“

Er: „Wieso?“

Wir: „Ein deutscher Professor, der vor zehn Jahren hier durchreiste, erzählt in seinem Buch, daß Diarbekir die einzige Stadt gewesen, wo man ihn chikanieren habe, während er sonst überall die größte Zuverlässigkeit gefunden.“

Er: „Ach, das kann doch wohl nicht sein!“

Wir: „Ja, man hat ihm, als er in die Stadt kam, sein Gewehr konfisziert und erst nach langen Verhandlungen mit dem Wali gab man es ihm wieder heraus.“

Er: „Ja, wir haben ein solches Gesetz, daß Waffen nicht in die Stadt importiert werden dürfen; aber einem so hochwillkommenen Gäste gegenüber kann dasselbe wohl nicht angewendet worden sein!“

Wir: „Das scheint uns doch nicht so, denn man hat uns das Gleiche gethan.“

Langes Gesicht des Kommissars.

Wir: „Wir möchten aber sehr dringend ersuchen, uns keine Weiterungen zu machen in irgend einer Weise, denn es kann Ihnen nicht lieb sein, wenn man in Deutschland erfährt, welcher Geist die Provinzialregierung von Diarbekir befeelt.“

Er: „Noch heute sollen Sie das Gewehr wieder haben.“

Unter vielen Höflichkeitsformalitäten entfernte er sich und am selben Tage waren wir wieder im Besitze unseres Gewehres. Sonst hätten wir es vielleicht nie wieder gesehen!

Am Sonntag Abend vereinte uns noch eine biblische Besprechung im trauten Geschwisterkreis. Die beiden Schwestern, für die es ja nun vorläufig hier keine Aussicht auf Arbeit giebt, haben sich entschlossen, jetzt mit uns zu reisen, um in Mesereh sich in das Waisenwerk hineinzuarbeiten und die Sprache zu erlernen. Wenn sich späterhin wieder eine Thür öffnet, so kehren sie zurück.

Gestern vormittag machten wir dem vielbesprochenen Wali unsern Besuch. Er ist groß und dick, mit grauem rundem Bart, wie alle diese Paschas; seine Augen scheinen, wie meist bei den Türken, gutmütig

dreinzuschauen, solange nicht der Fanatismus geweckt ist. Er scheint ein kluger Diplomat, sehr vorsichtig und sorgfältig. Gegen Br. Baehnisch zeigte er sich sehr eingenommen, stellte uns aber bereitwillig einen neuen Geleitsbrief (Wujurultu) bis nach Konstantinopel aus. Wir hatten den bestimmten Eindruck: dieser Mann ist ein Feind unseres Wertes und wird noch viele Schwierigkeiten bereiten.

Von hier aus fahen wir uns bei strömendem Regen die Stadt etwas an. Der Markt bietet nichts Charakteristisches; die Stellen der beim Massakre zerstörten Kaufhallen (Basar) nehmen elende Bretterbuden ein, in denen europäische Trödler- und Ausschußware verkauft wird. Das einzige Sehenswerte sind die zwei herrlich erhaltenen Paläste aus der Sassanidenzeit im Hofe der großen Moschee. Die Fassaden sind noch vollständig; sie sind mit phantastischen, verschieden gestalteten Säulen und alten armenischen Inschriften geschmückt. Sehr geschmacklos heben sich davon die hineingebauten türkischen Regierungsgebäude ab. Antike Kunst und türkische Barbarei sieht man da in wunderbarer Verknüpfung, wie im ganzen Orient.

Die interessanteste Persönlichkeit, die wir hier kennen gelernt haben, ist unstreitig der Badwelli (Pastor) Th., Dragoman des englischen Konsulats, ein äußerst kluger, diplomatischer Kopf. Er ist unter den Kurden aufgewachsen, hat früher in dieser Sprache, die seine Muttersprache ist, gepredigt und ist im Massakre nur eben noch dem Tode entgangen. Das englische Konsulat hat eine gute Wahl getroffen, als es diesen Mann zum Dragoman erwählte. Er ist der beste Fachmann in der Kenntnis des Kurdischen und aller Sitten und Stämme dieses Volkes. Besonders interessant war es uns, zu hören, daß vier Kurdenstämme frühere Armenier sind, die später zwangsweise den Islam angenommen. Der bedeutendste unter ihnen sind die Bakiri, die Nachkommen des armenischen Königsstammes der Bagratunin, nach denen sogar die Stadt Diar-„Bekir“ ihren Namen hat. Badwelli Th. verschaffte uns auch einen tieferen Einblick in die Industrieverhältnisse der Stadt. Die Hauptindustrie ist die Seiden- und Brokatweberei, die noch fast durchweg als Hausindustrie betrieben wird. Die Arbeit ist namenlos mühsam

und bringt wenig ein; dazu müssen die armen Leute den ganzen Tag bei Licht arbeiten, da ihre Wohnungen nicht hell genug sind, um das feine Gewebe zu übersehen. Auch die Lederindustrie ist sehr in Blüte; es wird sehr viel wunderschönes Maroquinleder fabriziert, das zu den hier üblichen roten Schnabelschuhen Verwendung findet.

Diarbekir ist die teuerste Stadt in Klein-Asien, fast so teuer wie Konstantinopel und doch verdienen die Leute bei ange-

strengster Arbeit täglich kaum 50 Pfg. Nicht lange können sie die Arbeit treiben, denn die Augen werden dadurch früh ruiniert.

Heute ist nun wieder der Tag des Abschieds gekommen; wir haben unsere Sachen gepackt und harren der Maultier-treiber, die sie auf ihre Tiere laden sollen. So Gott will, sind wir dann am vierten Tage in Mesereh — vorausgesetzt, daß wir den Taurus ohne Hindernis überschreiten können.





Achtes Kapitel.

Über den Taurus.

Mesereh, 25. Januar 1899.

Endlich mit vier Tagen Verspätung in Mesereh, unserm vorläufigen Ziele, wo wir uns für drei Wochen häuslich niederlassen wollen. Nach einem Ritt, wie dem der letzten Tage, ist man für eine Ruhezeit dankbar. Doch laßt mich euch erzählen, wie wir mit Gottes Hilfe den Taurus glücklich passiert haben.

Am Dienstag, den 17. ds., ritten wir mittags aus Diarbekir fort in Begleitung der beiden Damen, Diakonisse Katharine Mader und Fräulein Verena Schmidli. Die Luft war milde, frostfrei, die Gegend langweilig. Das einzige Interessante war der ab und zu sich bietende Rückblick auf die „schwarze Stadt“ und auf den Tigris, sowie der Ausblick auf die vor uns liegenden Schneeberge, der mich aber mit Rücksicht auf die Schwestern doch mit einigen Besorgnissen erfüllte. Der Weg war mit großen und kleinen Steinen von oft merkwürdigen Formen und Farben bedeckt; besonders fielen uns auch hier auf die blauen und grünen Serpentine, der rote Porphyr und der schwarze, schwammartig durchlöcherter Basalt. Gegen Sonnenuntergang stiegen wir hinab in das enge Thal eines Nebenflusses des Tigris, wo unser Khan, das Reiseziel des Tages, uns zur Ruhe einlud. Der Name desselben ist Dewe-Getschudi, d. i. Kamelsfurt, weil noch bis vor kurzem in Ermangelung einer Brücke Menschen und Lasten auf dem Rücken von dort bereit stehenden Kamelen über den Fluß getragen werden mußten. Die fensterlosen Keller, die uns aufnahmen, vom Stallgeruch gewirzt und vom Rauch

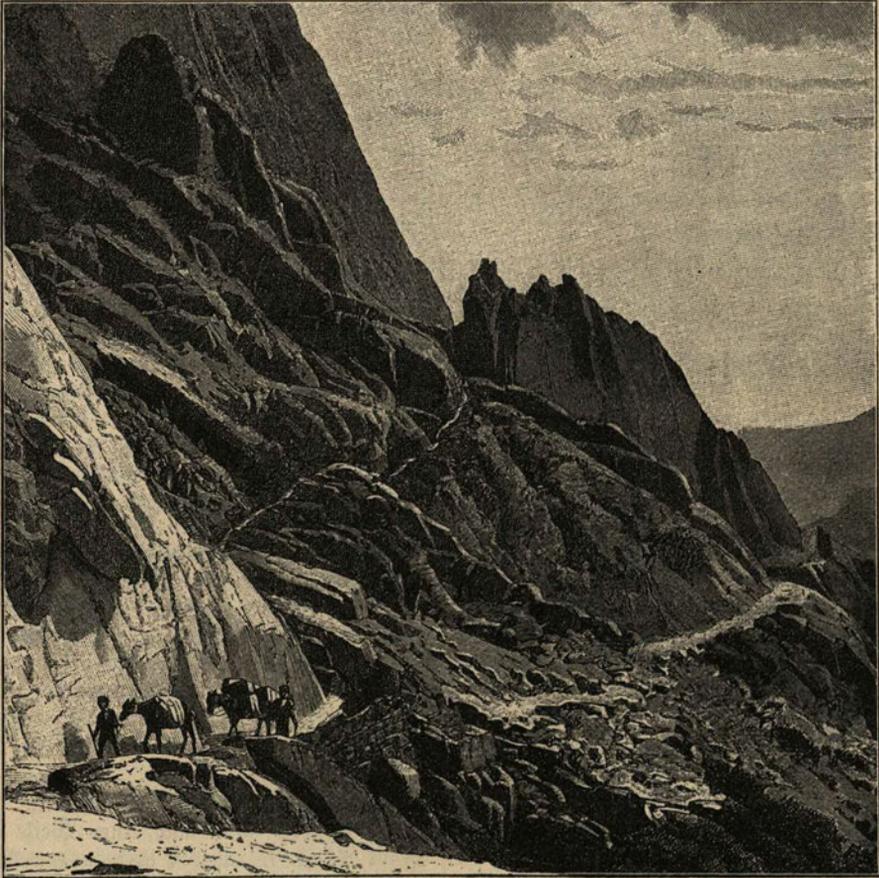
geschwärzt, erwiesen sich als ganz gemüthliche Schlafstätten.

Am Mittwoch ritten wir durch die einförmige Ebene weiter, bis wir mittags an den Rand des Taurus gelangten und an dem letzten schneefreien Plätzchen in schönem Sonnenschein unser Frühstück bereiteten. Noch 1½ Stunden weiter auf schöner, breiter Straße durch schneebedecktes Hügelland und wir sahen hoch oben vor uns, auf einem 6—800 Fuß hohen Basaltfelsen gelegen, die Stadt Argeni. Die Wege, die hinaufführten, waren aber durch Schneewehen ganz versperrt, so daß wir am Fuße des Stadtberges in einem Khan bleiben mußten. Bis zur nächsten Stadt Maden wären wohl wir, aber nicht unsere Lasttiere gekommen, die erst bei Dunkelwerden in Argeni eintrafen. Hier fanden wir zum ersten Male einen Khan, der mit Papier verklebte Fenster und einen aus einer Blechtrommel gebildeten Ofen hatte, ein an ein europäisches Hotel erinnernder Komfort! Von dem „Balkon“ bot sich uns eine herrliche Aussicht auf die sonnenbeglänzte Stadt auf ihrem verschneiten Felskegel und auf das wie ein Schwalbennest am Felsen oberhalb der Stadt angebaute Bischofskloster. Die Kirche wurde nach dem Massacre in eine Moschee verwandelt.

Eine freudige Überraschung wartete meiner, als ich, ein Nachmittagsschläfchen meiner Reisegefährten benutzend, nach den Pferden sehen wollte. Plötzlich steht ein europäisch aussehender Herr vor mir. „Est ce que vous allez aussi à Charpout?“ redete ich ihn an. „Sind Sie P. Brocques?“

klingt die Antwort auf deutsch zurück. Welche Freude, es war Bruder Chmann, der Leiter unseres Werkes in Charput-Mesereh, der mit einem Koch und einem Saptieh uns entgegengekommen war. Er hatte schon zwei Tage vorher in Diarbekir sein wollen, aber furchtbares Unwetter im

Gebirge hatte ihn gezwungen, eine halbe Tagereise zurückzugehen und dort einen Tag liegen zu bleiben. Wir waren dem Herrn innig dankbar, daß er uns nun am Rest des Tages noch so schöne Stunden der Gemeinschaft mit dem lieben Bruder schenkte, die in einer kleinen Gebetsversammlung



Karawanenpfad im armenischen Gebirgshochland.

ihren Abschluß fanden. Nachdem dann Br. Chmanns Koch „Baron“ Melkon (man nennt hier jeden Armenier „Baron“) uns noch ein schmackhaftes Abendbrot bereitet, versanken wir bald in einen tiefen Schlaf, denn am nächsten Tage hieß es um halb 5 Uhr aufstehen. Stand uns doch nun der schwierigste Teil unserer Reise bevor.

In der Nacht schon heulte ein starker Schneesturm, so daß morgens unser Khan ganz eingeschneit war, während der Schneesturm noch fort dauerte. Es kostete viel

Arbeit, bis es gelang, die Haustür zu öffnen. Unsere türkischen Maultiertreiber weigerten sich, zu gehen; ich mußte sehr deutlich mit ihnen reden und mit Entziehung jedes Trinkgeldes drohen, ehe sie sich bequemten, aufzuladen. So wurde es 8 Uhr, als wir fort kamen, während sonst unsere Aufbruchszeit 6 Uhr ist.

Su, war das ein Wetter, als wir, in unsere Gummimäntel gehüllt, hinausritten! Der Schnee wirbelte so stark, daß man kaum vor sich sehen konnte. Die schöne,

breite Straße war etwa einen halben Meter tief mit Schnee bedeckt und noch keine Spur getreten. „Tschabuk, tschabuk,“ *) rief der die Spitze bildende Saptieh, „wir haben keine Zeit zu verlieren!“ Und so ging es eine Stunde lang immer im Galopp, was die Pferde laufen konnten, auf dem im Zickzack an steilen Abgründen sich entlang windenden Wege hinauf ins Gebirge. Man konnte nicht mehr sehen, wohin die Pferde traten, da es so rasend schnell ging, und die Augen durch das einförmige Weiß wie geblendet waren. Die Schwestern und ihre Pferdchen benahmen sich sehr tapfer.

Nach einer Stunde kamen wir auf eine von Hügellisten unterbrochene Hochebene; der Schnee wurde immer tiefer, die Chauffee war von dem übrigen Gelände nicht mehr zu unterscheiden und wir folgten einer ganz schmalen Spur. Der Schnee stand wie Mauern zu beiden Seiten des Pferdes. Dazu kam noch ein so dichter Nebel, daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Die Spur verschwand allmählich auch und wir folgten unserm Saptieh, der versuchte, mit seinem Pferde eine Bahn zu treten. Die armen Tiere, vor Erschöpfung qualmend, mußten bei jedem Schritt verzweifelte Anstrengungen machen, um ihre Beine aus dem bis an den Bauch reichenden Schnee wieder herauszubekommen. Unsere Hosen, Strümpfe, Stiefel wurden natürlich von dem auf dem Sattel schmelzenden Schnee durchnäßt; absteigen war unmöglich. „Varon“ Melkon jammerte: „Wo sind meine Hände und Füße?“ und auch ich fühlte nichts mehr von diesen Körperteilen.

Als wir so immer weiter ritten durch die schier endlose Schneewüste oben in den Bergen, da fing ich an in wachem Zustande zu träumen; ich glaubte mich als Kind im Elternhause, dann am Kaffeetisch in meinem früheren Pfarrhause zu Brittag; von da wanderten die Gedanken in die Zukunft zur Wiederkunft des Herrn. Es war mir im Traum, als sähe ich des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels herniederkommen, und die Wolken sich verschmelzen mit den Schneehügeln, — — da, was war das? Ein liebliches, melodisch abgestimmtes Glockenläuten rief mich in die Wirklichkeit

zurück. Des Rätsels Lösung ließ nicht lange auf sich warten. Eine lange Karawane, aus gegen 100 Kamelen und Maultieren bestehend, kam uns von unten entgegen; jedes der Lasttiere hatte (manche 5—6) wunderschön abgestimmte Glocken an Hals und Brust, wie man es ja oft bei den Karawanen der reichen Kaufleute findet. Wir waren nach vierstündigem Ritt auf der Höhe angekommen und der Weg senkte sich wieder dem Tigristhale zu. Der Herr hatte uns die Karawane zur Rettung gesandt, sie hatte uns eine Bahn treten müssen. Nun aber galt es noch, der Karawane auszuweichen. Wir befanden uns hart am Abgrund, und auf der andern Seite der Karawane war der Schnee sofort einen Meter tief. Es gelang uns, unsere Pferde so anzutreiben, daß sie sich in den Schnee stürzten, und in demselben so lange herumtunten, bis die Karawane mit majestätischer Langsamkeit vorübergezogen war. Während dieser zehn Minuten brachte uns jede Bewegung des Pferdes in die Gefahr, daß uns durch Zusammenstoß mit den seitwärts herunterhängenden Karawanenlasten die Beine gequetscht wurden. Am gefährlichsten war die Lage der Schwester Berena, die übrigens in Ermangelung eines zweiten Damensattels nach anatolischer Manier wie ein Mann reiten mußte; sie war an die Abgrundsseite geraten, und schwebte die ganze Zeit über in der Gefahr, von einer etwa ein wenig weiter hervorragenden Kamelast in die Tiefe gestürzt zu werden. Wir dankten Gott, als wir endlich die Bahn frei hatten.

Nach einer Stunde sah man in der Ferne Bäume, dann nach einer Weile die Stadt Maden, wieder hoch in den Bergen. Da es aber unmöglich war, hinaufzukommen, so ritten wir weiter und kamen gegen 2 Uhr an einem einsamen, verschneiten Khan unterhalb der Stadt, im Felsenthal des Tigris, an. An Weiterreisen war nicht zu denken, und so stiegen wir denn ab, dankbar, daß der Herr uns bis hierher geführt. Unsere durchweichten Sachen mußten wir uns, um das Feuer herum sitzend, am Körper trocknen, denn erst 2½ Stunden später kamen unsere Lasttiere mit den Treibern, zu Tode erschöpft, an. Kaum hatte ich mich zähneklappernd in meinen Schlafsack gehüllt, da erschien auch schon die Obrigkeit in Gestalt eines armenischen

*) = schnell, schnell; in der Türkei ein seltenes Wort. Viel häufiger hört man: jawasch, jawasch = langsam, langsam.

Polizei-Offiziers in unsrer Höhle, forderte unsere Pässe und erhob ziemlich weitgehende Ansprüche an unsere gesellschaftliche Liebenswürdigkeit. Vom Markte aus hatte er uns unten im Thale reiten sehen. Es war uns eine Erquickung, als er uns verließ, und Br. Schmann im Lichte des Feuers uns ein Kapitel aus Michael Hahns Schriften vorlas.

Die Nacht über schliefen wir herrlich in unserm schneeeumwallten Khan. Um 5 Uhr früh ging mein Freund hinaus, um die Situation zu prüfen. Doch er kam sofort zurück mit den Worten: „Ich möchte nur konstatieren, daß keine Möglichkeit ist, heute zu reisen. Es ist alles zugeschneit, Wege sind nicht zu sehen.“ Dabei donnerten die Schneemassen lawinenartig von den steilen Felsen herunter, und der Sturm rüttelte an den Wänden. Vor drei Tagen könnten wir gar nicht an Weiterreisen denken, versicherte man uns. Wir waren trotzdem fröhlich und dankbar in unserm Bergungsort. Ich war froh, mir Vetter: „Naturstudium und Christentum“ in der Satteltasche mitgenommen zu haben. Das kam mir bei den langsam dahin schleichenden Stunden sehr zu statten. Die Beleuchtung war allerdings nichts weniger

immer wieder einmal zum Kerzenlichte wenden mußte, während draußen schon heller Sonnenschein glänzte. Als ich heraustret,



Der Khan von Maden.



Maden am Tigris.

als hygienisch. Die schmalen Lutten ließen so wenig Tageslicht ein, daß das Auge bald müde wurde und man das Buch

um bis zum Tigrisufer zu gelangen und einige Aufnahmen zu machen, bot sich mir ein großartiger Blick auf die hoch oben wie auf riesigen Schneebergen liegende Stadt dar.

Noch war es nicht möglich, mit allen unsern Sachen hinaufzureiten. Deshalb sandten wir erst unsern Saptieh als Kundschafter voraus, um uns eventuell für die drei Tage dort ein Zimmer zu mieten. Nach einigen Stunden kehrte er mit dem evangelischen Gemeindefkirchenrat zurück und brachte die frohe Kunde, daß der Weg frei und das Zimmer gemietet sei. Die Brüder luden uns herzlich ein, ihnen doch während unseres Aufenthaltes Gottesdienste abzuhalten, sie seien eine verwaiste Gemeinde, seitdem ihr Pastor gestorben sei. Wir sind so dankbar, daß der Herr uns überall Gelegenheit giebt, von seiner Liebe zu zeugen und seinem Reiche Bahn machen zu helfen. Auch kommt es uns sehr zu statten, daß wir überall Fühlung mit dem Volksleben gewinnen können. Wenn man als Missionar reist, ist das viel eher möglich, als sonstigen Reisenden, die daher meist nur die Oberfläche von allem kennen lernen und insolge dessen oft so falsche Urteile über Land und Volk verbreiten.

Nach dem Essen gingen wir dann hin-

auf in die Stadt. Die „Straßen“ waren sehr steil und hatte man daher Stufen von einem halben Meter Höhe in den Schnee gehauen. Nach tüchtigem Klettern kamen wir bis vor das Lehmhäuschen, in dem eine nette Stube und ein großer Küchenraum uns mit unsern Leuten drei Tage aufnehmen sollte.

Die Stadt Maden ist erst etwa 350 Jahre alt; die ersten Bewohner waren Griechen, welche die hiesigen Kupferbergwerke erschlossen. Jetzt liegt der Bergbau ziemlich darnieder. Bezeichnend ist die Ursache dieses Umstandes. Ein Pascha, welcher die Leitung des Bergbaues hatte, ließ auch die großen Säulen, welche das Bergwerksgewölbe tragen, abbauen (!) und steckte das Geld dafür in seine Tasche. Alles stürzte zusammen, der Bergbau war für Jahre hinaus fast lahm gelegt, — aber der Pascha war ein reicher Mann.

Nach den Griechen kamen Armenier in die Stadt; Türken nur als Regierungsbeamte oder als Diener der Christen. Daher ist die mohammedanische Bevölkerung der christlichen gegenüber hier immer bescheiden aufgetreten, und war es vor drei Jahren nicht möglich, in Maden ein Masfakke zu inscenieren. Jetzt besteht die christliche Bevölkerung aus 300 griechischen, 100 armenisch-gregorianischen und etwa 15 armenisch-evangelischen Familien. Wir empfingen zahlreiche Besucher; wohl alle Häupter der armenischen Familien beider Konfessionen machten uns in diesen Tagen ihre Aufwartung.

Interessant war uns das Gespräch mit einem gregorianischen Advokaten; er erzählte uns, daß der Bischof von Maden, früher ein Schüler des jetzigen Patriarchen, nicht nur die Kirchenlehre, sondern vor allem das Evangelium verkünde. Er bedauert sehr die durch den Fanatismus des Patriarchen Mattheos in den vierziger Jahren veranlaßte Kirchenspaltung zwischen Gregorianern und Protestanten und erzählte, daß wohl die Hälfte der gregorianischen Familien ihrer Stadt Bibeln in neu-armenischer Sprache besitze. Mit einem gregorianischen Priester kamen wir an der Hand eines ihm von meinem Freunde geschenkten Bildes gleich in ein Gespräch über Petri Fischzug und über die Aufgaben eines Geistlichen, als leider neue Scharen von Besuchern uns unterbrachen.

Durch das viele Zuhören, den Tabaksqualm und Kohlendunst bekam mein Freund aber schließlich ein so starkes Übelbefinden, daß wir den Besuchern absagen mußten. So mußte ich allein dem Pascha die erforderliche Aufwartung machen. Da der armenische Polizei-Offizier schon zum zweiten Male wegen unserer Pässe zu uns gekommen war, stellte ich mir das Oberhaupt als einen mißtrauischen, griesgrämigen Alttürken vor, und war daher überrascht, einen vornehmen, europäisch aussehenden jungen Mann zu finden, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing. Er sprach fließend französisch und bedauerte, nachdem er bisher stets in Europa gewesen sei, in diese asiatische Wildnis veretzt zu sein, beklagte auch den Ramasan, der ihm die Möglichkeit raube, uns so zu bewirten, wie es sonst die gute Sitte verlange.

Wir konnten am Sonnabend und Sonntag in dem Betsaal der Protestanten fünf Gottesdienste abhalten. Es ist dies ein ziemlich elender Raum mit dicken, aber krummen Wänden, die Fenster mit Papier verklebt. Die Versammlungen waren sehr stark besucht. Es ist köstlich, überall, wohin man kommt, den guten Samen austreuen zu können, wenn es auch unsern Augen meist verborgen bleibt, ob er aufgeht oder nicht. Diese Gemeinde, zu der sich weit mehr Menschen halten, als jene fünfzehn Familien, war einer neuen Unregung besonders bedürftig, denn seit Jahren ist sie auf einen alten Stundenhalter angewiesen, der schon halb erblindet ist. Im Anschluß an den Gottesdienst fand eine Gebetsversammlung statt; es war den Gebeten anzumerken, daß die Herzen durch den Geist Gottes bewegt worden waren. Nachher empfingen wir noch einmal den Gemeindevorstand und sprachen eingehend mit ihm über Neh. 9 und Jes. 51.

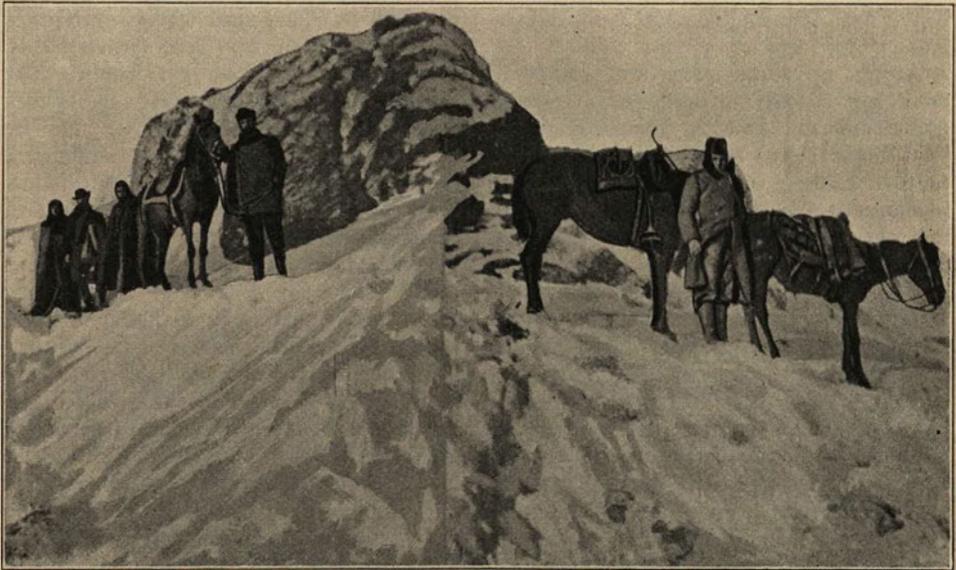
Rührend war die Gastfreundschaft dieser einfachen Leute. An den drei Tagen brachten wir fast nichts von unserm Proviant anzurühren; der eine brachte dies, der andere jenes, so daß wir reichlich versorgt wurden.

Wir entschlossen uns, nun also am Montag zu reisen, wenn auch die Nachrichten, die wir erhielten, nicht sehr ermutigend klangen. Unser Tscherkesse Hamid erzählte uns, daß am Sonnabend zwei Unglücksfälle vorgekommen seien. Zwei

türkische Maultiertreiber aus Szywerel, Brüder, waren von Charput aus auf dem Wege, der eine mit 6, der andere mit 13 Tieren. Bei Kessin Khan (zwischen Maden und Charput) erstickten dem ärmeren von beiden zwei Maultiere und ein Esel im Schnee; er mußte seine Lasten im Stiche lassen. Ein anderer, auf dem Wege nach Charput, kam nicht zwei Stunden über Maden hinaus, da stürzten seine zwei Tiere, zu Tode ermattet, auf dem schmalen Saumpfade, und die Lasten rollten den Abgrund hinab; er mußte ohne Lasten zurückkehren! Das waren ja nette Ausfichten!

Doch im Vertrauen auf den Herrn brachen wir am Montag auf, nachdem wir unsere Lasten in Ermangelung von Samals (Lastträgern) selbst ins Thal hinabgetragen hatten.

Bei herrlichem Sonnenschein ritten wir das schneeige Tigristhal vier Stunden lang aufwärts; tief unten brauste der Fluß, über den an einer Stelle eine Lawine eine natürliche Brücke gebaut. Die zackigen Felspartieen waren so tief in Schnee gehüllt, daß nur weiche, abgerundete Linien sich vom Horizonte abhoben. Der Tigris, in Mesopotamien ein so mächtiger Strom, ist hier nur ein tosendes Gebirgsflüßchen,



Über den Taurus-Paß.

das sich zwischen steil abfallenden, hohen Felswänden dahin windet. Die breite, in den Felsen eingehauene Chaussee war vollständig zugeschnitten, und ließ nur hart am Abgrund einen schmalen Saumpfad frei. Nach etwa anderthalb Stunden fanden wir in der That die oben erwähnten Lasten am Abhang im Schnee liegen, etwa 50 Schritt weit hinabgerollt, herrenlos mit ihrem vielleicht wertvollen Inhalt. Nach einer kleinen Mittagspause am prasselnden Strauchfeuer in Burnus-Khan, ging der Weg durch ein flaches Hochthal; vor uns lag der majestätische Hasar-Baba = 1000 Vater, von der Sonne vergoldet. Die Pferde konnten wieder ordentlich ausgreifen

und so waren wir schon nach einer Stunde in Kessin-Khan. Es war noch früh am Nachmittag, und so wagten wir einen Spaziergang zu dem wunderschönen Gölschik-See, der auf den Landkarten auch verzeichnet ist; ein einstündiges Klettern durch mehrere Fuß tiefen Schnee brachte uns auf einen Hügel, von dem wir den Blick auf den von weißen Bergen umrahmten tiefblauen See genießen konnten, der etwa fünf Stunden im Umfang mißt. Die Geschwister hier in Mesereh haben an demselben ihre Erholungszeit im letzten Sommer zugebracht und sind oft auf die Insel in seiner Mitte gerudert. Diese Insel, auf der früher ein berühmtes Kloster

stand, war in der Maffakrezeit der Zufluchtsort der verfolgten Armenier. Das Wasser dieses merkwürdigen, fagunumwobenen Sees speist durch unterirdische Abflüsse sowohl die Tigrisquellen als den Euphrat, so daß diese beiden Paradiesesströme durch ihn miteinander in Verbindung stehen.

Gestern früh um 7 Uhr brachen wir dann aus Kessin-Khan wieder auf. Es war bitter kalt, gewiß — 12 Grad R. Der knirschende Schnee unter den Hufen unserer Pferde verursachte ein melodisches, aber durch seine Eintönigkeit etwas melancholisches Getön. Wir warfen von einer hohen Stelle einen letzten Blick auf den See, der dunkelblau zwischen den von der aufgehenden Sonne rosa angehauchten Schneebergen dalag; ein unvergleichliches Bild! In betracht der Kälte waren wir recht dankbar, daß die Beschaffenheit der getretenen Spur uns ein schnelles Reiten erlaubte! Am Wege lagen die Kadaver jener gefallenen Lasttiere, von Hunderten von grünschwänzigen Elstern bedeckt. Bald waren wir auf dem höchsten Punkt des Passes Deme-Bojun. Ein eisiger Wind wehte hier, der den Treibschnee bis auf etwa 1 Fuß Tiefe fortgejagt. Nun ging es abwärts, zum Teil recht steil, sodaß wir es vorzogen, abzufleigen.

Da plötzlich bot sich uns ein wunderbarer Anblick. Tief unten dehnte sich, so weit fast, als das Auge reicht, ein dunkelblauer, sonnenbeschienener See, fast wie ein Meer, in der Ferne begrenzt von den rotbelegten himmelhohen Gebirgen von Erferum und Erjingian. „Was ist das für ein See?“ fragte ich Br. Schmann. „Wo?“ „Nun hier, so weit wir sehen können.“ „Ach, das ist kein See, das sind die Schneenebel über der Euphratebene von Mesereh!“ Wunderbares Naturspiel! Die Nebel, durch die Sonne beschieden, spiegelten von oben gesehen den blauen Himmel wieder und erschienen so wie ein unergründlich tiefer, blauer See.

Bald sollten wir mit den Nebeln Bekanntschaft machen. Nach etwa einstündigem Abwärtssteigen begannen sie uns zu umfassen; die Sonne blickte nur noch als eine bleiche Scheibe durch die Trübe: Haar und Bart begannen sich weiß zu färben. Bald war die Sonne ganz verschwunden, und Roß und Reiter wurden in Raubreif gehüllt. Nach abermals anderthalb Stun-

den waren wir unten. Nun lag Kurdistan hinter uns. Doch es war, als wollte es uns noch einen eigenartigen Scheidegruß nachsenden. Hinter einem Gebüsch am Fuße des Berges sah ich zwei Kurden ihre Flinten laden. Als wir uns näherten, hörte ich sie ihre Hähne spannen; ihre Absichten waren, aus ihren Mienen zu schließen, offenbar nicht ganz harmloser Natur. Als aber immer mehr Pferde und Personen um die Ecke bogen, standen sie auf und zogen hinauf in ihre Berge. Nun hieß es „aufsitzen“ und schnell ging es durch die Ebene. Doch plötzlich hören wir hinter uns ein langgezogenes Wimmern. Schwester Berena war vom Pferde gestürzt, ihr Fuß im Steigbügel hängen geblieben, und so wurde sie von dem weitereilenden Pferde geschleift. Doch der Saptieh war ihr sofort zu Hülfe geeilt; im selben Augenblick wurde ihr Fuß frei und ich konnte eben noch ihr Pferd auffangen, während das des Saptieh das Weite suchte. Gott sei Dank hatte sie keinen Schaden genommen und erholte sich bald von ihrem Schreck. Inzwischen holte der Saptieh mit vieler Mühe sein Pferd ein. In äußerst langsamem Schritt ging es nun bis Gerwanak. Die Gegend war eben und reizlos. Kurz vor dem Orte erblickten wir auf einem Hügel über 50 mächtige Adler und Lämmergeier, und gleich darauf eine ebenso große Zahl neben dem Wege. Die Geier mit ihren kahlen, häßlichen, gelben Hälften und Köpfen sehen widerlich aus; um so majestätischer die schwarzbraunen Adler. Bald sollten wir die Ursache dieser Massensammlung gewahr werden. Überall am Wege, auf den Äckern und in den Gräben lagen, aus dem Schnee herausgewühlt, Kadaver und Gerippe von gefallenem Vieh. In dem Orte ist die Rinderpest, und die Hälfte des Viehstandes ist daran eingegangen; schon seit dem Sommer herrscht in diesem und den benachbarten Dörfern dieses Übel, und was nach der Maffakrezeit noch an Wohlstand geblieben war, wird dadurch vernichtet.

Als wir in das Dorf einritten, kam in großer Eile ein Wagen von der anderen Seite uns entgegen, eine Reiterin an der Spitze und ein Reiter hinterher (der erste Wagen, den wir bis jetzt auf der ganzen Reise gesehen haben). Die Reiterin war Schwester Laura aus Mesereh,

eine unserer beiden dortigen Diakonissen, und der Reiter war Bruder Jakobs, der Leiter unseres Waisenwerks in Palu. Der Wagen war leer und zur Aufnahme unserer beiden Befährtinnen bestimmt. Wie freundlich war es alles vom Herrn gestügt. Unsere Freude war groß, die lieben Geschwister wiederzusehen; was hatten sie alles erlebt, seit sie von Bebek ausgezogen waren! Doch was war das? Br. Jakobs zitterte am ganzen Körper, wie im Fieber! Er hatte eine Hubschiffpost zu überbringen, die ihn so aufgeregt. Als er in Mesereh war, um uns zu erwarten, erhielt er ein Telegramm aus Palu, daß der Wali von Diarbekir Befehl gegeben habe, das dortige Waisenhaus, sein Arbeitsfeld, in zwei Tagen zu schließen. (Palu gehört noch zur Provinz Kurdistan.) Er hat sofort an den deutschen Botschafter nach Konstantinopel telegraphiert, ist nun aber natürlich in großer Besorgnis.

Wir traten alle zusammen in ein Haus, wo in dem Kuhstalle ein etwas erhöhter Platz mit einer Feuerstelle und einigen Decken uns als Ruheplatz diente; Thee und Cafés stärkten die ermüdeten Glieder. Dann beteten wir zusammen und wurden uns vor dem Herrn klar, daß Bruder Jakobs sofort von hier aus nach Palu zurückkehren müsse und dort in keiner Weise nachgeben, sondern die Waisenhäuser halten solle, bis ihm von der Botschaft Weisung zugehe. Der Herr hat alles in seiner Hand; er wird für die armen Kinder sorgen. Wir hoffen, daß der Botschafter sich auch dieser Sache annehmen wird, wie er es mit dem Waisenhaus von Berdschensch so bereitwillig gethan. Letzteres wollte der Wali von Charput schließen, Br. Schmann telegraphierte nach Bebek, Br. Spieker ging zu Frhrn. v. Marschall und der Erfolg war, daß der Wali sofort ein Telegramm vom Minister des Innern erhielt, er solle keine Schritte gegen das Waisenhaus thun, und die hiesigen Deutschen mit der größten Zuverlässigkeit behandeln. Die Früchte dieses Telegramms dürfen wir schon jetzt sehen.

Inzwischen ist, während ich dies schrieb, ein Telegramm vom Botschafter wegen Palu eingetroffen, daß der Wali von Diarbekir zum Bericht über das Waisenhaus in Palu aufgefordert ist. Damit ist also wenigstens Zeit gewonnen. Ja, wir

haben einen treuen Herrn, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche.

Unser Trupp teilte sich nun. Br. Jakobs mit unserm Koch zog gen Osten nach Palu. Mein Freund L., Schwester Laura und ich ritten voran und Br. Schmann kam im Wagen mit den zwei Schwestern nach.

Wir eilten an Berdschensch vorbei, durch Mesereh, den Geburtsort einiger unserer Befekir Kinder, nach Mesereh. Letztere beiden Orte wurden zugleich sichtbar, Charput dagegen, hoch auf dem Berge gelegen, war nicht zu sehen; der Berg hatte sich durch seine Nebelkappe unsichtbar gemacht.

Der Eindruck der ganzen Gegend war mir sehr heimatlich. Überall breite Chaussees mit schönen Bäumen, große Gärten und Pappelhaine, blühende Dörfer; alles in Schnee gehüllt, die Bäume tief mit Raureif behangen: eine echt deutsche Winterlandschaft. Wie manche Gegenden sind wir nun schon durchstreift und wie wunderbare Gegensätze finden sich in diesem Lande!



Ansicht von Mesereh (im Hintergrunde auf dem Berge Charput.)

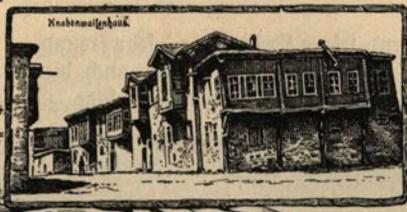
Mesereh ähnelt einem kleinen deutschen Landstädtchen; es heimelte uns an, als wir die Stadt von ferne schauten, aber im Unterschied von anderen orientalischen Städten nicht nur, wenn man es von ferne sieht, sondern auch, wenn man darin ist. Bis jetzt habe ich in der asiatischen Türkei noch keine Stadt mit so schönen breiten Straßen und freundlichen Häusern gesehen. An der Kaserne, verschiedenen Gärten und einigen öffentlichen Gebäuden vorbei sehen wir bald in der Straßenfront die rote Fassade unseres Knabenwaisen-

hauses auftauchen. Schwester Schmann, Schwester Kiefkohl und Bruder Schütz begrüßten uns herzlich. Inzwischen kam auch der Wagen, und ein gemütliches Stündchen vereinte uns zu geschwisterlichem Austausch. Dann aber ging es zu den Knaben, die im großen Speisesaal uns erwarteten und die wir mit Ansprachen begrüßten. Herzbeleglich war es mir, wie nach der Versammlung mehrere von den anwesenden Erwachsenen und einige Knaben sich nach den Kindern in Bebek erkundigten, die Dr. Härle und Herr Zimmer vor anderthalb

Jahren von hier dorthin gebracht. Nach dem Abendessen zogen wir in das Mädchen-Waisenhaus, wo wir wieder von Jesu und seiner Liebe erzählen durften.

Wie kam uns der inbrünstige Dank von Herzen, den wir gestern abend in der Andacht dem Herrn darbrachten! „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“ Es ist uns noch heute ein Wunder, daß wir wirklich hier sind. Er segne uns nun auch die drei Wochen, die wir hier für ihn arbeiten dürfen.





Gaiſenhäuser in Meſereh am Euphrat.

Neuntes Kapitel.

In der Hochebene
des oberen Euphrat.

Und die andern?

In unſerm Waiſenhaus in Meſereh am Euphrat ſind zwei Schwestern aufgenommen, Elina und Maria. Die ältere iſt ziemlich kränzlich, aber mit Gottes Hilfe wird es beſſer werden. Hier ſind die zwei auf dem Bilde. Aber wer iſt die dritte? Das iſt ihre Schwester, die noch nicht aufgenommen iſt. Häufig beſuchte ſie ihre Schwestern im Waiſenhaus, und ſie hat man das Bild von ihr herein gebracht. Nicht wahr, ein ergötzendes Bild! Wie wiſſen, daß im gleichen Kleid wie dieſe Schwestern, die mit Betteln ihr Leben fröhlich, noch viele, viele andere ſind.

1. Der erste Tag in Meſereh.

Den heutigen Tag eröffneten wir mit einer durch meinen Freund L. geleiteten Bibelſtunde und Gebetsverſammlung im Kreiſe unſerer Geſchwister und einheimiſchen Mitarbeiter; Hr. Schmann verſah das Amt eines Dolmetschers. Wir ſind übereingekommen, während unſeres Hierſeins jedes Tagewerk auf dieſe Weiſe zu beginnen; es iſt das beſte Mittel, um auch den armeniſchen Geſchwistern innerlich recht nahe zu kommen. Der heutige Tag war, wie gewöhnlich nach der Ankunft an einem Orte, den mancherlei Beſuchen gewidmet, die wir entweder zu empfangen oder abzuſtatten hatten. Da war zunächſt der hieſige Paſtor, der letzten Sonntag aus unbekanntem Gründen abgedankt hat; er ſieht auffallend ſtumpf aus, und ſein ganzes Reden und Auftreten iſt wenig geiſtlich. Ihm iſt wohl ein Teil der Schuld daran beizumeſſen, daß die evangeliſche Gemeinde von Meſereh ſo lau und weltlich geworden iſt. Unſere Geſchwister beſuchen deshalb ſchon ſeit einiger Zeit die Gottesdienſte nicht mehr, ſondern halten beſondere Hausgottesdienſte ab, an denen ſich auch der Deutſch verſtehende engliſche Konſul Johns regelmäßig beteiligt. Dann erſchien der ehrwürdige Dr. Barnum aus Charput, das Haupt der dortigen amerikaniſchen

Miſſion, der uns herzlich einlud, ihn morgen zu beſuchen. Er iſt einer der älteſten amerikaniſchen Miſſionare, ſeine Frau iſt die Tochter des erſten Miſſionars in Konſtantinopel, Mr. Goodell, dem inſolge einer wunderbaren Verkettung der Verhältniſſe ſogar die türkiſche Armee zu großem Danke verpflichtet worden iſt. Unter vielen Proteſten der Regierung hatte er am Ufer des Bosporus die erſte Miſſionſchule eröffnet; die Zahl der Schüler mehrte ſich und zugleich damit die Feindſchaft der Regierung. Schließlich ſandte der Großweſier einen Paſcha hin, um die Schule zu ſchließen. Der Miſſionar bewillkommnet ihn freundlich und lädt ihn herzlich ein, einmal am Unterricht zu hoſpitieren. Der Erfolg war, daß der Paſcha von der Methode und den Reſultaten des Unterrichts ſo begeistert war, daß er nicht nur im Miniſterium für die Aufrechterhaltung der Schule wirkte, ſondern ſogar durchſetzte, daß Mr. Goodell von der Regierung den Auftrag erhielt, nach dem Muſter ſeiner Schule eine türkiſche Militärſchule einzurichten. So iſt der erſte amerikaniſche Miſſionar in der Türkei zugleich der Vater der türkiſchen Militärſchulen geworden!

Unſere Beſuche galten beſonders dem Wali, d. h. dem Oberpräſidenten der Provinz Mahmuret-ul-Aſies, ſowie dem engliſchen Konſul. Der Paſcha empfing uns

entsprechend seiner Ordre (s. o.) sehr freundlich und forderte uns auf, doch auch hier ein Landgut oder eine Gartenanlage zu

beginnen, da dies dem ganzen Lande nur von Nutzen und Segen sein könne. Nur möchten wir erst die Schulerlaubnis*) in



Knaben-Waisenhaus in Mesereh (rechter Flügel).

Stambul durchsetzen, was uns ja mit Hilfe des Botschafters, der uns so freundlich gesonnen sei, eine leichte Sache sein müsse. Einmal im Besitze der offiziellen Schulerlaubnis, hätten wir hier völlige Wirkungsfreiheit und er würde sich in erster Linie freuen über jeden Fortgang des Unterstützungs-Werkes. Der alte Fuchs! Er ist es gewesen, der uns bisher mit allen Mitteln die Erlangung der

dem Präsidenten darüber verhandelt in Gegenwart der zahlreichen grün oder weiß beturbanten geistlichen Räte; aber immer hörte ich unter dem stereotypen Kopfnicken der Beisitzer die Antwort: „Ja, wir würden die Erlaubnis gern geben, aber der Wali Pascha von Mesereh ist so dagegen, er behauptet, es sei kein Bedürfnis dafür vorhanden.“ So ist es in der Türkei; einer schiebt die Schuld auf den andern, und alles bleibt beim alten.



Zwei armenische Lehrerinnen.

Als wir das Haus des englischen Konsuls betreten, fanden wir ein echtes Junggesellenheim. Das einzige Möbel in dem „Empfangssalon“ war ein Stuhl. Ein Soldat holte Stühle und steckte den Ofen an, so daß wir nach einigen Minuten unsere Wintermäntel ablegen und uns setzen konnten. Der Konsul, ein netter, lebhafter, kleiner Mann, schon seit 1881 in der Türkei, machte kein Hehl aus seiner Enttäuschung über die „vom Sultan an-

Schulerlaubnis in Konstantinopel hintertrieben hat. Wie oft bin ich auf dem Ministerium in dieser Sache gewesen, und habe bei mancher Tasse süßen Kaffees mit

*) Wir haben in Mesereh noch keine deutsche Schule, sondern sind auf die Schule der evangelisch-armenischen Gemeinde, die allerdings ganz in Br. Ehmanns Händen ist, angewiesen.

geordneten Blutbäder“ und über das ganze türkische Regierungs-System. Diese englischen Konsulate im Innern sind in gewisser Weise Sinekuren, denn es giebt weder englische Staatsangehörige, noch englischen Handel in diesen Gegenden zu protegieren. Dagegen haben sie die wichtige Aufgabe, die amerikanische Missionsarbeit zu beschützen und außerdem dem gegen die Christen ausgeübten Gewaltregime etwas auf die Finger zu sehen. Wo ein solches Konsulat besteht, sind die Christen doch in größerer Sicherheit.

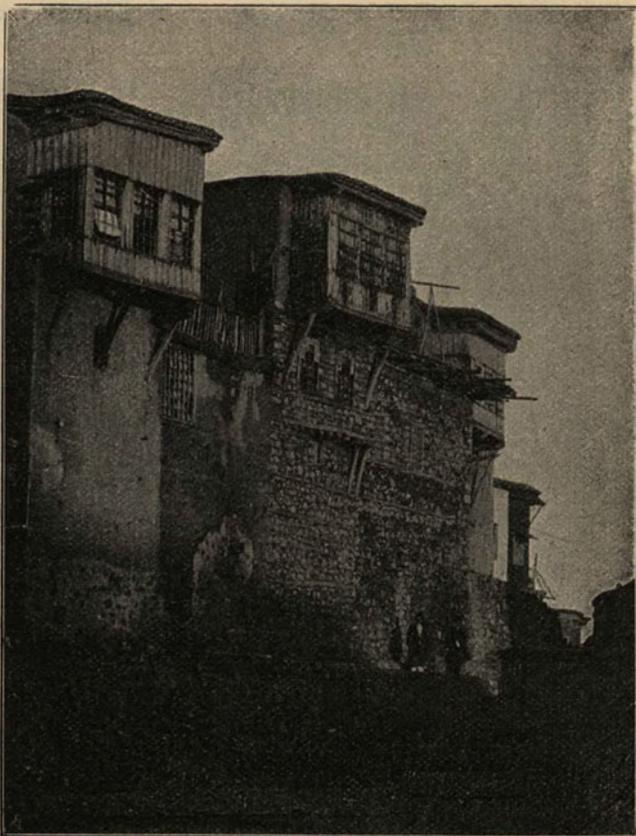
Interessant war uns auch ein Besuch der Werkstätte, wo Bruder August Schütz, jener Jüngling aus meiner früheren Gemeinde in Brittag, ältere Waisenknaben im Tischlerhandwerk unterweist. Er hält die Lehrlinge in guter Zucht und hat zusammen mit ihnen schon manches hübsche Möbelstück gearbeitet. Selbst die Türken machen schon Bestellungen, die aber wegen der vielen Arbeit für die Waisenhäuser noch nicht erledigt werden konnten. Am Abend durfte ich noch für die Hausgemeinde, die Lehrerschaft und die Kinder beider Waisenhäuser einen Abendgottesdienst halten über Ps. 23, 1. So schloß der erste Tag in Mesereh.

2. Ein Besuch in Charput.

Mesereh, 1. Febr. 1899.

Am Donnerstag, den 26. Januar, ritten wir nach Charput, um Dr. Barnums freundlicher Einladung nachzukommen. Nach einem scharfen Galopp durch die Ebene ging es in vielen Windungen den Berg hinauf. Bei einer Biegung des Weges wurde plötzlich hoch oben die Stadt sichtbar, d. h. man sah zunächst nur eine lange, alte Mauer auf dem Bergesgipfel und über sie herüberhängend alte Häuser mit Gitterfenstern. Der Reisende glaubt sich einer Festung gegenüber zu sehen, und in der

That ist Charput früher eine solche gewesen; mancher Kreuzfahrerritter hat mit ihren Kerlern Bekanntschaft gemacht; ja selbst ein König von Jerusalem hat hier in harten Banden geschmachtet. Balduin II. war 1122 ausgezogen, um die Grafen Joscelin und Galeran mit ihren 60 Rittern aus der Burg von Charput zu befreien. Bei Malatia fiel er in die Hände des Emirs Balak, der ihm das gleiche Schicksal



Häuser an der Mauer von Charput.

bereitete, wie seinen Freunden. Als Balak über Land gezogen war, halfen 50 als Mönche verkleidete Armenier dem gefangenen König, sich der Stadt zu bemächtigen. Da es ihm aber an Mitteln zur Verteidigung gebrach, konnte er sie nicht gegen Balak behaupten und mußte sich ergeben. Die gefangenen Christen wurden grausam zu Tode gemartert, nur der König Balduin wurde in Ketten in das Gefängnis von Aleppo geschleppt, von wo er erst 1124

erlöst wurde. Charput, eine Stadt von 18 000 Einwohnern, war früher die Hauptstadt der Provinz Mahmuret-ul-Afies, aber seit vor 66 Jahren Mesereh in der Ebene entstanden ist, nimmt letzteres von Jahr zu Jahr zu, während Charput infolge seiner unzugänglichen Lage mehr und mehr zurückgeht. In absehbarer Zeit wird die Felsenstadt in ihrer einsamen Höhe veröden und die Gartenstadt in der Ebene, schon jetzt Sitz aller Behörden und Provinzialhauptstadt, wird allen Verkehr absorbieren.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um beim ersten Anblick der Stadt sich in die Zeit der Kreuzfahrer zurückzuversetzen. Doch bald wurden wir in die traurige Gegenwart zurückgerufen. Eine abermalige Biegung des Weges — und die ganze Stadt lag vor uns; aber welch trauriges Bild! Wohl die Hälfte der Häuser verbrannt oder zerstört in jener schrecklichen Zeit vor drei Jahren! Die kahlen schwarzen Mauern starren gen Himmel als stumme Ankläger gegen muselmännischen Fanatis-



Ansicht von Charput mit den Missionshäusern (vor der Massakerzeit).

mus, und gegen die Gleichgültigkeit der abendländischen Christenheit, die mit spöttischem Achselzucken auf die Begeisterung der Kreuzfahrer hinabschaut. Die Missionsgebäude, von denen drei zerstört wurden, sind zum Teil wieder aufgebaut, aber man sieht auch bei den stehen gebliebenen Gebäuden noch manche Spuren der Zerstörung. Dr. Barnum führte uns in seine Studierstube. Dort sah man noch in der Wand die Löcher, die eine Kanonenkugel gerissen hatte; sie war mitten durch das Bücherbrett gefahren und die Trümmer der Bücher lagen noch an derselben Stelle. In einigen Löchern waren noch Splitter der krepiernten Granate zu sehen. Alles

war den Missionaren geraubt worden, so daß nach der Plünderung außer den Büchern buchstäblich nichts mehr im Hause war. Später mußten sie ihre Sachen für teures Geld den Räubern wieder ablaufen, die in kindlicher Harnlosigkeit damit ankamen unter dem Vorwand, es „gefunden“ oder den Kurden abgenommen zu haben! Ein bezeichnendes kleines Erlebnis erzählte uns Dr. Barnum aus den Schreckenstagen. Die Kirche und die Mädchenschule standen in Flammen; die Missionare und die Kinder hatten sich in das Knaben-Kolleg geflüchtet, welches dicht daneben war. Der Major, welcher das Bombardement leitete, sandte seinen Adjutanten zu den Missiona-

ren: „Meinen Friedensgruß sende ich euch! Ihr seid gefährdet, seht ihr nicht, wie es um euch brennt? Mein und des Mufti Haus stehen euch zur Verfügung, dort seid ihr sicher!“ Antwort: „Wir bleiben hier, und wenn es Gott will, werden wir hier sterben!“ Der General, der das ganze Massakre leitet, steht inzwischen am Fenster mit seinem Krimstecher und sieht hinauf zur Missions-Station. Er wird auf etwas aufmerksam und ruft seinen Adjutanten. „Gehe hin zu dem Major und frage ihn, warum das Knaben-Kolleg noch nicht brennt?“ Der Major sendet die Botschaft zurück: „Exzellenz halten zu Gnaden, aber die Missionare weigern sich, herauszugehen, und ich habe doch die Ordre, sie nicht mit-zuverbrennen!“ Also die plötzliche Fürsorge für die Missionare hatte nur den Zweck gehabt, auch das Knaben-Kolleg noch zu verbrennen!

Nach manchen ernstern Gesprächen über unsre Arbeit kehrten wir bei einem fast undurchdringlichen Raureif-Nebel zurück. Mit einem Abendgottesdienst über Ps. 23, 2 durfte ich auch diesen Tag beschließen.

3. Ein Priester, der für sein Volk einsteht.

Am nächsten Tage besuchte uns ein gregorianischer Priester, der sich hier allgemeiner Hochschätzung, auch seitens der Protestanten, erfreut. Zur Zeit der Blutbäder war er Stellvertreter des Bischofs in Egin. Die Kurden zogen damals vor die Stadt mit der Absicht, ein Blutbad unter den Christen anzurichten. Da veranlaßte er die Bevölkerung, ihnen 1000 t. Pfd. = 18 700 Mark zu bezahlen. Das Mittel half; die Kurden begnügten sich damit und zogen ab. Wer aber nicht mit diesem Kompromiß zufrieden war, das waren die Türken der Stadt. Überall giebt es Massakres, und wir sollen keines haben? sagten sie. Befehle aus Konstantinopel waren nicht eingetroffen, und so rüsteten sich die Türken in der Stille auf einen Überfall gegen die Christen. Als der Priester die Gefahr sah, telegraphierte er an alle sechs Botschafter in Konstantinopel und an den Sultan. Die Antwort traf ein: „Ihr habt euch unter den „Schatten des Allmächtigen“ (Titel des Sultans) geflüchtet,

es soll euch kein Leid geschehen.“ So blieb Egin verschont. Er war aber nun seitens der Türken der bestgehaßte Mann in der Stadt, und sie verstanden es, seine Verletzung zu bewirken. Ein Jahr darauf, Ende 1896, brach denn auch in Egin das Massakre aus, wodurch die Hälfte der Stadt zerstört wurde.

Mittags folgte ein Rundgang durch das Knabenwaisenhaus. Sehr inter-



Unser Freund, der Priester aus Egin.

essant sind die Vorratsräume mit ihren für den Winter bestimmten Schätzen. Wieviel hat bei uns schon eine tüchtige Hausfrau auf dem Lande für den Winter einzulochen und einzuschlachten; doch das ist alles nichts gegen die hier nötigen Vorbereitungen. Hier gilt es ja alles, was man in fünf Monaten für die 300 Kinder gebraucht, vorher zu trocknen, einzumachen, zu mahlen, einzuschlachten u. s. w. Was giebt das für Sommer- und Herbstarbeit! Im Winter kann man hier vieles überhaupt nicht kaufen, oder muß den doppelten Preis dafür bezahlen. Da das Vieh nicht in Ställen gehalten wird und man Trockenfütterung nicht kennt, muß es sich im Winter auf den Bergen mühsam unter dem Schnee seine dürftige Nahrung suchen, wie bei uns das Wild; deshalb verbietet sein

Zustand in der Winterszeit jedes Schlachten von selbst. Da sahen wir 100 große Blechkisten mit eingemachtem Fleisch! Was muß das für ein Schlachtfest gewesen sein, als einmal 70 Hammel an einem Tage hier auf dem Hofe geschlachtet wurden! Da fällt unser Blick ferner auf riesige, bis zwei Meter hohe Truhen mit Bulgur (entkühlter, gequollener und dann gedörter Weizen, der wie Reis gebraucht wird, in der Bibel „Sangen“ genannt), auf mächtige Säcke mit getrocknetem Gemüse, die an der Decke aufgehängt sind; da ist ferner ein ganzes Zimmer bis zur Decke voll Weizen, dessen Inhalt durch kleine Schiebelöcher in der Wand zum Ausfließen gebracht werden kann, ein Vorrat für 250 t. Pfd. = 4800 Mark. Wieviel Liebe unserer deutschen Freunde liegt in diesen Zahlen verborgen!

Die Knaben sind alle in sogenannte „Familien“ eingeteilt, die unter je einer gläubigen armenischen Witwe stehen. Da die Betten am Tage in den großen Wandverschlägen aufgeschichtet werden, so haben die Knaben die Schlafräume am Tage frei zu ihren Schularbeiten und anderen Be-



Um Aufnahme bittende Knaben im Hof des Waisenhauses, im Hintergrunde das jetzige deutsche Krankenhaus.

schäftigungen. Sie besuchen die gut organisierte Schule der evangelischen Gemeinde, von der einige Klassen sogar im Waisen-

hause selbst unterrichtet werden, und bei der Bruder Ghmann sich eine entscheidende Mitwirkung bei der Besetzung der Lehrstellen ausbedungen hat. Auch dem Witwenhause statteten wir einen Besuch ab; die Hausmutter ist eine persische Armenierin von gediegener Bildung, eine treue Veterin: ihr Mann, der im Massakre ermordet wurde, war ein angesehenes Bankier in Malatia. Ihre Tochter ist die Dofanna Movsessian in unserem Waisenhause in Bebek.

4. Hüsenit und die Dörfer der Ebene von Mesereh.

Nachmittags ritten wir mit Schwester Julie, deren spezielle Aufgabe dort liegt, nach Hüsenit, um unsere dortigen kleinen Waisenhäuser zu besuchen. Das große stattliche Dorf liegt hart an einer schroffen Felsenschlucht, welche direkt zur Burg von Charput hinaufführt, die, ein Denkmal vergangener Herrlichkeit, gar trotzig in die Ebene hinabschaut.

Hier ist der Ort, etwas über die Dörfer dieser Ebene zu bemerken. Sie liegen alle sehr dicht bei einander, höchstens $\frac{1}{2}$ Stunde von einander getrennt, und gewähren einen in der Türkei doppelt überraschenden Anblick. Ehe man das eigentliche Dorf betritt, reitet man auf breiter Straße durch herrliche Obstgärten mit alten Bäumen (Maulbeeren, Birnen, Apfel, Aprikosen) oft $\frac{1}{4}$ Stunde lang. Dann das Dorf! Aber man denke nun nicht mehr an die elenden Dörfer bei Marasch oder gar die Kurvendörfer bei Urfa und Diarbekir! Nein, es sind große Dörfer von je 300 bis 800 Häusern. Letztere sind aus Lehmziegelu zweistöckig mit vorspringenden Erkern gebaut und mit niedrigen Mauern umgeben; bei den Häusern befinden sich stattliche Höfe. Außer den flachen Lehmdächern erinnert nichts an den Orient. Die Straßen sind mehr städtisch als ländlich; in der Mitte des Dorfes ist die Geschäftsgegend, der „Basar“ und der Markt. Jedes Dorf besitzt oder besaß seine gregorianische Kirche (die meisten sogar eine evangelische). Als wir nachher beim Heimritt die ganze fruchtbare Gegend mit ihren großen Dörfern zwischen den hohen Bergen so daliegen sahen, wie mit Purpur übergossen von der untergehenden Sonne, da entfuhr uns unwillkürlich der Ausruf: „Ein Garten Got-



Die Knaben des Waisenhauses in Mesereh mit ihren Lehrern; oben unsere deutschen Geschwister.

tes im Türkenland". Ja, es wäre paradiesisch in dieser Hochebene, wenn einem nicht die zahlreichen verbrannten oder zerstörten Häuser, die vielen eingerissenen Kirchen, die in Schnee und Kälte ohne Heim und arbeitslos in dünner Kleidung hungernd und frierend herumlaufenden Leute, und besonders Kinder, an das Schreckliche erinnern würden, was sich vor drei Jahren hier abgespielt hat. In Hüsenik wurden zwei Priester und ein Pastor getötet, zwei Priester zum Abfall gezwungen. Hier ist jene grausige Unthat geschehen, daß 600 Soldaten im Militärdepot ebensoviele Frauen und Mädchen versammelten und

Minaret mit dem stereotypen Ruf: „Allah ist Gott und Mohammed ist sein Prophet“ die Türken zum Gebet ruft, hat auch dieser Verein in der evangelischen Kirche seine Gebetsversammlung, auf der ein großer Segen ruht. Dadurch werden die jungen Leute gestärkt, auch am Tage treu den Herrn zu bekennen und für Jesum zu arbeiten. Sie gehen fleißig in die Häuser, beten mit den Leuten, lesen ihnen aus der Bibel vor und besuchen die Kranken; unter wie vielen Schwierigkeiten üben diese jungen Leute ihre Thätigkeit aus! Wie viel könnten manche unserer Jünglingsvereine von ihnen lernen! Ja, in dieser Bevöl-

kerung ist ein zube-

reitetes Arbeitsfeld!
Am Abend erwartete uns noch eine kleine Kaiser-Geburtstags-Feier. Wir hatten den Wali-Pascha und den englischen Konsul geladen; ersterer sandte seinen ersten Stellvertreter, den Muawin, einen Armenier, da er selbst wegen des Ramasan unsere Speisen nicht essen durfte. Der Muawin erschien mit einer Eskorte von drei Soldaten und einem armenischen Polizeioffizier. Am Schluß des Essens sangen wir stehend „Heil dir im Siegerkranz“ und



Hüsenik (das weiße Haus oben ist ein deutsches Waisenhaus).

sie, nachdem sie sie öffentlich geschändet, in grausamer Weise ermordeten!!

Die Waisenfinder begrüßten wir wieder mit Gottes Wort und gingen dann in das Pfarrhaus, wo wir den Pastor aber nicht antrafen, sondern nur seine in Konstantinopel im Skutari-Kolleg ausgebildete Frau. Der Pastor machte uns heute mit dem Gemeindevorstand seinen Besuch und machte uns aus dem Leben seiner Gemeinde einige Mitteilungen. Es besteht daselbst ein Christlicher Verein junger Männer von über 200 Mitgliedern; man denke in einem Dorfe! Jeden Morgen vor Sonnenaufgang, wenn der Muezzim von seinem

sandten an unsern Kaiser ein Telegramm mit folgendem Wortlaut: „Guerer Majestät senden die unterthänigsten Segenswünsche in unwandelbarer Treue die festlich vereinten elf Deutschen in Mahmuret-ul-Asies, asiatische Türkei. Schmann.“ Rührend war die fieberhafte Ängstlichkeit des Telegraphenbeamten, als er dieses Telegramm beförderte.

5. Hilfswerk und Evangelisationsarbeit.

Sowohl das Hilfswerk als auch die Evangelisationsarbeit hier im

Euphrat-Thale berechtigen zu den besten Hoffnungen.

Die Kinder leben recht glücklich und fröhlich in den vielen Waisenhäusern, und das einfache Unterkommen daselbst ist ihnen ein wahres Paradies gegen ihr früheres Leben; noch kürzlich wurde ein solches Kind aufgenommen, in Lumpen gehüllt, bisher auf den Straßen und in den Khans bettelnd. Welchen sittlichen Gefahren die Kinder bei solchem Bagabundenleben ausgesetzt sind, ist ja gar nicht zu ermessen! Hier thut sich ihnen eine neue Welt auf; sie haben nahrhafte Kost, ein warmes Zimmer, Raum zum Spielen, einen großen Garten, eine gute Schule und vor allem eine christliche Erziehung. Die Geschwister leben ganz mit den Kindern zusammen, gerade wie in Bebek, wodurch doch ein ganz anderer Einfluß ermöglicht wird, als bei dem amerikanischen System. So manches verbitterte und mißtrauisch gewordene Kindesherz taut hier wieder auf unter den warmen Sonnenstrahlen der Liebe und lernt wieder an Liebe glauben. Sobald dieses Ziel erreicht, ist die Vorbedingung gegeben, daß sich die Herzen für die gekreuzigte Liebe öffnen können.

Die evangelistische Arbeit ist in mancher Beziehung anders als in Deutschland; das von jedem mitgebrachte Kapital natürlicher Religiosität ist hier ein anderes und größeres als in Deutschland. Ebenso ist die natürliche Moral des Volkslebens eine andere. Leichtfinn, Unsittlichkeit und Parteiligkeit, die Krebschäden unseres Volkslebens, sind hier nicht in dem Grade Volksünden; dagegen gehören Wahrhaftigkeit und Treue hier nicht, wie bei uns, zu dem Kapital natürlicher Moral, das man bei jedem Menschen voraussetzen gewohnt ist. So sind also die Voraussetzungen der Arbeit hier wesentlich andere als bei uns.

Bei uns gehört zu der natürlichen Religiosität der Unbekehrten nur eine allgemeine Gottesverehrung, ein Glaube an die „Vorsehung“, höchstens noch eine äußere Zustimmung zur Kirchenlehre und gewohnheitsmäßiges Pflichtgebet. Eine gesteigerte Erkenntnis der Heiligen Schrift, Freude an Gebetsgemeinschaften, regelmäßiger Versammlungsbesuch, freies Beten in Versammlungen findet sich bei uns doch meist nur bei bekehrten Christen, so daß man es oft

als ein Kennzeichen der Bekehrung anzusehen geneigt ist, wenn im übrigen der Wandel nichts Anstößiges hat. Hier aber gehören, besonders in evangelischen Kreisen, auch diese Dinge noch zu dem ererbten Kapital natürlicher Religiosität, sind daher noch keineswegs Zeichen der Bekehrung, sondern gehen oft zusammen mit einem ganz ungebrochenen Herzen. Das einzige Zeichen der Bekehrung ist hier die völlige sittliche Umwandlung. Auf der andern Seite, während man bei uns einen einwandfreien, selbstlosen Wandel zuweilen auch bei Nicht-Bekehrten antrifft, findet er sich hier nur als Resultat einer tiefen religiösen Umwandlung, sonst gar nicht.

Der Sonnabend nach Kaisers Geburtstag war einem Besuche in Perdschendsch geweiht, um unsere dortigen Waisenhäuser zu besichtigen, die, wie früher berichtet, durch die kraftvolle Intervention des Botschafters in Konstantinopel vor der Schließung bewahrt wurden. Der Weg führte uns wieder durch Keserick, und ich hatte diesmal Muße, das Dorf genauer zu besichtigen. Auch hier herrliche, im Sommer schattige Gärten. Das erste Haus, das wir zu Gesicht bekamen, war die Ruine des Pfarrhauses, in welchem der Pastor vor drei Jahren erschlagen wurde; seine Witwe, der man alles geraubt hatte, und die nun für ihren kleinen Sohn eine Unterstützung vom Waisenhause bezieht, besuchte mich gestern; es ist erschütternd, wenn eine solche Witwe einem ihr trauriges Geschick schildert. In Perdschendsch gingen wir zuerst in die Schule, woselbst ich den Kindern und den inzwischen versammelten Spitzen der Gemeinde eine Ansprache hielt über das Buch des Gewissens, das Buch des Gerichts und das Buch des Lebens. Die Versammlung war sehr empfänglich für Gottes Wort. Die Hälfte der Schulkinder, leicht zu erkennen an ihrer besseren Kleidung, gehörte unseren Waisenhäusern an. Sie machten einen recht angenehmen, geweckten Eindruck und zeichneten sich auch in ihren Leistungen meist vor den anderen Kindern aus. In einem der Waisenhäuser hielt mein Freund eine biblische Ansprache an sie; eine Gebetsversammlung schloß sich an, bei der mehrere Knaben tief aus dem Herzen kommende Gebete sprachen. Ein Mittagsbrot, von einer armenischen Witwe bereitet, wartete unser in dem anderen

Hause. Es ist auffallend, wie Gutes hier die einfachen Frauen auf dem Lande, sowohl Armenierinnen als Türkinnen, im Kochen leisten — falls sie überhaupt etwas zum Kochen haben. Mit den einfachsten Mitteln, Kraut, Reis, Zwiebeln, Weizenschrot, Nudeln, Eiern, Hammelfett, wildem Honig können sie eine große Abwechslung in schmackhaften Gerichten herstellen; dazu kommen noch die prächtigen Steinhühner, die sich die geschickten Männer hier mit der Hand fangen.*) Ich mußte dabei denken, wenn unsere Bauern- und Arbeiterfrauen in Nord- und Ost-Deutschland mit ihrem ewig wiederkehrenden Speisezettel von Kaffee und Pellkartoffeln, von Kartoffelbrei mit Fett oder saurer Milch und Hering, nur ein Viertel von der Kochkunst ihrer asiatischen Schwestern ihr eigen nennen, würden ihre Männer nicht so viel im Schnaps ein Surrogat für die mangelhafte Ernährung suchen. Die Geschicklichkeit der Frauen in den verschiedenen Zweigen der Hauswirtschaft sowie der Handarbeiten ist aber nur ein Symptom von der reichen Kulturfähigkeit dieses merkwürdigen Volkes.

Beim Heimweg sahen wir am Ausgange des Dorfes das Grab eines im Frühjahr gestorbenen mohammedanischen Blödsinnigen, der jetzt, wie die am Grabe aufgehängten Kleiderstücke beweisen, von seinen Glaubensgenossen als Heiliger verehrt wird. O sancta simplicitas!

Am Sonntag, den 29. Januar, predigte ich morgens hier in der evangelischen Kirche in Mesereh. Gegen Mittag pilgerten wir alle zusammen nach dem Nachbardorfe Jerike. Es war ein schöner Weg, über Feld, zwischen hohen Hecken, alles in tiefem Schnee, die Bäume und Sträucher mit Raufreif behangen; es erinnerte mich lebhaft an die Sonntage in meiner schlesischen Gemeinde, wenn wir in größerem Geschwärme in andere Dörfer zur Gemeindefeststunde wanderten. Derselbe

*) Die Farbe ist silbergrau wie die des Dompfaffen, nur auf der Brust Rebhuhnsfedern, der Hals schwarz geringelt, wie der der Lachtaube, und der Schnabel feuerrot; die Größe ist die des Rebhuhns. Sie werden nie geschossen, sondern von den Windhunden in ihren Steinhöhlen gestellt und mit der Hand lebend gefangen oder von türkischen Jägern mit Falken aus den Lüften gebeizt. Oft erhielten wir diese hübschen Tierchen lebendig zum Geschenk.

Jüngling, der dort so oft mein Begleiter gewesen, ging auch hier wieder neben mir, der liebe August Sch. Das einzige, was einen an den Orient erinnerte, waren die grellbunten Überkleider der armenischen Frauen, die hier Sonntags auf der Straße genau so gekleidet gehen, wie die türkischen Frauen in Konstantinopel; selbst das Gesicht haben sie mit dem bekannten schwarzen Schleier verhüllt. In der Verfolgungszeit gebot ihnen die Rücksicht auf Sicherheit für Leben und Ehre, sich in ihrer äußeren Erscheinung möglichst wenig von den mohammedanischen Frauen zu unterscheiden. In Jerike predigte mein Freund über Joh. 3, 14—16.

Auch hier hatten wir wieder Gelegenheit, das Volksleben zu beobachten. Wieviel einfacher sind die Verhältnisse doch in diesem Lande, als bei uns, und wie sehr haben sich die Sitten und Gebräuche des biblischen Altertums hier im Orient erhalten! Noch heute wie vor Tausenden von Jahren backt jede Hausfrau hier ihr Brot in Form von flachen Kuchen: in jedem Hause ist im Mittelraum eine große, kesselfartige, mit einem Deckel verschlossene Vertiefung im Boden, die von unten geheizt wird. Das Zusammenleben von Menschen und Vieh in den Khans erinnert uns so lebhaft an die Weihnachtsgeschichte; die riesigen, steinernen Wasserkrüge in jedem Hause an die Hochzeit zu Kana; die großen Kamelkarawanen an Eliasers Zug nach Mesopotamien; so manche orientalische Frau sitzt wiegend auf dem Schiff der Wüste, wie Rebekka einst, und verhüllt bei unserm Nahen ihr Gesicht wie jene. Große, schöne, oft monumentale Brunnen mit großen, steinernen Tränkrinnen erblickt man vor jedem Ort; oft sieht man hier die Karawanen sich drängen und die Treiber sich schelten, gerade wie in der Patriarchenzeit. So mancher müde Wanderer sitzt, wie Jesus in Samaria, am Rande einer Cisterne. In jedem Hause findet man die anderthalb Meter hohen, vermauerten, steinernen Rads mit ihren Borräten an Mehl oder Bulgur, vergl. 1. Kön. 17, 16: „Das Mehl im Rad soll nicht verzehret werden.“ Auch hier die Mischung von aufrichtiger Religiosität und schlaue Berechnung, mit der Gott bei Jakob so viel zu kämpfen hatte, aber auch hier die unbedingte, unbezweifelte Geltung des

Wortes Gottes; es ist die Autorität, vor der sich alles beugt, selbst die Türken noch viel mehr, als die meisten unserer „Christen“ in der Heimat. Ein angeführtes Bibelwort ist eine Autorität, vor der jeder Widerspruch verstummt.

So verschieden in diesem Lande die Menschen, die Verhältnisse und die Gegenden sind, die Bibel begleitet uns überall hin und beweist ihren göttlichen Ursprung. Die Aussicht, ein Bibelwort zu hören, genügt, um in kurzem Hunderte von Menschen in den Kirchen zu sammeln. Schön ist es auch, wie frisch von den rauhen Männerkehlen, denn diese bilden die Mehrzahl der Kirchenbesucher, die geistlichen Lieder gesungen werden. Die hier in den evangelischen Kirchen seit einem halben Jahrhundert eingebürgerten Kirchenlieder sind zum Teil dieselben frischen Lieder, die wir in unsern Evangelisationsversammlungen singen, wie „Sicher in Jesu Armen“, „Jesus, Heiland meiner Seele“, „Ich vertraue dir, Herr Jesu“ u. s. w. Auch ein interessantes Stück zur Geschichte des Kirchenliedes.

Mesereh, 9. Februar 1899.

Am 1. Februar kam ein Telegramm von Bruder Jakobs aus Balu, daß der dortige Kaimatam durch die Polizei eines unserer dortigen vier kleinen Waisenhäuser geschlossen und die Kinder vertrieben habe. Unser Telegramm an Bruder Jakobs betreffs der Intervention der Botschaft ist also gerade einige Stunden zu spät gekommen. Bruder L. wurde sich deshalb klar, daß er sogleich nach Balu aufbrechen mußte. Balu, wie Charput hoch auf einem Felsen gebaut, liegt zwei Tagereisen östlich von hier am Euphrat, im Quellengebiet des Tigris, und gehört noch zur Provinz Kurdistan. Die Stadt ist dadurch bekannt geworden, daß Moltke vor 60 Jahren hier seine abenteuerliche Schlauchloßfahrt auf dem Euphrat angetreten hat. In der Massakrezeit ist die Stadt und Umgegend entsetzlich heimgesucht worden, und noch jetzt herrscht dort eine Hungerstnot.

Am 2. Februar brachen Bruder L. und Bruder E. dorthin auf. Da eine Verletzung mich am Reiten hinderte, mußte ich daheim bleiben. Auch sonst fühlte ich mich in diesen Tagen krank, so daß ich mit Ausnahme der 1—2 französischen Predigten, die ich täglich hielt, das Zimmer hüten mußte.

Einen originellen Besuch erhielt ich in dieser Zeit. Die Thür öffnete sich plötzlich ohne Anklopfen, und herein zwängte sich ein mit Goldmünzen behangener Mädchenkopf, um gleich wieder zu verschwinden; dann ein zweiter, dann ein dritter dito. Endlich tritt eine ältere Frau in mein Zimmer, ganz in Atlas und Seide gekleidet, mit Schmuck behangen, begrüßt mich mit Gönnermiene und setzt sich mir gegenüber in einen Armstuhl am Kamin; hinter ihr stehen die drei goldbehangenen jungen Mädchen in buntem Sammet, mich neugierig anstarrend. Nach langem Schweigen sagte sie endlich: „Ich bin die Besitzerin dieses Hauses (die Waisenhäuser sind dort nur gemietet) und das sind meine Töchter. Wir haben dich gesucht in ganzen Hause und nicht gefunden; nun sind wir hierhergekommen, um dich zu sehen.“ Stumm verbeuge ich mich ob dieser großen Ehre!

Während dessen klingelten die Mädchen immerfort auffällig mit ihrem Goldschmuck, fasten alles an, was in der Stube war, und kramten in meinen Sachen herum wie unartige Kinder; ich aber dachte an Jes. 3, 16 ff.*) Nach einer Minute ferneren Anstarens gingen sie wieder fort. Es waren Frau und Töchter des Charputlian Effendi, Besitzers unserer gemieteten Waisenhäuser, zwar Protestant, aber nichtsdestoweniger ein geriebener Geschäftsmann, der es verstanden hat, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Einige Tage später machte ich ihm einen Besuch und suchte ihn zu bewegen, unser Hilfswerk doch nicht lediglich als milchende Kuh für sich anzusehen, sondern selbst auch einmal ein Opfer von seinen Reichtümern für die Sache seines Volkes zu bringen. Er versprach zwar in vielen Worten, auch nicht einen Para Verdienst von der Waisensache machen zu wollen, sondern uns alles, was wir haben wollten, umsonst zu besorgen, aber die Zukunft wird wohl lehren, was davon zu halten ist; viel Vertrauen habe ich nicht dazu!

6. Ein interessanter Armenier.

Als Dolmetscher für meine Predigten habe ich den Direktor der hiesigen

*) Siehe das Bild S. 128.

großen gregorianischen höheren Bürgerschule, der ein vorzügliches Französisch spricht. Er hat in Galata Serai in Konstantinopel Jurisprudenz studiert. Zur Zeit des Blutbades war er mit seiner Familie in Balu, und nur durch tapferen Widerstand mit den Waffen in der Hand ist es ihm und vielen andern gelungen, ihr Leben zu retten. Bei Nacht, in Kurdenkleidung flüchtete er mit seiner Familie hierher. Hier wurde er ein Jahr lang unter Polizeiaufsicht gehalten und durfte sein Haus nicht verlassen. Dann erhielt er eine Anstellung bei den französischen Patres als Lehrer. Da aber deren Proselytismus ihm nicht behagte, gründete er dann diese große armenische Schule mit jetzt 300 Schülern. Manche seiner Äußerungen über seine Kirche und sein Volk sind interessant, so daß ich sie hier kurz mitteilen will. „Wir lieben unsere Kirche, weil sie unsere Nation ist. Wir wissen, daß sie in vieler Beziehung reformbedürftig ist, aber die Instanz für solche Reformen ist nicht das Patriarchat, sondern die Nationalversammlung, die zugleich Nationalsynode ist. Ihr Zusammen treten ist aber schon seit Jahrhunderten infolge der politischen Verhältnisse nicht möglich gewesen! Unsere Kirche ist nicht hierarchisch, sondern auf dem Gemeindeprincip aufgebaut. Da die Nationalsynode schon seit 500 Jahren nicht mehr zusammen treten konnte, so wird die Stagnation in allen Gebräuchen, der Mangel an Reformen erklärlich. Vieles in unserm Kultus, was ihr Protestanten bei uns als „katholisch“ bezeichnen, ist auch nur infolge der zeitweiligen Verflechtung unserer Nation mit byzantinischem Staats- und Kirchenwesen eingebracht, und wir wissen wohl, daß es fremdartige Bestandteile sind. Aber vorläufig können wir nichts anderes thun, als an der religiösen und sittlichen Erleuchtung des Volkes durch Schule und Predigt arbeiten, damit, wenn nach Gottes Rathschluß die Zeiten sich ändern, die Nation vorbereitet sei zu einer großen kirchlichen Reform. Daran soll jeder ernste Christ mitarbeiten und kann es auch, denn in unserer Kirche haben nicht nur die Priester das Recht zu fungieren; diese sind nur Beamte der Gemeinde. Nein, jeder Laie hat das Recht, auch zu predigen in unseren Kirchen; wie oft habe ich selbst schon von unsern Kanzeln gepredigt!“

In der Schule dieses Mannes nimmt der Bibelunterricht einen hervorragenden Platz ein. So lange eine Kirche noch solche Männer hat und solche Anschauungen duldet, würde ich es für ein Unrecht halten, über dieselbe als über eine quantité négligeable zur Tagesordnung überzugehen. Es gilt auch hier das Wort: „Verdirb es nicht, denn es ist ein Segen darin!“

Längere Zeit hindurch mit Dolmetschern zu predigen ist eine gute Übung. Man muß vorher die Gedankenfolge genau mit dem Dolmetscher durchsprechen, gewöhnt sich also an Klarheit. Bei der Predigt selbst muß man im Interesse der Übersetzung auf längere Ausführungen und Periodenbau verzichten, und sieht sich auf knappe, kurze Sätze und einfache Gedankenfolgen angewiesen; es ist eine praktische Schule für vollstümliche Predigt.

Eine Freude war es mir, zu beobachten, welcher ernster religiöser Geist unter den Knaben hier herrscht. Eines Abends kam ich in eine ihrer Gebetsversammlungen, die die älteren Knaben allein untereinander abhalten. Nachdem sie ein Lied gesungen, leitete ein Knabe die Besprechung des Textes ein, und jeder der anderen schloß ein kurzes Zeugnis an. Zum Schluß beugten alle ihre Kniee, und die Gebete zeugten davon, daß alle im tiefsten Herzen von dem Besprochenen bewegt waren. Es wäre gewiß verkehrt, nach dem oben Ausgeführten solche Erscheinungen zu überschätzen, aber es ist doch immerhin sehr erfreulich, wenn schon Kinder ein so großes Verständnis des Wortes Gottes und eine so hohe Begeisterung für die Sache des Herrn besitzen. Der Geist Gottes arbeitet mächtig an ihnen!

7. Ein Gottesdienst in der gregorianischen Kirche.

Obwohl auch noch am Sonntag, den 5. Februar, ein heftiges Fieber mich plagte, gab der Herr mir dennoch die Kraft, daß ich zwei Predigten halten durfte, vormittags in der evangelischen, nachmittags in der gregorianischen Kirche.

Mein oben erwähnter Dolmetscher hatte mich nämlich im Namen des Bischofs und der Priester eingeladen, in der Hauptkirche von Mesereh einen Gottesdienst abzuhalten.

Als wir uns der Kirche näherten, sahen wir schon große Mengen hinsfluten, und nach unserm Eintritt war es schwer, uns einen Weg zu bahnen. Alles war besetzt in der zwei-emporigen Kirche. Die Chorknaben in ihren feuerroten Gewändern mit den großen grünen Andreaskreuzen auf dem Rücken standen vorne, die Priester im Ornat unter ihren Thronhimmeln. Unterhalb des Altars waren rote Fauteuils gesetzt, die aus der Wohnung des Bischofs stammten, einer für mich, einer für den englischen Konful, zwei für die zwei Diakonissen; hinter den Fauteuils stand ein mit einer Paramentendecke gedeckter Tisch als Rednerpult. Dann begann der Gottesdienst, bei dem alle vierzig Lichter des großen Altars brannten. Eröffnet wurde er durch die gregorianische Liturgie, bei der Gesang, Gebet und Schriftverlesung zwischen Priester und Chorknaben wechselt; dann folgte meine Predigt über Act. 3, 19 und Jak. 4, 4—10. Während der Liturgie war der Lärm des Volkes in der Kirche sinnbetäubend, ein Zeichen, daß sie nichts davon verstanden. Sowie aber Gottes Wort in ihrer Volkssprache vorgelesen wurde, wurden sie aufmerksam und es blieb stille bis zum Schluß, mit Ausnahme einiges Janhagels, und des fortwährenden Auf- und Zuklappens der Thüren, wenn neue Besucher kamen, oder Frauen ihre Kinder hinausführten. In den Logen saßen sämtliche Polizeibeamte in Uniform und sonstige christliche und türkische Notabilitäten; auch mehrere Soldaten konnte ich bemerken. Ein solches Gedränge in einer Kirche hatte ich wohl noch kaum gesehen; die Leute saßen buchstäblich aufeinander und standen schließlich noch weit zur Straße hinaus; einige erkletterten von außen die Seitenfenster. Als ich die Worte Johannes des Täufers an die Soldaten citierte: „Thut niemand Gewalt noch Unrecht und laßt euch begnügen mit eurem Solde,“ wurden die Soldaten sehr lebhaft und stießen einander mit bedeutungsvollen Blicken an. Als ich dann gegen die Eitelkeit der Frauen sprach, die sich mit Goldmünzen behängen und sich freuen, je mehr es klingelt, als wollten sie sagen: „seheth, wie reich ich bin,“ während ihr Volk im Elend verkommt, und die Buße der Frauen nach Savonarolas Predigten in Florenz schilderte, da nickten manche Männer mit dem Kopf und einige hörte

ich tief aufseufzen, während oben auf den Emporen die weißen und bunten Gestalten plötzlich so in Bewegung gerieten, daß der Priester mit lauter Stimme Ruhe gebieten mußte. Bald trat wieder Stille ein und der Gottesdienst konnte seinen Fortgang nehmen. Der Herr war unter uns, und viele nahmen das Wort mit Freuden auf.

Eine große Schwierigkeit entstand beim Ausgang; ist es doch hier Sitte, daß jeder draußen seine Galoschen bez. Stiefel auszieht. Nun waren aber wohl kaum je so viel Menschen in der Kirche gewesen, und die Schuhgestelle reichten daher nicht aus. Es gab eine furchtbare Verwirrung; man denke, etwa 1000 Männer, jeder nach seinen Schuhen suchend, die alle durcheinander geworfen waren! Wir gingen so lange in die Schule, wo wir von den Priestern und Lehrern empfangen wurden, bis endlich nach einer halben Stunde auch meine Galoschen zum Vorschein kamen. Beim Heimwege fanden wir die ganze Stadt in Bewegung; überall stand das Volk in Gruppen, sowohl Türken als Christen. Die Christen grüßten uns freundlich, die Türken starren uns verwundert an. Wir merkten, daß sie von uns sprachen. Dieser Gottesdienst war offenbar das „Tagesereignis“. Möge das Wort bei mancher Seele auf guten Boden gefallen sein.

Mit Mühe schleppte ich mich nach Hause. Meine Kraft schien zu Ende, und das Fieber brach mit erneuter Heftigkeit aus. Der Abend war mir jedoch löstlich, der Herr ließ mich noch denselben Abend auf meine Bitte hin wieder völlig genesen und hat sich seitdem kein Anfall wieder eingestellt. Wir haben einen treuen Herrn, der alle seine Verheißungen einlöst!

Am Montag besuchte ich nach der Bibelstunde die erwähnte gregorianische Schule, deren Disciplin und Methode einen gleich günstigen Eindruck machten; ich durfte den Schülern in der Aula auch eine religiöse Ansprache halten. Die Mehrzahl beherrschte das Französische schon dermaßen, daß ein Dolmetscher sich erübrigte. Mit dem Direktor zusammen machte ich sodann dem Bischof meine Aufwartung, der uns in der liebenswürdigsten Weise empfing. Seine Wohnung erweckte von außen keineswegs den Anschein einer bischöflichen Residenz. Von der

Straße aus sieht man nur eine verfallende, elende Baracke. Nachdem wir auf einer Art Hühnersteige in das Obergeschloß derselben hinaufgeturnt waren, kamen wir nach einigen Windungen eines dunklen Ganges in ein elegant mit Plüschmöbeln ausgestattetes, geräumiges Gemach, wo nach einigen Minuten der Bischof, in einen mächtigen Pelz gehüllt, erschien. Er gilt für einen heftigen Gegner unserer Arbeit. Dennoch war es nicht schwer, sich mit ihm über gewisse Punkte betreffs unseres Verhaltens gegenüber der gregorianischen Kirche zu einigen, und unter dem Vorbehalt dieser Konzessionen versprach er, uns in jeder Beziehung behülflich zu sein. Das Verlangen der armenischen Priester besteht immer nur darin, daß wir den Kindern ihrer Konfession den Besuch ihrer Kirchen gestatten und daß wir den Priestern freien Zugang in unsere Waisenhäuser gewähren. Wenn wir ihnen dies zugestehen, freuen sie sich herzlich über unsere Arbeit für ihr Volk. War es doch auch ein Zeichen freundlicher Gesinnung, daß der Bischof mich in seiner Kirche hatte predigen lassen. Wieviel dazu unser Empfehlungsbrief des Patriarchen beigetragen hat, bleibt dahingestellt. Ein kleiner Erfolg der Besprechung war schon der, daß in meinem darauffolgenden Gottesdienst in der evangelischen Kirche dieses Mal zwei gregorianische Priester anwesend waren.

8. Wie Gott mit den Mohammedanern redet.

Bei dem Besuch in Charput, den ich am nächsten Tage mit Schwester Kiefkohl abstattete, lernte ich zwei interessante Persönlichkeiten kennen, die Evangelisten der amerikanischen Mission Rev. Brown und Miß Busch. Beide ziehen den ganzen Winter hindurch in dieser Provinz von Ort zu Ort, halten an jedem Platz je nach Bedürfnis 4—14 Tage lang hintereinander Evangelisationsversammlungen, er für alles Volk und sie für Frauen. Am Tage machen sie dann Hausbesuche, Miß Busch sehr viel auch in türkischen Harems, wohin sie immer wieder dringend eingeladen wird. Überall finden sie offene Thüren und haben eine sehr gesegnete Arbeit.

Bei unserer Rückkehr trafen wir mei-

nen Freund wieder in Mesereh an, der mit Bruder E. von seiner Reise nach Balu zurückgekehrt war. In Balu fanden sie ein aller Beschreibung spottendes Glend. Bei dem Kaimakam hatten sie nichts erreichen können; doch hatten sie die Überzeugung gewonnen, daß er wenigstens in der nächsten Zeit keine weiteren feindseligen Schritte gegen das Waisenwerk unternehmen wird. Auf der ganzen Reise hatten sie reichlich Gelegenheit, Gottes Wort zu verkünden. Zwischen Mesereh und Balu liegt das Dorf Itschmeh. Hier hat Gott in der Massakrezeit sich einmal gewaltig bezeugt, auch an den Herzen der Mohammedaner. In Itschmeh ist eine wunderbare Kirche. Sie ist auf einer Quelle erbaut, die unmittelbar unter dem Altartisch entspringt und deren Wasser dann in einer Rinne durch das Gotteshaus zur Thür hinausläuft. Ein deutliches Symbol, nicht wahr? Aber diese Quelle hat auch ihre traurige Geschichte. Beim Massakre wurden auf Befehl des Amtsvorstehers die in die Kirche geflüchteten Christen dort eingeschlossen und von den Türken Mann für Mann über der Quelle am Altar regelrecht wie Tiere geschlachtet, so daß ihr Blut die Quelle rot färbte und ein roter Bach aus der Kirche strömte. Nur ein Mann entkam, der der Nachwelt das Schreckliche künden konnte.*) Doch nicht genug damit. Auch an den Leichen noch ließ der Amtsvorsteher seine Grausamkeit aus, indem er ein besonderes Vergnügen darin fand, sie den Hunden zum Fraße vorzuwerfen. Aber nach einigen Monaten starb der Wüterich — und ward begraben. Die Gräber hier zu Lande werden nur wenige Fuß tief gemacht und die Leichen ohne Sarg hineingelegt. Da — was geschieht in der Nacht? Die Hunde graben den Leichnam aus und fressen ihn auf! Am nächsten Morgen fand man das Grab aufgewühlt und den abgenagten Schädel daneben. Eine tiefe Bewegung ging durch die Mohammedaner. „Was sollen wir thun? Allah straft unsere Sünden, die wir gegen die Christen begangen haben!“

Dies erinnert mich an einen ähnlichen Vorgang nach dem Blutbad von Urfa. Dort lebt ein Derwisch, der sich durch seinen Fanatismus auszeichnete. In jenen Schreckenstagen ließ er sich gegen

*) Die Kirche wurde zur Moschee gemacht.

100 Christenkinder zusammenholen, band sich eine rote Lederschürze um, die er sich eigens dazu gekauft hatte, und schnitt mit einem Rasiermesser allen diesen Kindern die Hälse ab. Wenige Tage darauf wurde sein rechter Arm steif! Es war ein Gottesgericht, und Furcht und Schrecken kam über die Mohammedaner.

Der Derwisch überlegte hin und her, wie er wieder zum Gebrauche seines Armes gelangen könne. Alle Mittel schlagen fehl. Schließlich findet er einen Ausweg. Er bindet sich jene rote Schürze um, an der noch das Blut der Kinder klebt, sattelte seinen Esel und ritt hinein in das Christenviertel zu einer Zeit, wo er darauf rechnen konnte, den Müttern der ermordeten Kinder zu begegnen. Sein Gedanke war dieser: „Wenn die Mütter mich sehen, werden sie mir fluchen und den Fluch der Giaurs wird mir Allah zum Segen wenden, so daß dadurch mein Arm geheilt wird.“ Aber siehe da — kein Christ, keine Christin flucht ihm! Welch ein Zeugnis für den Geist, der unter den Christen dort herrscht! Betrübt kehrt er zurück und erzählt allen Mohammedanern: „Selbst mir wollen die Christen nicht fluchen; ich muß meinen steifen Arm behalten.“ Es wurde damals ein Stadtgespräch unter den Mohammedanern, wie es nur komme, daß die Christen selbst dem Mörder ihrer Kinder nicht fluchen? (s. 1. Petr. 2, 19—23.)

bemerken, obwohl es seit über einer Woche nicht geschneit hatte! Das Dorf bestand vor dem Blutbade aus etwa 300 Häusern, von denen 250 verbrannt wurden! Etwa 100 sind durch die Hilfe unseres Unterstützungswerks wieder aufgebaut, so daß der Ort jetzt zur Hälfte aus Häusern, zur Hälfte aus verbrannten Ruinen besteht.



Ein fanatischer Derwisch.

9. Evangelisationstour nach Chuilu.

Gestern früh nach der Bibelstunde brach ich mit Bruder Ehmman nach Chuilu auf, wo wir gegen Mittag eintrafen. Wie sehr Handel und Gewerbe in diesen Gegenden stockt, und wie jeder Ort auf sich selbst angewiesen ist, konnte ich auf dem Wege von Perdschendsch nach Chuilu bemerken. Auf dieser im Sommer breiten Straße war jetzt nicht eine Spur im Schnee zu

Ein erschütternder Anblick! Der Prediger des Orts, ein Predigtamtskandidat, aber schon verheiratet und Vater von zwei Kindern, empfing uns liebevoll. Überall auf den Straßen standen schon die Leute, die uns erwarteten. Da die Kirche verbrannt worden ist, und nur noch die kahlen Seitenmauern stehen, so finden die Gottesdienste in einem niedrigen, sehr roh aussehenden Raume statt, der aber doch etwa 400

Menschen aufnahm. Die Versammlung war recht gesegnet und die Leute gaben viele Zeichen von lebhaftem innerem Verständnis. Nach dem Gottesdienste lehrten wir, da es auf den Straßen sehr schmutzig war, über die Dächer nach dem Pfarrhause zurück. Man kann auf den Dächern fast durch das ganze Dorf gehen. In Berfolgungszeiten entfliehen die Leute über die Dächer.



Reiche Armenierin. (S. 123)

Der erwähnte Bikar hat eine verhältnismäßig reichhaltige Bibliothek, wenn sie auch in der Zeit der Plünderung bedeutend zusammengeschmolzen ist. Während jener Tage war er gerade abwesend, und seine Frau wurde mitten in der Plünderung und dem Brande des Dorfes von ihrem ersten Kindehen entbunden! Was für eine Zeit!

Die einzige Wohnstube des Hauses war

recht sauber und ordentlich; sie hatte große Fenster, allerdings, wie auf allen Dörfern, nur mit starkem Olpapier verklebt, so daß man nicht hindurchsehen kann. Nach einem kleinen Imbiß aus Thee, Brot, Käse, Kuchen und Honig ging es zurück nach Berdschendsch. Es war ein langweiliges Reiten, da mein Pferd sich verletzt hatte und daher hinkend in einem fürchterlichen Schritt dahinwankte. Erst

gegen 4 Uhr kamen wir an; ich machte noch schnell bei den letzten Sonnenstrahlen eine Aufnahme eines der Waisenhäuser, und dann ging es in die Kirche. Da die Sonne schon untergegangen war und wir noch einen Weg von anderthalb Stunden vor uns hatten, konnten wir die Einladung des Pastors zum Abendessen nicht mehr annehmen, sondern mußten sofort nach dem Gottesdienste aufbrechen.

Es war recht kalt geworden und bei dem langsamen Reiten mit dem in der Finsternis ewig stolpernden, hinkenden Pferde wurde mir der Weg sehr lang. Um 7 Uhr waren wir in recht durchfrorenem Zustande wieder in Mesereh. Bruder G. war ganz fertig und mußte sich mit Fieber zu Bette legen, liegt auch heute noch. Es ist staunenswert, wie der liebe Bruder das Armenische beherrscht; er predigt und dolmetscht darin, als ob es seine Muttersprache wäre, und ist doch erst seit zwei Jahren im Lande.

Ich folgte mit den übrigen noch einer Einladung eines unserer Lehrer, des „Barons“ Bagdakar. Er ist ein lieber, unterschiedener Christ; erst kürzlich

hat er sich einen eigenen Hausstand begründet, und man sah den jungen Leuten ihr Glück an ihren strahlenden Augen an.*) Hier trafen wir auch den uns befreundeten Priester, den mein Freund gestern nach dem Dorfe Korbe gesandt hatte, um die Lage dort zu prüfen. Man sagt, daß dort die allgrößte Not in der Umgegend ist. Und in

*) Die junge Frau ist inzwischen gestorben.

der That, sein Bericht war dem entsprechend. Er hat dort 105 Familien getroffen, die jetzt (im Winter!) keine Betten und nichts zu essen haben. Viel Hungertyphus sucht das Dorf heim. Wer noch Wicken hat, um sich daraus Brot zu backen (!), gilt schon für beneidenswert. Die Bewohner sind ausschließlich Christen. Es muß etwas



Hungernde Arme vor dem Waisenhause.

geschehen, sonst geht das ganze Dorf zu Grunde! So entschloß sich mein Freund, mit dem Priester, einem der Lehrer als Dolmetscher (englisch-armenisch) und dem Kassierer unserer Anstalten, Bruder Scheyhing, heute dorthin zu reiten. Er gedenkt dort Unterstüzungen im Betrage von etwa 1 Pfd. türk. = 18,70 Mark pro Familie, je nach der Kinderzahl mehr oder weniger, zu verabreichen. Zugleich will er dort und in Chulakjech predigen. Wahrscheinlich lehren sie dann erst morgen wieder zurück; ich habe dann heute und morgen Nachmittags hier, und Sonntag Nachmittags in Charput mit meinem französischen Dolmetscher zu predigen. Der Termin unserer Abreise ist noch ungewiß.

10. Die letzten Tage in Mesereh.

Deliklitasch, 19. Februar 1899.

Es ist heute Sonntag, augenblicklich 11 Uhr vormittags, wir sitzen oder liegen vielmehr hier in dem Hause eines Türken Ali Effendi. Da es natürlich keinen Tisch giebt, muß ich auf den Knien schreiben.

Der letzte Sonnabend in Mesereh

Brodes, Reiseberichte.

war ein großer Festtag für die Türken, ja für die gesamte Bevölkerung, das Bairamfest. In Konstantinopel hatte ich ja schon öfter Gelegenheit gehabt, dieses Fest zu beobachten, aber es war mir doch interessant, es auch einmal in der Provinz zu erleben. Das Fest vertritt im türkischen Volksleben etwa die Stelle unseres Neujahrsfestes; man beglückwünscht sich in den Familien mit Besuchen, kleinen Geschenken und zierlichen Glückwunschkarten; aber auch im öffentlichen Leben macht es sich durch feierliche Empfänge am Sultanshofe sowie bei hohen Beamten und Offizieren, durch Ordensdekorationen und durch Spenden der Reichen für das niedere Volk bemerkbar. Die Moscheen sind überfüllt. Im Unterschied von unserm Neujahrstag aber wird das Fest zweimal gefeiert, der erste Bairam, derselbe, den wir in Mesereh mit erleben, ist der langersehnte Abschluß des Ramasan, des Fastenmonats und heißt „Zuckerbairam“. Eine Art Karnevalsstimmung bemächtigt sich da des sonst so würdevoll ruhigen Türkenvolkes. Volksbelustigungen, Karussells, Schaukeln, Kasperletheater, Leierkasten sieht man in den größeren Städten überall auf den Plätzen und Märkten; Bänkelsänger und „Schauspieler“ erfüllen die Phantasie des Volkes mit blutigen Schauergeschichten. Die Straßen sind voll gepuzter Menschen, besonders auffallend die kleinen Mädchen in grellbunt-samtene Kleidern mit Pelzbesatz, in losen Haaren und mit Schmuck überladen. Dieser Bairam trägt einen vorwiegend weltlichen Charakter. Anders der zweite, sog. Korbanbairam = Opferbairam (vergl. Mark. 7, 11), der in erster Linie ein geistliches Fest ist. Schon eine Woche vorher sieht man die Straßen und Plätze der Stadt belagert von den mächtigen Opferhammeln mit ihren starken gewundenen Hörnern; selbst in belebten Stadtgegenden Stambuls kann man sich in dieser Zeit oft nur durch Springen und Klettern über die Opfertiere vorwärts bewegen. In feierlicher Opferhandlung giebt der Sultan einem dieser Tiere mit eigener Hand den Todesstoß, und damit ist das Signal gegeben zu diesem größten nationalen Schlachtfeste. Selbst in den ärmsten türkischen Familien dampft an diesem Tage der Festesbraten auf dem Tisch, denn die reichen Leute suchen eine besondere Ehre darin,

recht viele Arme mit dem nötigen Opferfleisch zu versehen.

In Mesereh sah man schon am frühen Morgen die Truppen in Parade-Uniform aufziehen; der Wali-Pascha und die höheren Beamten fuhren in ihren Karossen mit Spitzreitern zur Moschee, vor welcher viele Priester, an ihren weißen Turbanen kenntlich, sich gesammelt hatten.

Auch wir mußten notgedrungen ins Regierungsgebäude und Sr. Excellenz unsere Gratulation aussprechen. Als wir gerade nach absolviertem Kaffee an unserm obligaten Zuckerwerk (s. o.) kauten, kamen die amerikanischen Missionare in der gleichen Absicht und mit den gleichen Worten aus Charput.

Auch wir sahen Gäste bei uns am Bairamsfeste, aber zu anderem Zweck. Um 1 Uhr kamen auf unsere Einladung sämtliche armenische Lehrer mit ihren Frauen, die Lehrerinnen und alle armenischen Hausväter und Hausmütter der Waisenhäuser Mesereh, Hüsenik und Berdschendsch, zusammen 50 Personen. Zuerst vereinte uns mit ihnen eine gesegnete Gebetsversammlung und Bibelbesprechung unter Zugrundelegung von 1. Kor. 13, wobei die meisten der Lehrer und Hausväter das Wort ergriffen zu oft tief ergreifenden Zeugnissen aus ihrer Erfahrung. Daran schloß sich ein gemeinsames Mittagessen, welches wir „à la turca“ auf dem Boden kauend einnahmen. Die Hausmutter unseres Witwenhauses, von der ich bereits oben erzählt, händigte mir ein Tönchen mit allerlei Liebeszeichen für ihre Tochter Dsanna in Bebek ein; es ist rührend, wie diese Frau mir auf Schritt und Tritt folgt, in der Hoffnung, immer noch mehr über ihr Kind zu hören. Sie ist glücklich, ihr Kind bei uns zu wissen, und ihr sehnlicher Wunsch ist, ihre Dsanna möchte einmal im Reiche Gottes mitarbeiten können.

Am Sonntag hatte ich vormittags wieder in einer gregorianischen Kirche, in der von Hüsenik, zu predigen. Der Kirchenvorstand hatte mich eingeladen, und zwar verdanke ich diese Einladung dem oben geschilderten Priester, der in E. so für sein Volk eingestanden war. Es ist ihm ein Herzensanliegen, daß das Evangelium in allen Kirchen seines Volkes gepredigt werden möchte und so sieht er es während unseres Aufenthaltes hier als

seine Aufgabe an, uns die Wege zu ebnen zur Predigt in den gregorianischen Kirchen der Umgegend. Bei unsern Predigten in den evangelischen Kirchen ist er auch regelmäßiger Zuhörer. Oft nach den Predigten war er tief bewegt und drückte uns unter Thränen die Hand. Er ist ein Hüne von Gestalt, hat aber ein zartes Gemüt wie ein Kind und ist sehr empfänglich für Gottes Wort. Da der Patriarch wünscht, daß öfter armenische Priester unsere Waisenhäuser besuchen, so haben wir ihn eingeladen, hin und wieder zu kommen und auch ab und zu einige Worte zu den Kindern zu reden. Halb 10 Uhr morgens ritt ich mit meinem Dolmetscher und unserm Hamid hinüber nach Hüsenik. Die Kirche dort ist wohl doppelt so groß als die in Mesereh, und war bis auf den letzten Winkel gefüllt. Es waren gewiß mehr als 2000 Menschen anwesend. Zwei Priester empfingen uns am Eingang, darunter unser Freund. Die drei großen Altäre waren durch Vorhänge verhüllt, sobald wir aber eintraten, ertönte der Gesang von über hundert Knabenstimmen hinter den Vorhängen, so lieblich und freudig, wie ich es noch nie im Orient gehört. Sie hatten das Lied extra eingeübt, und es klang solche Himmelsfreude durch diesen jubelnd tremulierenden Gesang, daß selbst die Volksmenge lautlos lauschte. Nach Beendigung des Gesanges wurden die Vorhänge fortgezogen, und die drei Hochaltäre glänzten in ihrem Schmuck von je vierzig Lichtern, mit ihren (nur biblischen) Bildern und Kreuzfiguren. Dann begann ich meine Predigt, und hatte die Freude, daß das Volk, unter dem auch manche Türken waren, aufmerksam zuhörte. Nur einmal entstand Unruhe. Einige junge Türken, die man als Spione und Christenfeinde kannte, drängten sich von der Altarseite her in ziemlich robuster Weise durch die Menge, so daß ich einige Minuten innehalten mußte. Ein schönes Zeichen für den Frieden der Konfessionen war es, daß nach meiner Predigt der evangelische Pastor des Ortes aus der gregorianischen Agende die gottesdienstlichen Gebete las; natürlich wählte er solche aus, die er als Evangelischer mit gutem Gewissen beten konnte. Nach dem Gottesdienst empfing mich der Priester in seiner Wohnung in Gemeinschaft

mit den Spitzen beider christlichen Gemeinden, der evangelischen und der gregorianischen. Doch unsere Zeit drängte, unsere Pferde warteten schon vor dem Hause, und schnell ging es zurück nach Mesereh zum Mittagbrot und von dort ebenso schnell hinauf nach Charput zur Predigt. Herrlich lag die alte Stadt da in vollem Sonnenglanz. Oben in der evangelischen Kirche waren schon etwa 800 Menschen versammelt.

Während man in den gregorianischen

Kirchen unter dem Eindruck steht, daß viele zunächst nur aus Neugier kommen, und daher am Anfange der Predigt erst einige Minuten mit dem Geiste der Zerstreuung zu ringen hat, ehe man die Versammlung sozusagen in der Hand hat, fühlte ich hier sofort ein wirkliches Heilsverlangen heraus, welches die große Mehrzahl der Zuhörer beherrschte. Es war eine Freude, ihnen zu predigen.

Die liebe Frau Dr. Barnum führte mich nachher in eines ihrer Waisenhäuser,



Waisenkinder in Charput.

das einen sehr sauberen und wohlgeordneten Eindruck machte. Die Kinder waren gut imstande und offenbar sehr glücklich in diesem schönen Hause mit seiner herrlichen Aussicht und in der Pflege ihrer treuen „Mutter“ Barnum, die von den Christen der ganzen Stadt wie eine Mutter verehrt wird. Vor dem Hause hatten sich zahlreiche Verwandte unserer „Charputkinder“ in Bebek gesammelt, die alles nur Mögliche über die betreffenden Kinder wissen wollten und mir viele Grüße auftrugen.

Nach Mesereh zurückgekehrt, hatten wir dort eine weihervolle Abschiedsfeier mit den

Lehrern und den Kindern. Es war eine Stunde erneuter Weihe an Gott und heiliger Gelübde für alle Teilnehmer. Auch aus den Gebeten der Knaben hörte man das innige Verlangen heraus, dem Herrn an ihrem Volke dienen zu dürfen und hinfür nicht mehr für sich selber, sondern nur für Jesus zu leben.

Möge der Herr die junge Schar ausrüsten mit der rechten Waffenrüstung des Glaubens, damit sie unter dem furchtbaren Druck, unter dem ihr Volk seufzt, dennoch den Namen des Herrn mit Freudigkeit bekennen können! Gott hat seine Zeiten für

jedes Volk, und ich glaube bestimmt, dieses Volk hat noch eine Zukunft!

Nach dem Abendessen vereinte uns noch eine Abendmahlsfeier mit allen unsern Helfern und einheimischen Lehrern und Lehrerinnen.

Der Montag brachte den Abschied. Eine Art Volksversammlung aller derer, die wir kennen gelernt, hatte sich zusammengefunden und stand bis weit auf die Straße hinaus. Ein Weinen und Schluchzen der Frauen und Kinder erfüllte die Luft, und die Augen vieler Männer wurden feucht. Als wir auf den Pferden saßen, suchte

jeder noch unsere Hände zu küssen. Auf alle nur mögliche Weise suchten sie ihre Dankbarkeit zu zeigen. Es wäre ihnen kein Opfer zu groß gewesen, um uns ihre Liebe zu beweisen. Die Dankbarkeit dieser einfachen Leute wird uns unvergesslich bleiben.

II. Nach Malatia.

Wir reisten zusammen mit unserer Schwester Kieffohl, die zum Zweck ihrer Verheiratung nach Berlin zurückkehrte. Die anderen Geschwister und alle armenischen



Aufbruch von Mesereh.

Lehrer gaben uns zwei Stunden weit das Geleit. Es war eine große Karawane beisammen, als wir aus Mesereh heraus-trabten.

Nachdem die begleitenden Freunde sich von uns getrennt, ritten wir bei herrlichem Winterwetter auf guter Chaussee weiter von dannen, alle fröhlichen Herzens bis auf unsern Koch Krikor aus Palu, der verurteilt wurde, wieder zurückzukehren, sobald wir unsere vorausgegangenen Lastpferde erreicht haben würden. Dieser „Baron“ hatte es vorgezogen, seine Rucksäcke mit den Lasten gehen zu lassen und selbst als großer Offendi ein Reitpferd zu besteigen, so daß seine Anwesenheit ihren Zweck keineswegs erfüllte; daher obige Strafe über ihn verhängt ward. Etwa

fünf Stunden im ganzen folgten wir der Chaussee und kamen, da es etwas bergauf ging, in immer tieferen Schnee. Die Hochebene von Mesereh erreicht hier ihre höchste Erhebung. Die sogenannte obere Euphratebene besteht nämlich einmal aus der Hochebene von Mesereh, etwa 150 bis 400 Meter über dem Niveau des Euphrat, und sodann aus dem eigentlichen Euphratthal. Zu diesem letzteren führte uns der Weg nun hinab, die Wege wurden wieder glatt und schön, der Schnee verschwand, ja die Sonne brannte uns recht tüchtig auf die Haut. Nachmittags $\frac{1}{2}$ 6 waren wir nach recht steilem Abwärtsklettern im Thal des Euphrat, wo ein schöner, in einem Pappelgarten versteckter Khan, Römür-Khan

= Kohlen-Khan, uns zur Ruhe einlud. Der Khan ist vom Sultan Murad erbaut; hinter ihm krönen Ruinen mit stark zerbrochenen Mauern einen Felsengipfel. Von den Bergen, die wir passierten, sahen wir den Euphrat in Schlangenwindungen zwischen stark zerklüfteten Felsen dahinströmen.

Die Ruhe war sehr wohlthuend und wirkte dermaßen auf unsere Stimmung ein, daß wir sogar dem Koch gegenüber Milde walten ließen und beschloßen, noch einmal einen Versuch mit ihm zu machen. Wie ihn später sein Geschick dennoch ereilte, werde ich im nächsten Kapitel erzählen.

Am folgenden Morgen bestiegen wir vor Sonnenaufgang unsere Pferde. Mir fiel die Aufgabe zu, mit dem Saptieh voranzureiten, um an der Euphratfährde alles für die Überfahrt zu bereiten. An einer Felswand zur Rechten des Weges ist eine etwa 2600 Jahre alte Keilinschrift. Wie ich später hörte, stammt sie von einem armenischen Könige Sarduris, der sich seiner städtezerstörenden Heldenthaten rühmt; auch Malatia, früher Mild genannt, habe er erobert. Mit furchtbarer Rache der Götter bedroht er dann am Schluß den, der diese Tafel entferne und den Namen vertilge; „dessen Name, Familie und Stadt solle die Hölle mit Feuer und Wasser verderben.“ Es war ein herrlicher Weg in milder Frühlingsluft beim Schein der aufgehenden Sonne am Euphrat entlang. Wie ein Strom flüssigen Goldes, so wand sich der Paradiesesfluß durch das Thal zwischen den hohen Bergen, an deren Höhe kleine Dörfer wie Kolonien von Schwalbennestern klebten. Am Horizont erhoben die Höhenzüge des Beg-Dagh ihre schneegekrönten Häupter, vergoldet von den Strahlen der Morgensonne. Nach einer Stunde scharfen Trabes war ich an der Fährde zwischen den Dörfern Is-Dghlu und Kadiköj. Fast eine Stunde hatte ich Zeit, mein Pferd am Zügel, am Euphrat zu promenieren, ehe die anderen kamen. Es war nicht so ganz einfach, mit dem groben Fährmann handelkeinig zu werden

und alle unsere Tiere richtig unterzubringen. Eine solche Euphratfährde habe ich schon früher geschildert, als wir bei Biredschid den Strom passierten; hier ist die Strömung nun viel gewaltiger, und um so schwerer ist das plumpe Fahrzeug zu regieren. Es dauerte daher eine lange Zeit, bis wir nach vielem Hin und Her glücklich über den hier nur 150 Meter breiten Fluß gesetzt waren.

Auf der andern Seite war die Gegend zuerst meist öde, hatte aber doch ihren eigenen Reiz durch den beständigen Ausblick auf die sonnenbeglänzten Schneeberge, die so wirkungsvoll von der schon mehr frühlingmäßigen Landschaft abstachen. Nachdem wir einige liebliche Thäler passiert, kamen wir in eine vorzüglich bebaute Gegend; sie bildet eine Art Kessel, von Bergen umkränzt (u. a. den Arele Dagh, 3000 Meter hoch) und mit vielen Niederlassungen besetzt. Im Mittelpunkt liegt ein Regierungs-Tschiflik, eine Staatsdomäne, in ihrer Art wirklich eine Musterwirtschaft. Man sieht, was auch in diesen abgelegenen Gegenden menschlicher Fleiß zu schaffen vermag, wenn das türkische Steuersystem nicht allen Unternehmungsgeist in Keime erstickt.

Die Temperatur war den ganzen Tag gestiegen von -2 Grad bis etwa $+20$ Grad; die Sonne brannte dermaßen, daß unsre Gesichter binnen der zehn Stunden unseres Mittes eine kupferbraune Indianerfarbe annahmen. Schwester K.s Gesicht schwoll auf der Sonnenseite auf, wie bei der Rose (trotz ihres Schleiers), sodaß das Auge kaum zu sehen war. An welche schroffen Gegensätze der Temperatur muß sich hier der Körper gewöhnen! Auf einem Berge angelangt, sahen wir nachmittags in der Ferne unser Ziel liegen, Malatia, die Gartenstadt, in Obstgärten wie versteckt. Unser braver Melkom, Pferdeknacht im Waisenhause zu Mesereh, der sich ausgebeten hatte, uns bis nach Malatia zu begleiten, war uns vorausgeritten, um uns Quartier zu besorgen.



Zehntes Kapitel.

Durch Kappadocien.

1. Malatia (Milid).

Malatia, das alte Milid, war unter römischer Herrschaft die Hauptstadt der Präfektur Melitene. Die Stadt blickt auf eine interessante, bewegte historische Vergangenheit zurück. Man setzt die Zeit ihrer Gründung in das Ende des 3. Jahrtausends vor Christo. Sie entwickelte sich bald zu dem Mittelpunkt der alten hethitischen Kultur in Klein-Asien, von der in neuerer Zeit so bedeutende Kunstdenkmäler zu Tage gefördert worden und im Konstantinopeler Museum aufbewahrt sind. Wir fanden die Reste dieser den Kanaanitern Palästinas verwandten (vergl. die Hethiter der Bibel) heidnischen Völkerschaften, wie früher berichtet, in der Nähe von Tarsus. Mit dem Hereinfluten assyrischer Stämme wurde Milid eine assyrische Stadt, bis armenische Könige die assyrische Herrschaft ablösten. In der Römerzeit verdankte die Stadt ihr Aufblühen dem Kaiser Trajan, der sie zu einer Großstadt Kappadociens erhob. In späterer Zeit wurde sie ein Spielball zwischen Arabern, Turkmenern und Mongolen. Schonungslos raubten, zerstörten und setzten 1400 die Mongolen unter Timur Lenk in der unglücklichen Stadt, deren Bewohnererschaft noch dazu mehrfach durch die Pest heimgesucht wurde. Vernichtet sind alle Erinnerungen an die große Zeit.

Moltke fand an der Stelle des alten Milid doch noch eine aus Lehm gebaute Stadt von 5000 Häusern vor, mit terrassenartigen Dächern. Infolge des türkisch-ägyptischen Krieges aber wurde den Be-

wohnern der Aufenthalt zwischen den Mauern der Felsenstadt verleidet und sie zogen hinunter in die Ebene, wo sie das heutige Malatia, die blühende Gartenstadt, anlegten. Vom alten Malatia blicken nur noch zwei Moscheen, eine Kirche und im übrigen Ruinen verfallener Hütten hinab ins Thal.

Unten im Thal aber ist die herrliche Gartenstadt entstanden, die wir von den Berghöhen aus vor uns liegen sahen. Fließendes Wasser rauscht überall durch die Gärten und durch die Häuser, wodurch die Sommerhitze gemildert wird. Die herrlichsten Obstarten gedeihen, als Trauben, Kirschchen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Nüsse, Feigen und Maulbeeren. Der Pascha von Zeitun war stolz, mir köstliche Trauben und Birnen von Malatia vorsetzen zu können. Nächste Amassia ist Malatia die bedeutendste Obstkammer der Türkei. Im türkischen Stadtteil sieht man schöne, breite Straßen und stattliche Häuser, die uns lebhaft an Mesereh erinnerten. Man erhält sofort den Eindruck, daß es eine neue Stadt ist.

Im Frieden war die Stadt emporgeblüht, als am 4. November 1895 das furchtbare Blutbad ausbrach. An diesem Tage griffen die bewaffneten Kurden und Türken das Quartier der Christen an. Die Mohammedaner waren bedeutend in der Überzahl, da Malatia von 5500 mohammedanischen und nur 1500 christlichen Familien bewohnt wird. Innerhalb der sechs Tage grausamer Mezeleien wurden 4000 Armenier ermordet, alle armenischen Kirchen und Schulen verbrannt und von

den etwa 1500 christlichen Häusern gegen 1000 in Schutt und Asche gelegt.

Welchen Anblick bot nun die vorher so herrlich aufblühende Stadt! Sehr thätig ist freilich die Liebe der Geschwister in der Heimat gewesen; von den gesandten Hilfsgeldern konnten schon im ersten Jahre etwa 300 Häuser wieder aufgebaut werden; daneben wurden 50—100 Häuser ohne fremde Unterstützung wieder hergestellt. Die Engländer haben hier ein großes Waisenhaus für 200 Kinder eingerichtet, welches im vorigen Jahre durch den Pascha gewaltsam geschlossen, aber neuerdings auf energisches Drängen des englischen Vot-schafters wieder eröffnet wurde. Doch was ist das unter so viele? Man zählte nach dem Blutbad 630 Witwen und 1883 Wai-sen in Stadt und Umgegend!

Wir hatten große Eile, mußten schon am nächsten Tage fort, konnten also nicht mehr die Einzelheiten der Stadt besichtigen, was wir lebhaft bedauerten.

Als wir uns der Stadt näherten, kam uns schon unser braver Melkom, den wir als Quartiermacher vorausgesandt, entgegen geprenzt, neben ihm zwei Türken, die uns die Einladung ihres Herrn, eines vor-nehmen Türken, bei ihm zu wohnen, über-brachten. Dieser ist ein edler, hochherziger Mann, allen Christen, und besonders allen Europäern sehr freundlich gesinnt. In der Zeit des Blutbades hat er zahlreiche Ar-menier durch Aufnahme in sein Haus vor dem Tode gerettet und sie mehrere Tage hindurch verpflegt. Der Herr wird ihm diesen Dienst, den er den Seinen geleistet, nicht unbelohnt lassen.

Nachdem wir einen großen Teil der Stadt passiert, hielten wir vor einem zwei-flügeligen Hause, welches von einer hohen, mit zwei Eingangsporten versehenen Mauer umgeben war. Die eine Hälfte war das Haremlik (Frauenhaus), die andere das Selamlık (Männerhaus). In letzteres wurden wir hineingeleitet. Ein alter Mann empfing uns in einem teppichbelegten Raum; als wir ihn in morgenländischer Weise begrüßten, indem wir mit der Hand eine Bewegung nach dem Boden, dann nach Brust, Lippen und Stirn machten, bedeutete uns ein Diener: „Dieser Effendi ist noch nicht der „Herr des Hauses“, denn letzterer ist ein „großer“ Effendi und kommt daher erst später.“ Als man uns

dann von unsern Stiefeln befreit hatte, so daß wir es uns auf den teppichbelegten Divans à la turca bequem machen konnten und uns mit Kaffee und Bonbons bewirtet, erschien endlich, in seinem Pelzmantel ge-hüllt, von seinem Sohne gefolgt, der Herr des Hauses. Er fragte besonders inter-essiert nach dem Verhältnis der Türkei zum Auslande, speziell zu Deutschland. Sehr stolz war er auf seinen Sohn, der in der dortigen Jesuitenschule ein wenig französisch



Armenisches Ehepaar aus Kappadocien.

zu radebrechen gelernt und jetzt auf Ver-wendung des Muteffaris Paschas nach Kon-stantinopel auf das Kaiserliche Gymnasium Galata Serai kommen soll.*)

Als er bei einer Gelegenheit seine vielen

*) Später hat er sich leider von den Jesuiten bewegen lassen, den Jüngling in eine jesuitische Schule nach Konstantinopel zu senden. Er schrieb mir einen Brief, worin er mir das mitteilte und mich bat, doch ein wachjames Auge auf den Jüngling zu haben. Aber wie konnte ich das, wenn er in einer Jesuitenschule war? Zudem war meine Rückkehr nach Deutschland schon nahe gerückt.

Willkommensgrüße in die Worte kleidete: „Dies Haus ist jetzt euer Haus“, mußte ich ihn natürlich für die Zeit, wenn er seinen Sohn nach Konstantinopel bringen würde, auch zu uns einladen: „Dann ist unser Haus zu Bebek dein Haus.“

Mit einer kindlichen Freude zeigte er uns alle seine Uniformstücke, die zu seinem Range als Mutemaïs gehörten, sowie einen französischen Orden, den er dafür erhalten, daß er im Massacre einem Diener des französischen Konsulats das Leben gerettet hatte.

Abends wurde ein echter europäischer Tisch mit vielen Kerzen herbeigebracht und ein aus zahllosen Schüsseln bestehendes Abendbrot aufgetragen. Die türkische Gastfreundschaft bot alles auf, was die morgenländische Küche leisten konnte. Unser Wirt durfte als Muselman natürlich nicht mit uns „Giaurs“ an einem Tische sitzen, sondern ließ sich an einem Nebentischchen extra servieren. Bald nachher zogen wir uns zurück; man hatte uns den Salon des „Harem“ eingeräumt. Die Neugier der aus ihrem Heiligtum vertriebenen Damen und Dämchen war sehr groß; obwohl wir die Fenster sorgfältig verhängt hatten, hatten sie sich auf der Veranda vor den Fenstern gesammelt und machten vergeblich Versuche, durch unsere Fenster zu spähen. Als Europäer erregten wir ihr höchstes Interesse. Als ich vor dem Schlafengehen den Thürverschluß noch einer Prüfung unterzog, merkte ich zu meinem Schrecken, daß ich ein nur von außen zu öffnendes Schloß verriegelt hatte. In diesem „türkischen Harem gefangen“ zu sein, war doch ein etwas eigenartiges Gefühl, und so rief ich aus dem Fenster laut nach Hassan, dem Sohn des Hauses. Die weibliche Schar stob kreischend auseinander, flüchtete in ihre inneren Gemächer und Hassan Effendi befreite uns bald aus unserer peinlichen Lage.

Am nächsten Morgen kam er wieder, um uns in türkischer Weise beim Waschen das Wasser überzugießen und das Handtuch zu halten. Nach dem Genuß eines Glases Thee erschien zu unserer großen Überraschung ein Polizeikommissar und citierte unsere beiden Leute Melkom und Krikor sowie den Waisenknaben Dhanes, den wir mit nach Amassia nehmen wollten, auf die Polizei, um ihre Personalien fest-

zustellen. Wir rüsteten uns sodann zu einem Besuche bei dem Mutesarif Dschamil Pascha. Dieser hatte uns schon am Abend vorher in der liebenswürdigsten Weise zum Souper für den folgenden Abend durch einen Offizier einladen lassen; wir hatten die Einladung abge schlagen, da wir doch vormittags abreisen wollten und hatten uns für morgens angemeldet.

Er empfing uns äußerst liebenswürdig und bewirtete uns in gastfreundlichster Weise. Da er der Bruder des Unterrichtsministers ist, so mußte er um unsere Anstalt in Bebek ganz genau Bescheid und erkundigte sich voll Interesse nach allen Einzelheiten. Er spricht ein elegantes Französisch und macht mit seiner goldenen Brille, grauem Bart und ausdrucksvollem Gesicht ganz den Eindruck eines deutschen Universitätsprofessors.

Im Laufe des Gesprächs kam er auf unsere Begleitung und erwähnte, daß deren Pässe nicht in Ordnung seien. Für den Ischerkessen Hamid gab er zwar sofort Befehl, einen neuen Paß auszustellen, die zwei Armenier und der Dhanes mußten aber nach Charput zurück. Daß wir unsern Koch Krikor nun doch verlieren sollten (s. o.), war uns recht unangenehm. Wo sollten wir sobald wieder Ersatz für ihn finden? Da trat der Pascha in liebenswürdiger Weise ins Mittel. Er klingelte, — dann einige kurze Befehle — und nach zehn Minuten erschien ein türkischer Koch Namens Mehmed Agha, dem er befahl, uns bis ans Schwarze Meer zu begleiten. Mehmed Agha erhielt natürlich ohne Schwierigkeiten einen Paß. So wurde unser armer Krikor trotz unserer Milde von seinem Geschieke ereilt. Aber er konnte nun ohne Schande zurückkehren; er war doch nicht als unbrauchbar zurückgesandt.

Der Pascha teilte uns noch mit, daß jetzt fremde Prediger ihr Wesen in Malatia hätten, die die Christen lehrten, anstatt des Sonntags den Sabbath zu feiern; es waren die Sabbathadventisten, über die die Missionare allgemein Klage führen. Er fragte uns, was er mit ihnen anfangen sollte? Er habe sie vorläufig ins Gefängnis geworfen und ihnen verboten, Versammlungen zu halten. Wir erwiderten ihm, er möge sie nur wieder frei lassen, aber das Versammlungsverbot mit aller Strenge aufrecht erhalten. Es ist ein Zeichen der

Zeit, daß diese gefährliche, fanatische Sekte, die die Sonntagsfeier für das „Malzeichen des Tieres“ hält, ihren Weg sogar schon bis nach Asien gefunden hat!

Bei unserm freundlichen Wirte hatten wir dann noch einmal Gelegenheit, die Vielseitigkeit der türkischen Gastfreundschaft zu bewundern. Die Mittagsstunde war inzwischen herangenah und damit die Stunde des Abschieds. Als Gastgeschenk überreichten wir dem Sohne eine Kabinett-Photographie unsers Kaisers in hübschem Rahmen, den weiblichen Familiengliedern kleine Bijouterie-Artikel. Dem Vater aber übergab ich ein türkisches Neues Testament, welches er inbrünstig küßte und an seine Brust drückte. Er zeigte es nachher seinem Sohne, und die beiden nahmen sich ernstlich vor, es eingehend zu studieren. Es ist unter den Türken mehr Empfänglichkeit für Gottes Wort, als man oft meint, nur wagen sie aus begreiflichen Gründen nicht, es nach außen zu zeigen! Dieses vielfach so tüchtige, tapfere und brave Volk hat entschieden noch eine Zukunft im Reiche Gottes, sobald des Herrn Stunde geschlagen haben wird.

Unsere kleine Karawane mußte sich nun teilen. Bruder L., Schwester R. und ein Saptieh ritten voraus, während ich erst die Fertigstellung der Pässe für Hamid und Mechemed erwartete. Nach zweistündigem fortwährenden Besuch-Empfangen kam für mich endlich die Zeit des Aufbruchs. Leider hörte ich noch kurz vorher, daß unsere drei armenischen Begleiter ins Gefängnis gewandert seien. Auf mein energisches Verlangen erschien wenigstens unser Krikor in Begleitung eines Polizeioffiziers, um Bestellungen an Br. Ehmann entgegenzunehmen. Der Offizier versprach mir fest, sie am nächsten Tage alle drei unter Saptiehbegleitung sicher in ihre Heimat zurückzusenden, wie es nachher auch geschehen ist.

2. Von Malatia nach Siwas.

Um zwei Uhr ritten wir vier, d. h. der zweite Saptieh (der Pascha bestand darauf, uns zwei Saptiehs mitzugeben), Hamid, Mechemed und ich, fort. Während der Weg von Mesereh nach Malatia eine südwestliche Richtung hatte, wandten wir uns nun wieder nach Nordwesten. Wir

hatten zwei Stunden einzuholen, mußten daher tüchtig ausgreifen. Nach einer halben Stunde merkte ich schon, daß der gute Mechemed bedenklich zurückblieb, mußte ihm also unsern Hamid als Bedeckung zurücklassen und mit dem Saptieh allein vorwärts reiten. Der Weg führte achtmal durch zwei ziemlich angeschwollene Flüsse (einer davon war der Tokma Szu), und wenn die Pferde auch noch Grund hatten, so ging ihnen das Wasser doch bis über die Brust. Nach vierstündigem schnellem Ritt durch öde, wüstenartige Gegenden kamen wir an unser Ziel, das Dorf Hassan Badrick, wo Hunderte von Kamelen in den großen umfriedigten Karawansereien bereits Unterkunft gefunden hatten. Ich hatte wirklich Ursache, mit meinem braven Schimmel recht zufrieden zu sein, mit dem es an Schnelligkeit, Gangart und Lenksamkeit wohl wenig andere Pferde aufnehmen. Obwohl wir zwei Stunden später ausgeritten waren, trafen wir doch noch eine Stunde früher ein als die anderen.

Wer aber nicht kam, das waren Hamid und der Koch; es wurde später und später, 9, halb 10 — kein Hamid, kein Mechemed. Der Maultiertreiber jammerte um sein Lastpferd, welches der Koch ritt; aber was thun? Endlich legten wir uns nieder. Da — um 10 Uhr — ein Bollern gegen den Thorweg, ein Fluchen und Wetzern, und herein kommt Hamid auf seinem kleinen Schimmel, ganz durchnäßt, an seinen Sattel zwei durchweichte Handkoffer geschnallt. „Wo ist der Koch?“ „Er kommt bald!“ „Was ist geschehen?“ „Der Koch war mit seinem Pferde im Wasser gestürzt!“ Mit Mühe hatte Hamid den alten Mann, der schon auf dem Boden des Flusses lag, gerettet. Die großen Ledertaschen waren aufgegangen und die zwei Handkoffer nebst einem Teil der Speuvorräte den Fluß heruntergetrieben. Alles hatte der brave Hamid gerettet. Unsere Sachen waren freilich schön zugerichtet, besonders die meines Freundes, der die ganze Nacht seine Sachen am Feuer trocknen mußte.

Und die Moral von der Geschichte?
Reit mit 'nem Koch durch Flüsse nicht!

Am nächsten Tage brachen wir erst um 10 Uhr auf, und kamen nach fünfständigem Ritt über schneeige Berge und durch warme schöne Täler in Helim-Khan an. Eine so kurze Tour war unsern Leuten zu gön-

nen, die die ganze Nacht kein Auge zugehan hatten. Der Khan war zwar warm, aber eine große Menge von Zuschauern machte es etwas ungemütlich; auch ließ die Sauberkeit viel zu wünschen übrig, und wenn uns das noch auffällt, so will das viel sagen, da so kleine Dinge, wie das Reinigen von Geschirre mit dem Taschentuch, uns schon nicht mehr sonderlich aufregen. So hatte z. B. der Saptieh kleine Fleischklopse („Rüste“) in ein Paar Gummischuhe gesteckt, um sie recht gut aufzubewahren!

Unser Reiseprogramm wurde so festgesetzt, daß mein Freund mit dem Tscherkessen voraus eilte, um in zwei Tagen Siwas zu erreichen und dort am Sonntag zu predigen, während Schwester R. in meiner Begleitung langsamer nachkam, so daß wir den Sonntag hier in Deliklitasch zubringen müssen. Da Schwester R.'s Sattel auf die andern Pferde nicht passen wollte, so trat ich ihr das meinige ab und bestieg den elenden kleinen Klepper des Tscherkessen, der seinerseits Schwester R.'s Pferd benutzte. In drei Stunden kamen wir nach Hassan Tschelibi und von dort auf schmalem Fußpfad durch schneeige Hochebenen bis nach Madjscha Khan in fünf Stunden. Nacht es schon müde, so viele Stunden nichts zu sehen, als die einförmige schneeige Fläche ohne Baum oder Strauch, nur den schmalen Fußpfad vor sich, so nicht weniger ein acht Stunden lang fortgesetzter Zuckeltrab, eine Gangart, die das elende kleine Pferdchen, das ich jetzt ritt, einschlagen mußte, um dem schnellen Paßschritt des Schimmels folgen zu können. Als wir in dem Dorfe angekommen waren, erhielten wir die Einladung des mohammedanischen Dorf-Oberhauptes, des Kjöj-Aghassi, bei ihm einzufehren und zugleich ein Billett unsers vorausgereisten Gefährten, worin er uns dieses Haus sehr empfahl. So fauer es uns wurde, uns von unsern Ruheplätzen wieder zu erheben, nahmen wir doch die Einladung dankbar an. Der Eingang zum „Konak“ (Villa) des Kjöj-Aghassi geschah durch die Stallräume. Oben wurden wir in einen weiten Raum geführt, der mit hölzernen Säulen geschmückt war, deren rauchgeschwärzte Kapitäl und Bogen reichen Schmuck in Holzschnitzerei zeigten. Der Herr des Hauses, Mehmed Beg, begrüßte uns aufs herzlichste und bestellte uns Grüße von

„seinem Freunde“, unserm Bruder L. Auch hier wieder konnten sich die Türken nicht genug thun in Fragen über die Konstellation der Mächte, über Einwohnerzahl und Armeen der europäischen Staaten. Überhaupt haben wir oft die Bemerkung gemacht, daß bei den Türken das politische Interesse stark entwickelt ist, während den Armeniern die Politik sehr ferne liegt. Zum Haushalt gehört auch ein alter und ein junger Chodscha (geistliche Lehrer) mit ihren grünen Turbanen, die sie als Mekkapilger kenntlich machten; der jüngere fungiert zugleich als Diener. Der Umstand, daß gewisse unbetene Gäste uns die Nachtruhe sehr erschwerten, hatte doch das gute, daß wir morgens um so früher aufbrachen.

In 3¼ Stunden ging es dann nach Kangal, bekannt durch eine wertvolle alte armenische Bibelhandschrift, die in der dortigen Kirche aufbewahrt wird. Das Dorf liegt auf dem Boden eines Schneekessels in stundenweiter Einsamkeit, und bot uns für 1½ Stunden einen erquickenden Ruheplatz. Von Kangal ritten wir wieder in 3¼ Stunden hierher, nach Deliklitasch. Es war ein schweres Stück Arbeit, glücklich durchzukommen. Ein Schneesturm hatte sich erhoben, und verwehte uns den schmalen Fußpfad, die Pferde stolperten oft, und wir fühlten uns etwas ungemütlich in 7000 Fuß Höhe auf unabsehbaren Schneefeldern, Nebel und wirbelnde Flocken vor uns, so daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Unsere braven armenischen Leute erheiterten ihre Stimmung durch fröhlichen Gesang. Der alte Baschibosuk aber, den wir an Stelle eines Saptieh hatten, wollte immer im Galopp voranreiten, was doch wegen der Schwester unmöglich war; es fror ihn so, daß er oft flehentlich rief: „Ach, kommt doch schnell, es ist so kalt; Winter, Winter! Wehe mir, ich alter Mann! Amann, Amann!“ (türkischer Klageruf). Endlich, als wir etwa fünf Minuten vor dem Dorfe waren, wurden wir deselben ansichtig. Wir hatten den neunstündigen Weg in 6½ Stunden zurückgelegt. Der brave Schimmel! Es sollte seine letzte Tour mit uns sein! So waren wir denn in Deliklitasch, in dessen unwirklichem Khan Moltke 1838 fast ein Jahr gewelt. Da wir das Dorfoberhaupt nicht zu Hause trafen, irrten wir auf der Straße umher, nach einem Quartier ausschauend,

wobei mein elendes Pferdchen noch unfreiwilige Bekanntschaft mit dem Innern eines zugeschnitten Grabens machte. So fand uns ein freundlich aussehender Türke. Er merkte, daß wir Fremde seien und bot uns seine Gastfreundschaft an. Wir sind Gott von Herzen dankbar, daß er uns diesen lieben Ali Efendi zugeführt und durch ihn so freundlich für uns gesorgt hat. Bei ihm sind wir nun heute und bringen den lieben Sonntag hier zu in diesem einsamen, verschneiten Gebirgsdörfchen; ist es doch unser Grundsatz, den Sonntag nicht als Reisetag zu benutzen, wofür auch unser freundlicher Wirt lebhaftes Verständnis zeigt.

Der Raum, in dem wir sitzen, ähnelt einem großen Stall, der durch hölzerne Säulen und Bogen in zwei Teile geteilt ist. Der eine Teil, der von Säulen auf der einen Längs- und der einen Breitseite eingerahmt ist, ist der Herrenraum mit den Teppichen und Divankissen ringsum, sowie dem Ofen in der Mitte. Der andere Teil ist für die Dienerschaft und dient zugleich als Gebetsraum. Auf der Längsbank neben mir kauert ein armenischer Kaufmann, der sich ein über das andere Mal entschuldigt, daß er als Christ es wage, in einem islamitischen Hause zu weilen, nichts desto weniger aber gemächlich seine Nargileh dampft. Hinter ihm unser Koch Mechmed,

der ruhige, eifrige, pflichttreue Mensch, hinter ihm ein Saptieh und ein junger Türke in malerischer Kleidung. Auf der andern Seite liegt auf dem Ehrenplatz Schwester R., dahinter unser freundlicher Wirt, der nicht müde wird, mir ein über das andere Mal zu versichern, daß sie



Mohammedaner beim Gebet im Vorhofe einer Moschee.

„mehr wert sei als eine Million türkische Pfund“, und nach ihm noch zwei Türken. Das Licht dringt herein durch zwei kleine oben angebrachte Fensterchen von etwa 15.30 cm Größe. Der Schnee um das Häuschen steigt immer höher, so daß man aus den Fenstern nicht mehr ins Freie, sondern auf die Schneemauern sieht, die nur durch einen kleinen höhlenartigen, geschaukelten Gang vom Hause getrennt sind.

Es scheint mir fraglich, ob wir morgen werden reisen können.

Nach orientalischer Sitte kamen fast alle Bekannten unsers Wirtes heute morgen, uns zu besuchen, und mußte man sich notgedrungen mit ihnen über alles Mögliche unterhalten. Um so wohler war mir zu Mut, als ich endlich, trotz alles Geschwäzes um mich her, mich in meine Bibel zurückzog und einige schöne Lieder las. Nach der anstrengenden Reise der letzten sechs Tage ist es mir köstlich, wieder einen Sonntag zu haben, wo ich so recht Himmelsluft atmen kann; sollte uns doch jeder Sonntag ein Vorrecht der ewigen Heimat sein. Aber so recht lernt man den Sonntag in seiner großen Bedeutung erst kennen, wenn man in der Woche große Anstrengungen und Mühen durchzumachen hatte. Da wachsen einem die Glaubensschwüngen und man erhebt sie, hin nach dem Lande unserer Hoffnung.

Hier in diesem Lande mit seinen einfachen Menschen und seinen einfachen Verhältnissen lernt man auch so recht, Gott für jede Kleinigkeit zu danken. Es ist, als ob man alles viel unmittelbarer aus Gottes Hand empfängt, als in den Ländern unserer abendländischen Kultur.

Wie konnten wir ihm heute auch danken für die Gelegenheit, die er uns gab, von seinem Worte zu zeugen! Ich sprach mit den Türken lange über die zwei Wege, den schmalen und den breiten; sie folgten mit viel Verständnis, und endlich holte Ali Effendi ein „altes, großes türkisches Buch von seinem Regal herunter, aus dem er eine längere Stelle über dasselbe Thema vorlas. Es war ein gemeinsamer Boden geschaffen, auf dem sich bauen ließ. Im Laufe des Gespräches sagte ein Türke zu seinem Nachbar: „Ach die vielen Sprachen!“ „Im Himmel wird es nur eine Sprache geben.“ „Welches wird diese sein?“ „Doch wohl Arabisch, die Sprache des Korans“ erwiderte der Erste. Das gab Gelegenheit, mit ihnen über unsere Hoffnung zu reden, und wie das, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, über jede menschliche Sprache hinausgeht. Inzwischen hatte sich um Schwester A. eine andere Gruppe gebildet. Zwei junge Armenier, die hier oben ganz vereinsamt unter den vielen Türken wohnen, waren mit ihrer Bibel angekommen und bestürmten die Schwester mit vielen Fragen

über einzelne Bibelstellen betreffs der Wiederkunft Christi und des Antichristen. Dadurch, daß ich schließlich in türkischer Sprache helfend eingreifen mußte, bot sich Gelegenheit, das Gespräch so zu lenken, daß sich beide Gruppen daran beteiligten. Es war eine Freude, mit ihnen zu reden, so voll Fragen und religiösen Interesses waren sie. Im stillen stellte ich Vergleiche an mit unsrer Landbevölkerung. Wie schwer hält es da, mit unerweckten Leuten in ein ernstes religiöses Zwiegespräch zu kommen. Man steht oft unter dem Eindruck, als ob man eine ganz andere Sprache redet, die sie nicht verstehen. Hier dagegen hat man wirklich so viel mit Sprachschwierigkeiten zu thun und doch versteht man sich sofort!

Siwaz, 22. Februar 1899.

Der stille, köstliche Sonntag im Hause von Ali Effendi war zu Ende gegangen. Was wird der Montag uns bringen? so dachten wir oft angeblickt der sich immer mehr aufstürmenden Schneemassen. „Ihr werdet nicht reisen können“, so beschied uns am nächsten Morgen der Bruder unsers freundlichen Wirtes, nachdem er die Umgegend inspiziert; und in der That, ich war fast geneigt, ihm zuzustimmen, als ich nach dem zweiten Schritt aus dem Hause knietief in den Schnee einsank. Die Häuser glichen Schneehügeln, und gaben ihre wahre Beschaffenheit nur durch ihre Schornsteine zu erkennen. Dazu kam noch ein weiterer Übelstand. Mein braver Schimmel, den ich meiner Begleiterin abgetreten, hatte durch den Druck des ungewohnten Damensattels eine große, eiternde Wunde davongetragen, die ungeachtet aller angewandten Mittel nur größer geworden war, so daß das arme Tier sich kaum bewegen, geschweige denn geritten werden konnte. So mußte ich mich noch glücklich schätzen, als unser Wirt mir anbot, meinen Schimmel gegen sein Reitpferd, einen etwas X-beinigen Araberhengst, einzutauschen. Nach langen Verhandlungen wurden wir uns einig, daß ich ihm noch 2 türkische Pfd. = 37 M. darauf zu zahlen hatte. Es war mir ein sehr schmerzlicher Entschluß, mich von dem treuen, braven Tier, das mich von Marasch an getragen hatte, zu trennen.*) Da das Wetter sich aufhellte

*) Wie ich später hörte, ist es bald genesen, und hat sich bis jetzt sehr bewährt. Ali Effendi

und die freundlichen Leute bis vor das Dorf für uns Bahn geschaufelt hatten, wurden wir uns nach abgeschlossenem Pferdehandel schlüssig, wenigstens den Versuch zu machen, wie weit wir an dem Tage kommen würden.

Nach einem herzlichen Abschied von den Dorfbewohnern brachen wir auf, bis vor das Dorf begleitet von Ali Giffendi und seinen Freunden. Bald hinter dem Dorfe begann der etwa eine Stunde lange Abstieg nach der Hochebene von Masch, vorbei an der großen löcherigen Felswand Deliktasch (Lochstein), von der das Dorf seinen Namen erhalten hat. Wir hatten damit die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet des Mittelländischen und dem des Schwarzen Meeres passiert. Es war schwierig, durch den tiefen Schnee ohne Wegespur äußerst steil abwärts zu reiten. Die armen Tiere litten sehr, und das langsame Reiten machte uns den eisigen Wind nicht erträglich. Wir atmeten erleichtert auf, als wir unten auf der Hochebene angelangt waren. Hier hatte der Wind uns Straßenteufelgedienste gethan; er hatte die Straße fast ganz schneefrei geweht, so daß unsere Pferde sich wieder ordentlich tummeln konnten, und Roß und Reiter warm wurden. Nach einem nur noch dreistündigen, angenehmen Ritt trafen wir um 1 Uhr mittags in Ulasch ein.

Dies ist ein großes, ehemals wohlhabendes armenisches Dorf, in dessen verhältnismäßig gutem Khan wir angenehme Mittagstast halten konnten. Unser braver Mechemed Ugha sorgte, so gut er konnte, für unsere leibliche Stärkung; der baumlange, herkulisch gebaute, stets unheimlich grinende Khandschi schleppte riesige Holzstöcke herbei, als ob er gleich annahm, daß wir bis zum nächsten Morgen dort bleiben würden. Mein Plan war eigentlich ein anderer; bis Siwas sollte es sechs Stunden sein, ich rechnete also nach Analogie unserer bisherigen Touren, daß wir den Weg in $4\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen könnten; wir würden also um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, bald nach Sonnenuntergang, in Siwas eintreffen. Doch überließ ich natürlich meiner Begleiterin die Entscheidung, die nach langem Schwanken sich für Dableiben entschied. Wir hatten später Ursache, für diese Entscheidung auf ihm schon mehrfach bis zum Schwarzen Meer geritten.

scheidung dankbar zu sein. So hatten wir einen langen Nachmittag vor uns und machten es uns bequem; da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und herein stürmten zwei Herren von offenbar vornehmer Stande und ließen sich sans façon an unserm Feuer nieder, mit ihren Reitpeitschen ihre Stiefel bearbeitend; sie behandelten uns sehr geringschätzig. Als sie uns verlassen hatten, war unser guter Mechemed ganz außer sich. „Fená ademlér, fená ademlér“, „schlechte Leute, schlechte Leute“, rief er ein über das andere Mal und wir erfuhr, daß es zwei türkische Beamte waren, die in der Massacrezeit furchtbare Greuel sich hatten zu schulden kommen lassen, und noch jetzt das Volk auf alle mögliche Weise auszubeuten suchen. Nach diesem unwillkommenen Besuch bereiteten wir uns einige genußreiche Stunden durch Vorlesen aus Bettex' Buch: „Naturstudium und Christentum“. Er hat wohl nicht vermutet, daß sein Buch sogar in einem asiatischen Khan zur Vorlesung gelangen würde. Nach dem Abendessen hatte ich Gelegenheit, mit unserm Führer (man hatte uns in Deliktasch in Ermangelung von Saptiehs wieder einen Baschibosuken mitgegeben) über das Eine, was not thut, zu reden; ich erzählte ihm, wie Jesus dazu vom Himmel gekommen sei, um uns den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Er wiederholte immer meine Worte und fügte stets ein tiefes „Amen“ hinzu. Dabei sah mich der freundliche junge Mann mit seinen blauen Augen so offen und treuherzig an, daß ich ganz vergaß, einen Mohammedaner vor mir zu haben.

Je mehr man die Leute im Lande kennen lernt, desto mehr Hoffnung bekommt man für dieses Volk. Wohl ist das Staatswesen in der Türkei krank, aber das Volk, mit Ausnahme dessen der Küstenstädte, ist noch ziemlich unverdorben. Wenn man die friedlichen, ehrenfesten, religiös so empfänglichen Türken und die klugen, fleißigen Armenier so harmlos und gemüthlich mit einander verkehren sieht, wie wir es in Khans und in türkischen oder kurdischen Häusern zu beobachten Gelegenheit hatten, dann ist es einem ein Rätsel, wie so furchtbare Blutbäder stattfinden konnten; doch die Trümmer zerstörter Dörfer und Stadtteile, die Vöcken in den Familien, sie erinnern einen nur zu bald an die

ganze furchtbare Wahrheit. Ja, die Ursachen der Blutbäder lagen außer in Mesopotamien und Kurdistan, wo ein alter Christenhaß die Mohammedaner beherrscht, wohl nirgends in der Bevölkerung selbst, sondern die türkische Bevölkerung wurde durch militärische und priesterliche Emissäre aus Konstantinopel künstlich dazu aufgereizt, und wo sie doch noch nicht los schlagen wollte, mußten die Truppen den Anfang machen. Die Emissäre hatten, mit Ausnahme der oben genannten Bezirke, oft schwere Arbeit, ehe sie die türkische Bevölkerung so weit gebracht, wie sie wollten, und es hat überall zahlreiche Mohammedaner gegeben, die sich der Verfolgten, speziell der Kinder, liebevoll angenommen, wenn auch mit der mehr oder weniger stillen Hoffnung, sie dadurch für den Islam zu gewinnen.

Gestern früh $\frac{1}{2}$ 8 Uhr ritten wir von Ulasch fort. Es war sehr kalt, so daß mein Bart bald einer Kollektion von Eiszapfen gleich; die ersten $2\frac{1}{2}$ Stunden war der Weg ganz gut. Dann aber ging es hinauf in ein hohes Gebirge. Schnee und Kälte wurden furchtbar, der eisige Sturm wehte uns ins Gesicht und machte uns fast das Blut in den Adern erstarren. Die Pferde fanden nur mühsam ihren Weg durch den tiefen Schnee; ich hatte den Hengst Ali Effendis wieder meiner Begleiterin abgetreten und selber abermals das elende kleine Tierchen unseres Hamid bestiegen; es war so geschwächt, daß es immer weiter zurückblieb, und bei jedem dritten Schritt Miene machte, als ob es stürzen wollte. Dazu kamen uns in einem fort endlose Kamel-Karawanen entgegen, die natürlich nicht ans Ausweichen dachten, so daß unsere armen Tiere immer wieder in den Schnee seitwärts des Saumpfadcs springen mußten.

Drei Stunden ging es so bergauf, immer über neue Bergketten. Jedesmal hieß es: „Jetzt können wir Siwas gleich sehen“, aber immer neue Schneeberge tauchten auf. Endlich um 1 Uhr wurde Siwas tief unten in weiter Ferne sichtbar. Mein Pferdchen blieb immer weiter zurück, bis ich die andern nicht mehr sehen konnte. Schließlich streifte es ganz und stand still. Die Peitsche half nicht mehr, das arme Ding konnte eben nicht weiter. Dampfend und keuchend stand es da auf dem schier endlosen Schneefeld; kein Mensch war weit

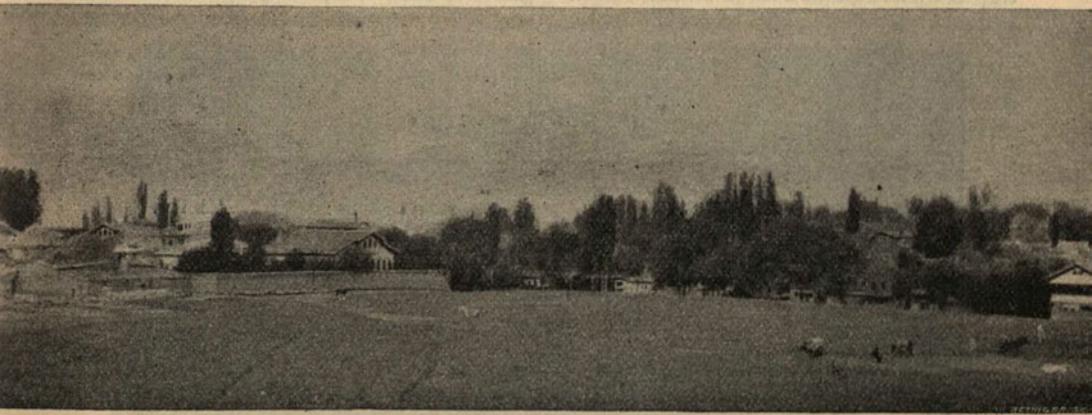
und breit mehr zu sehen. So stieg ich ab und nahm es am Zügel; ich mußte ziehen bis der morsch gewordene Zügel riß, und — es bewegte sich nicht! Sollte es hier oben verenden? Eine trübe Aussicht! Endlich, nachdem ich den Zügel notdürftig repariert, gelang es mir, es mit Aufwendung aller Kraft vorwärts zu ziehen. So ging es mühsam weiter bis herunter an den Fuß des Gebirges, wo die andern mich erwarteten, besorgt um mein langes Ausbleiben. In der Ebene angelangt, wurde mein Tierchen wieder munter, — ich konnte es besteigen und in schnellem Trabe ritten wir gegen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in Siwas ein.

3. Siwas (Sebaste).

Wären wir noch am vorigen Nachmittag von Ulasch aufgebrochen — wer weiß, wo wir geblieben wären! Gott hatte uns auch hier wunderbar behütet. Die Stadtteile, die wir passierten, waren ziemlich neu angelegt, mit schmucken Häusern, breiten Straßen, hübschen Gärten; die Stadt rangiert also etwa in einer Linie mit Mesereh und Malatia. Man sieht, daß die Türkei entwicklungsfähig ist. Siwas hat circa 43 000 Einwohner, unter denen etwa 8000 Armenier und 1500 Griechen sich befinden. Die Stadt ist ziemlich weit ausgedehnt, und zieht sich am Lauf des Murdan Szu, eines Nebenflusses des Kizil-İrmak, entlang. Sie ist Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets (Provinz) und Sitz eines Wali. Wie alle diese klein-asiatischen Städte, hat auch Siwas eine bewegte Geschichte hinter sich. Es ist das alte Megalopolis, welcher Name in der ersten römischen Kaiserzeit in Sebastea umgeändert wurde. Unter Diokletian wurde es zur Hauptstadt der Provinz Klein-Armenien erhoben. Doch gab es damals noch wenig Armenier hier. Die armenische Einwanderung stammt erst aus der Zeit nach 1021, wo der klein-armenische Fürst Seneherim, der aus Furcht vor den Seldschukken seine Besitzungen an den Kaiser Basilius II. abgetreten hatte, durch diesen mit Sebastea und den angrenzenden Gebieten belehnt wurde. Seit dieser Zeit ist es Sitz eines armenischen Erzbischofs. Die Stadt blühte schnell empor, selbst noch, als sie 1172 in die Hände der Seldschukken

gefallen war, bis sie um 1400 an 100 000 Einwohner zählte. Da brach eine furchtbare Katastrophe über Sebastea herein durch die mongolische Invasion. Es gelang Timur Khan, die Stadt zu erobern. Die

tapferen Verteidiger, an ihrer Spitze der Sohn des Sultans Bajasid, wurden niedergemacht, und gegen 4000 Armenier, die sich bei der Verteidigung besonders hervorgethan, ließ der Wüterich lebendig begraben.



Ansicht von Siwas.

An derselben Stelle, der sogenannten „Schwarzen Erde“ wurden vor drei Jahren die 1500 armenischen Opfer des letzten Blutbades verscharrt. Der 12. November war der Schreckenstag. Beinahe hätten sich die Blutthaten am 3. Dezember wiederholt; aber sobald der Wali davon hörte, eilte er auf den Markt und drohte den Massen, er werde sie alle ergreifen und hängen lassen, wenn sie sich nicht sofort nach Hause begäben; sie seien schuld am Ruin des türkischen Reiches. Dabei riß er einigen der Anführer ihre weißen Turbane vom Kopfe und warf sie ihnen vor die Füße, bekanntlich die größte Schande für einen Mohammedaner. Sein mutiges Auftreten hatte guten Erfolg, die Menge zerstreute sich. Die Greuelthaten in den Dörfern der Umgegend spotten jeder Beschreibung. Zahllose Priester wurden ermordet, die Mädchen und jungen Frauen geschändet. Die Schulen wurden zerstört, die Knaben getötet und die Mädchen schändlich mißbraucht!

Auf der amerikanischen Missionsstation wurden wir sehr freundlich emp-

fangen, obwohl alle an Influenza mehr oder weniger ernstlich erkrankt waren. Auch Bruder L. mit Hamid kam uns entgegen. Ersterer hatte schon am Sonntag zwei, am Montag noch einen Gottesdienst gehalten. Auch die Schweizer Schwestern sahen wir wieder, die uns auf der Herreise in Konstantinopel besucht hatten. Sie sind sehr fröhlich und glücklich in ihrer Arbeit unter den 200 Waisenkindern, die



Straße von Siwas.

von dem Schweizer Hilfskomitee unterhalten werden. Jedoch unterstehen sie ganz der Leitung der amerikanischen Mission und

haben kein eigenes Bestimmungsrecht. Das schien uns nicht leicht für sie zu sein; sie aber, in ihrem fröhlichen, kindlichen Sinn, finden sich da leicht hindurch. Interessant war es meinem Freunde gewesen, die dortige Sonntagschule zu besuchen, unter

deren 500 Gruppenkindern sich auch weißbärtige Männer, ja sogar ein Saptieh in voller Uniform zu den Füßen der Helfer sammelten.

Die Missionsstation wurde 1855 gegründet; sie hat acht Außenstationen unter



Der Friedhof „Die schwarze Erde“ in Siwas.

den Armeniern der Provinz Siwas. Ein Pensionat für Mädchen und eine höhere Knabenschule in der Stadt, sowie vier Elementarschulen auf dem Lande sind mit der Station verbunden. Durch das Massacre 1895 hatte auch die hiesige Missionsstation eine schwere Krisis zu bestehen. Der Pastor der evangelischen Kirche wurde ermordet, nachdem ihm die Türken dreimal feierlich Schonung zugesichert, falls er seinen christlichen Glauben abschwören wolle. Ein Pfarrhaus, zwei Kapellen und vier Schulgebäude wurden verbrannt, und



Mr. Hubbard.

in zwei Außenstationen wurden die evangelischen Gemeinden fast gänzlich vom Erd-

boden vertilgt. Die Gebäude sind inzwischen durch die Gemeinden mit Hilfe der Missionsfonds wieder aufgebaut worden, aber der Mangel an evangelischen Predigern macht es nötig, an einigen Außenplätzen die Gottesdienste durch gläubige Laien abhalten zu lassen.

Zwei Missionare leiten die hiesige Arbeit, Mr. P., der der eigentlichen Missionsarbeit vorsteht, und Mr. H.*), der das Schulwesen unter sich hat. Die arme Mrs. P., selbst influenzakrank, mußte alles allein kochen und besorgen, da ihr Mädchen ebenfalls an Influenza im Bette lag. Zustatten kam ihr allerdings dabei die praktische Einrichtung, die ich hier in manchen Missionshäusern fand, daß der Herd gleich in der

*) Mr. Hubbard ist inzwischen an derselben Influenza, die ihn damals schon peinigte, gestorben. Die Liebe und Verehrung, die er allgemein genossen, zeigte sich bei seinem Leichenbegängnis. Der armenische Erzbischof, der Wali, alle hohen türkischen Beamten und zwei Compagnien Soldaten gaben ihm das letzte Geleit, und die Konstantinopler Zeitungen brachten warme Nachrufe.

Gefühl angebracht ist. Aber dennoch befürchte ich, daß ihre schon lange vorher brieflich ausgedrückte Freude über unsere Ankunft durch dies alles etwas herabgemindert worden ist. Bruder L. und ich logierten bei P.S., während Schwester K. bei H.S. untergebracht wurde. Die anstrengende Tour hatte mich dermaßen ermüdet, daß ich schon bei dem von Mrs. P. servierten Imbiß beinahe einschlief, und nachher erst zum Abendessen wieder zum Vorschein kam. Auch abends gingen wir

nach einem trauten Plauderstündchen am Kamin bald zur Ruhe.

Heute vormittag besuchte ich den Wali, der Bruder L. gegenüber den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ich ihn aufsuchen möge, und unterhielt mich längere Zeit auf türkisch mit ihm. Er ist ein sehr liebenswürdiger, schlichter Herr, der der Mission keinerlei Hindernisse in den Weg legt. Amassia gehört auch zu seiner Provinz, und er zeigte sich daher über unser Landgut wohl unterrichtet. Der Nachmittag



Schweizer Mädchenwaisenhaus.

verging mit Abrechnungen und Basarlıks, die ich mit Katyrdşis (Maultiertreibern) und Arabadşis (Kutschern) vorzunehmen hatte; diese Verhandlungen sind auf der Reise immer mein speciellcs Departement, und werden durch die Geschicklichkeit der Leute im Hochschrauben der Preise nicht unwesentlich erschwert.

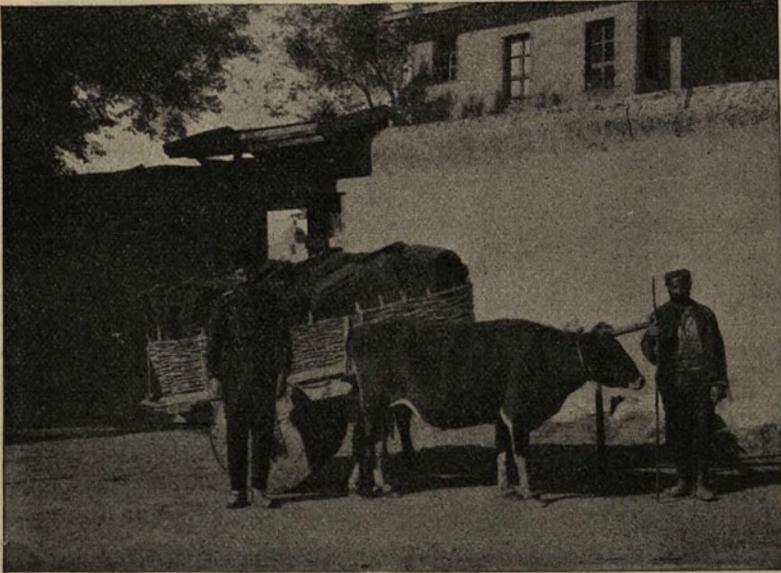
Ein Besuch der Schweizer Waisenhäuser ließ mich die äußerst peinliche Sauberkeit, die zweckentsprechende Einrichtung der Häuser und den guten Zustand der Kinder bewundern; ich hielt ihnen auf französisch eine biblische Ansprache, die von

Schwester Zenger gedolmetscht wurde. Nachdem ich noch ein gemütlicher 5 o'clock-Tea mit den Schwestern in ihrem Heim vereint, gingen wir zum Gottesdienst, der von Bruder L. in englischer Sprache abgehalten wurde; ich mußte in Sivas auf das Predigen verzichten, da kein des Deutschen oder Französischen mächtiger Dolmetscher aufzutreiben war, und die Frauen hier zu wenig Türkisch verstehen, als daß man sich dieser Sprache bedienen könnte. Bei der Unterhaltung, die wir noch nach dem Abendbrot mit dem P'schen Ehepaare hatten, fiel mir die nervöse Weise auf, mit

der Mrs. P. die Autorität der amerikanischen Mission in diesem Lande verfocht; sie lobte an den Schweizer Schwestern besonders ihren „Gehorsam“; so müsse es sein; die Amerikaner hätten die Erfahrung, und da sei es dankenswert, daß das Schweizer Komitee den Schwestern gleich die Instruktion gegeben habe, sich jeder eigenen Initiative zu enthalten und sich ganz der amerikanischen Mission zu unterstellen. Mr. P. saß stumm daneben, blickte in seine Zeitung und dachte offenbar

Im Juni 1897 reiste Herr Pfarrer Fichter aus Basel via Konstantinopel, wo wir die Freude hatten, ihn bei uns zu begrüßen, nach Sivas, um die Lage des Werkes kennen zu lernen. Leider gelang es ihm nicht, weiter in das Land vorzudringen, da die türkische Regierung ihn zurücksandte. Wie war das möglich, da er doch unter französischer Protektion stand? Es spielte hier ein eigenartiges Mißverständnis mit. Die türkischen Paßbureaus haben oft die leidige Gewohnheit, nur die

Vornamen der Reisenden in die Pässe zu schreiben, wie es unter den Orientalen üblich ist. Als nun P. Fichter von dem Pascha die Erneuerung seines Passes für die Weiterreise forderte, fragte dieser ihn, ob er auch auf der französischen Botschaft in Konstantinopel bekannt sei. P. F. konnte dies mit gutem



Anatolischer Ochsenkarren mit Kuhdungtorf im Hofe des Waisenhauses.

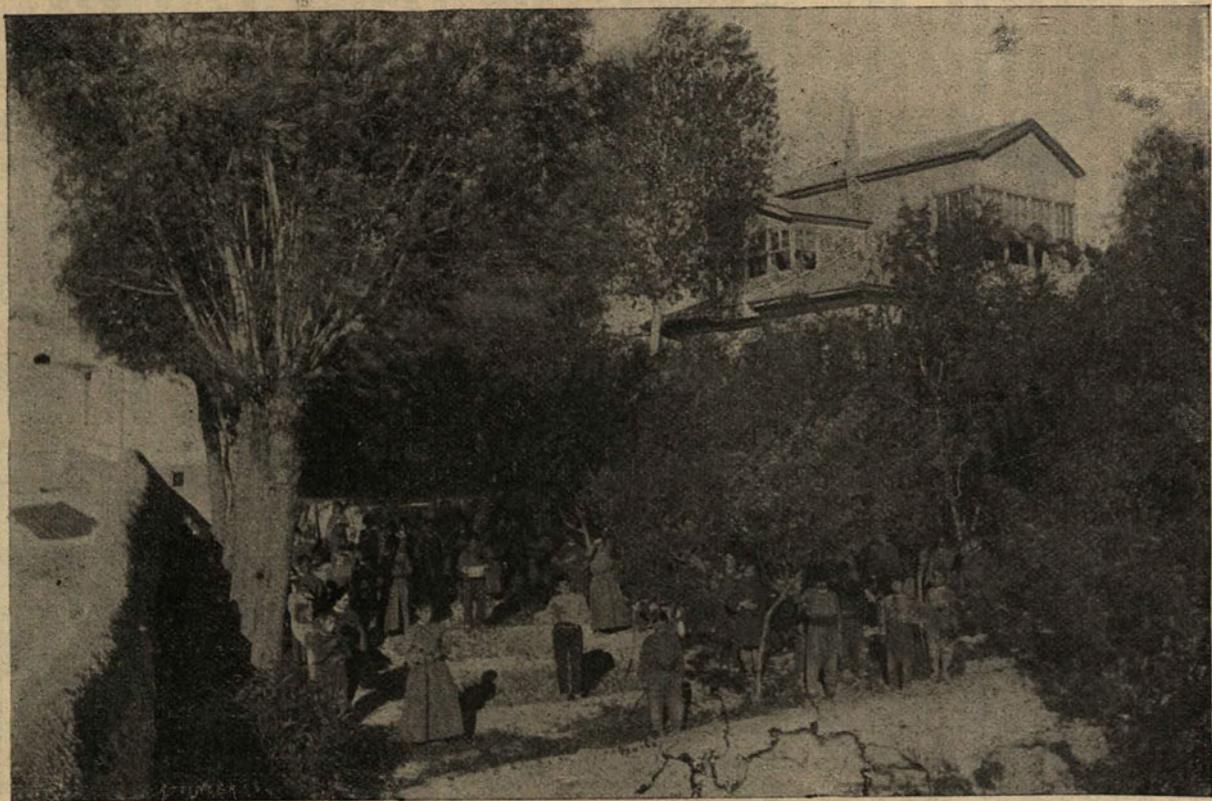
seinen Teil dabei; ihre Absicht trat zu offenkundig hervor, unsere Praxis zu kritisieren, die wir überall — und nicht nur aus Rücksicht auf die Wünsche der deutschen Diplomatie — Wert darauf legen, unabhängig von den Amerikanern, wenn auch in freundlichstem Einvernehmen mit ihnen, unsere Arbeit zu thun.

Es ist geradezu staunenswert, wieviel die Schweiz, dieses kleine Land, für das Riesewerk unter den Armeniern geleistet hat.

Es war im Januar 1897, als der englische Konsul Major Bulman im Auftrage der schweizer Freunde anfang, Waisenkinder in Sivas zu sammeln, deren Zahl inklusive der in Gürün (Provinz Sivas) gesammelten, jetzt beinahe 300 erreicht hat.

Gewissen bejahen, da er in Konstantinopel den Botschafter besucht hatte und von diesem alle Zusicherungen des Schutzes für seine Reise erhalten hatte. Doch der Pascha will sicher gehen und telegraphiert erst an den Botschafter, ob es sich also verhalte. Nach einigen Tagen läßt er P. Fichter sagen: „er sei auf der Botschaft unbekannt und müsse das Land verlassen.“ In Konstantinopel klärte es sich dann so auf: der Pascha fragte an: „Ist ein Monsieur Hans (P. F.'s Vorname) dort bekannt?“ Antwort: „Monsieur Hans unbekannt!“

Einen Erfolg hatte die Reise aber doch. Bald darauf wurden zwei Diakonissen Fräulein Stucky aus Bern und Fräulein Zenger aus Genf nach Sivas geschickt, um unter Leitung von Frau Hubbard für die



Schweizer Knabenwaisenhaus vom Garten aus.

Waisen zu forgen. Die Schweizer Komitees können nicht selbständig vorgehen, da die französische Regierung, im Orient Protectorin aller katholischen Interessen, ihnen wohl für ihre Person, aber nicht für ihr Werk den nötigen Schutz gewährt. Sie sind daher darauf angewiesen, ihre Arbeit unter amerikanische Oberleitung zu stellen, wie unser Komitee es ja bis jetzt in Wan auch noch gethan hat. Am 20. September 1898 folgte noch ein Fräulein Linder nach, die das Werk in Gürün übernommen hat.

Außerdem unterhält das Schweizer Komitee noch 26 Kinder in Baghtschedschif bei Nicomedien, über 50 in Brussa (im Mai 1899 hatte ich selbst Gelegenheit, dieses vorzüglich eingerichtete, unter der Leitung zweier deutscher Schwestern, Fräulein Reineck und Fräulein Richard, stehende Waisenhaus kennen zu lernen), 37 in amerikanischen Waisenhaus in Marasch, 90 in Arabkir, 5 in Antab, 17 in Jerusalem, 9 in Smyrna, 12 in Merzifun, also insgesamt 487. Welch eine Fülle von Liebe und Opferwilligkeit liegt in diesen trockenen Zahlen verborgen!*)

4. Von Siwas nach Tocat.

Am 23. Februar brachen wir morgens aus Siwas auf. Unserer Schwester R., die so tapfer die für eine Dame nicht unbedeutenden Strapazen ertragen hatte, war es zu gönnen, daß sie in einen warm ausgepolsterten Federwagen steigen konnte, den die Liebe der Missionsgeschwister noch mit reichen Vorräten ausgestattet hatte; man hielt es für wahrscheinlich, daß die Wege diesseits von Siwas fahrbar sein würden. Br. L. und ich auf Alis Hengst ritten mit einem Saptieh voraus; der Wagen folgte, eskortiert von unserm Fischerknecht Hamid und dem zweiten Saptieh.

Es herrschte ein starkes Schneetreiben und ziemliche Kälte, die aber nicht unangenehm empfunden wurden, da der Wind vom Rücken kam. Wir machten einen schönen, strammen Ritt auf der leidlich guten Chaussee, die zuerst am Kifil-Zrmaf (dem alten Galys), dann im Thal des Yildis-Szu (Sternen-Wasser) entlang führt.

*) Die Adresse des Schweizer Hilfsbundes ist: Professor G. Godet in Neuchâtel.

Beim Einbiegen in das Thal entschwand die Stadt mit ihren weithin sichtbaren eigenartigen Minarets aus der Selbtschukkenzeit unsern Blicken. Mittags machten wir im Yildis-Khan Station und warteten auf den Wagen. Zwei Stunden harreten wir vergeblich. Da plötzlich stürzt der Khandtschi herein mit den Worten: „Der Wagen ist soeben vorbeigefahren.“ Ebenso plötzlich schwangen wir uns auf unsere Kasse und hatten ihn bald eingeholt. Der Schneefall nahm immer zu und wurde durch das eintretende Tauwetter noch unangenehmer. Der Weg verschwand fast ganz und der Wagen blieb oft im Schnee stecken. Die Pferde mußten sich so anstrengen, daß die Sielen das Fell an einigen Stellen blutig scheuerten. Doch wir mußten voranreiten, um das Gelände zu erforschen, ob es überhaupt möglich sein würde, bis an unser Ziel zu gelangen, und sahen uns so genötigt, den Wagen seinem Schicksal zu überlassen. Unser Weg kreuzte mehrere Hügelketten, kehrte aber immer wieder zu den Ufern des Kalan-Szu zurück. In der Ferne erhob sich der 8500 Fuß hohe Gipfel des Yildis-Dagh, der von einer Kapelle nach dem Muster der Sinaitapelle gekrönt ist. Alle Jahre einmal, zu Ostern, kommen die Armenier der Umgegend dort zusammen und braten ein Lamm; noch ein Rest der alttestamentlichen Passahfeier!

Der Schnee wirbelte immer dichter und hüllte den Weg immer tiefer ein. In der letzten Stunde stellte sich ein starker Hagel ein, der durch den jetzt von vorne wehenden Sturmwind uns mit solcher Macht ins Gesicht getrieben wurde, daß es uns unmöglich war, die Augen zu öffnen. Es war, als ob wir fortwährend Peitschenhiebe ins Gesicht erhielten. Wir mußten uns blindlings den Pferden überlassen.

Endlich um 4 Uhr trafen wir in Jeni-Khan (früher Siara), unserm Ziele ein; es ist ein etwa 4800 Fuß hoch gelegener Ort mit schöner Kaserne und vielen neuen Häusern, Sitz eines Kaimakam (Sandrat). Die etymologische Ableitung des Wortes Kaimakam ist sehr unsicher; am meisten dürfte den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, es von Kaimak = Sahne abzuleiten; es bedeutet danach den „der immer die Sahne oben abschöpft“. Der Khan war verhältnismäßig elegant, einem Gasthaus dritten oder vierten Ranges

in Deutschland zu vergleichen. Die Zimmer nummeriert und mit Tischen, ja eins sogar mit einem alten Armstuhl möbliert; die Fenster waren mit „echten“ Glasscheiben geschmückt; an den Wänden zogen sich Divane entlang. Wir beschloffen, etwa zwei Stunden auf den Wagen zu warten; dann mußte er angelangt sein, wenn es ihm gelungen war, so wie bisher weiter zu fahren. Vergeblich versuchte ich, inzwischen etwas zu lesen, der Sturm und Hagel hatten die Augen so angegriffen, daß es nicht möglich war, die Buchstaben zu erkennen. Kaum war die zweistündige Frist abgelaufen, da hörten wir Pferdegetrappel, und siehe da, die Schwester A. kam mit Hamid und ihrem Saptieh hoch zu Roß. Der Wagen war beim letzten Khan stecken geblieben und sie hatte ihn dort zurücklassen müssen; glücklicherweise war es gelungen, daselbst ein Reitpferd zu mieten.

Nach unserm Abendbrot erschien eine Gesandtschaft des Kaimakam, ein ungewöhnlich langer Offizier mit zwei Soldaten; sie brachten die Grüße ihres Chefs und seine Anfrage, wann wir ihn empfangen wollten? Der Wali hatte einen Kourier an ihn gesandt mit der Botschaft: „es würden zwei deutsche „Konsuln“ den Ort mit ihrem Besuche beehren, und er solle alles thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen, insbesondere solle er dafür sorgen, daß wir nur dann weiter reisten, wenn der Weg über den Tschamli-Bel gut sei; er solle daher sofort Kundschafter dorthin senden, um den Weg zu probieren. Im übrigen habe er unsere Befehle zu erwarten.“ Als der Kaimakam uns am nächsten Tage besuchte, ergänzte er diese Meldung noch dahin, der Wali habe an den Pascha von Tokat telegraphiert, er solle sofort Arbeiter an den Tschamli-Bel senden (zwei Tagereisen weit), um den Abstieg für uns freischaufeln zu lassen! Der Kaimakam versprach dann noch weiter, unsere Ankunft telegraphisch an Bekir-Pascha nach Tokat, sowie an Schakir-Pascha in Amassia, den General-Gouverneur von Klein-Asien, zu melden. Wie wir zu dem Konsultitel kamen, ist mir noch heute unerfindlich; jedenfalls kam man uns in der zuvorkommendsten Weise entgegen, und wir waren dem Wali von Sinas herzlich dankbar für seine Liebenswürdigkeit und Fürsorglichkeit.

Da die Wege nach dem Tschamli-Bel sich als gut erwiesen hatten, so ritten wir am 24. Februar mittags weiter; auf den Wagen konnten wir nicht länger warten. Vor dem Ausbruch hatte ich unter großem Volksauflauf noch einen lebhaften Auftritt mit unsern Maultiertreibern, die trotz des guten Weges sich zu gehen weigerten. Ihr Benehmen war empörend; sie vertrauten darauf, daß wir ihnen gegenüber nicht Gewalt brauchen würden und setzten es so durch, daß sie noch in Jeni-Khan blieben und wir ohne unsere Sachen reisen mußten. Durch ihre Faulheit haben wir von Sinas bis hier nach Amassia nicht ein einziges Mal unsere Betten und sonstigen Sachen benutzen können. Den Lohnabzug, den wir infolge dessen später über sie verhängten, hatten sie reichlich verdient.

Der Ritt auf den Tschamli-Bel war eine Erquickung, die Aussicht herrlich, das Wetter milde, ja als die Sonne durchbrach, brannte sie uns tüchtig auf die Haut. Oben auf dem Berge (etwa 6000 Fuß hoch) erquickten wir uns in dem schönen Khan. Während der Aufstieg von Süden fast schneefrei war, mußten wir nun auf steilem, tief zugeschnittenem Wege hinunter; die Schneeführer Bekir Paschas (s. o.) waren offenbar nicht so weit gedrungen! Mehrere Wagen, deren Pferde man ausgespannt hatte, standen auf dem Wege, im Schnee festgefahren: eine Kamellarawane hielt, weil eins der Tiere gestürzt war und sich nicht wieder erheben konnte. Gute Ausichten für unsern Wagen, der am nächsten Tage nachkommen sollte! In der Ebene angelangt, hatten wir noch zwei Stunden bis zu unserm Ziele, dem Dorfe Tschiftlik (Landgut). Im Khan, dessen „Stube“ ebenso wie im Süden von Klein-Asien nur in einer Abteilung des Viehstalles bestand, kochte unser Mechmed uns schmackhafte saure Kartoffeln mit Eiern, die unsern ungeduldig gewordenen Magen zum Schweigen brachten. Nach der gewohnten Abendandacht suchten wir dann bald die Ruhe in den Bettdecken des Khandschi, die glücklicherweise infolge des Winters noch ziemlich unbelebt waren. Morgens früh um 8 Uhr schwangen wir uns wieder auf unsere Pferde, und auf ging's nach Tokat zu. Schon nach einer halben Stunde aber sahen wir in der Ferne einen Wagen im Galopp hinter uns

herfahren. Es war unser braver Kutscher, der an diesem Tage schon den Weg vom Tschamli-Bel ohne Aufenthalt zurückgelegt hatte. Schwester K. stieg wieder in den Wagen und ich mit ihr, da eine seit dem vorigen Tage ausgebrochene Karbunkulose mir das Reiten fast unmöglich machte.

Dieses Leiden scheint Europäer im Orient oft zu befallen; auch zahlreiche Jerusalemer Festpilger haben sie von der Kaiserfahrt mit heimgebracht. Unsere beiden Pferde wurden hinten an den Wagen gebunden und trabten neben den Wagenschlägen mit betrübter Miene einher. Diese asiatischen



Anatolischer Reisewagen.

Reisewagen sind vorne und an den Schlägen offen. Sie sind meist nicht zum Sitzen eingerichtet, und wenn man einmal einen Federwagen mit Sitzen antrifft, so möchte man bald die letzteren wieder daraus entfernen, denn bei den tiefen Löchern der Wege wird man so hin und her geschleudert, daß man bald am Kopfe und an den Schultern eine Menge blauer Flecken

davonträgt. Glücklicherweise war unser Wagen ohne Sitze, und konnten wir uns somit in demselben lang ausstrecken, in warmen Decken wohl verpackt. Zuerst führte uns unser Weg aufwärts durch eine kahle, schneeige Hochebene, die Artik Ova, und dann auf die Höhe des Kurt-Dagh (5600 Fuß), der hier die Grenze der alten Landschaften Kappadocien und Pontus bildet.





Elftes Kapitel.

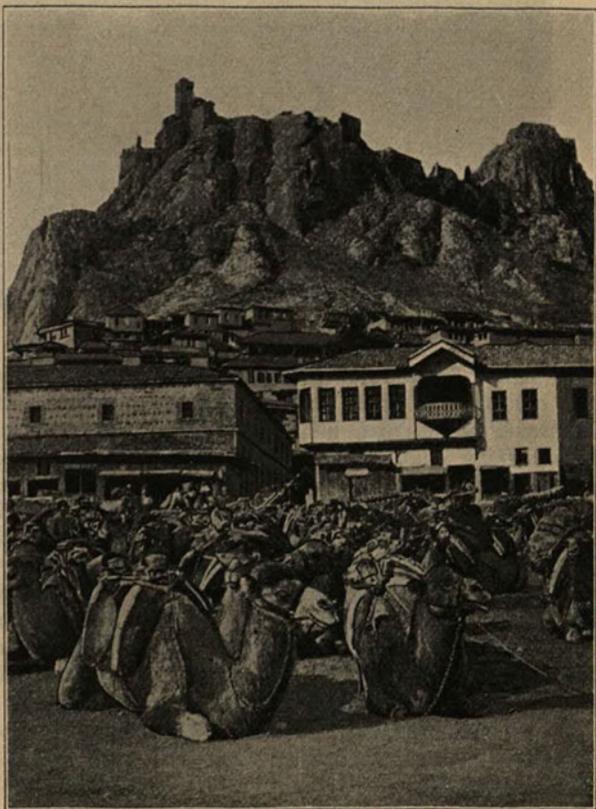
Durch das ehemalige Königreich Pontus.

1. Tokat (Dassimon).

Vom Kurt-Dagh ging es mehrere Stunden zwischen hohen Felsen durch ein romantisches Thal bergab. Je weiter wir hinabkamen, um so wärmer und frühlingsmäßiger wurde die Landschaft, grüne Wiesen mit Obstgärten wurden sichtbar, allmählich auch einzelne Landhäuser am Felsenabhang. Ein ergreifendes Bild sahen wir unterwegs. Ein Tischerkese mit seinem haarigen schwarzen Radmantel führte sein falbes Köpfelein am Zügel, und hinter ihm etwa zwölf Schafe, vielleicht sein ganzer Reichtum. Sein Gesicht sah wild und martialisch aus; aber siehe, mit einem Male öffnete er seinen Mantel, und alle zwölf Schafe umdrängten ihn, einige ihre Vorderfüße auf ihn setzend: er gab ihnen Nahrung aus seiner Hand. Er war mir ein Bild des guten Hirten, des die Schafe eigen sind, und der ihnen auch aus seiner Hand giebt Segen und Gnade über Bitzen und Verstehen!

An dem rauschenden Nebenflüßchen des Tschil Zr-mak (Zris) und viel quellendem Wasser vorüberfahrend, wurden wir bei einer plötzlichen Biegung des Thales des so herrlich gelegenen Tokat (früher Dassimon)

gewahr, das im Sonnenglanz, von seiner Felsenburg überragt, über uns auftauchte. Die Stadt, ganz in Obstgärten gebettet, macht mit ihren roten Dächern von ferne einen ganz europäischen Eindruck. Sie ist verhältnismäßig sauber und solide gebaut. Die Ruine oberhalb der Stadt stammt wahr-



Tokat mit Ruine. (Markttag.)

scheinlich erst aus der späteren byzantinischen Zeit; sie ist interessant durch ihre malerische Lage, bietet indessen dem Altertumsforscher so gut wie nichts. Dagegen sollen unter der Stadt noch Reste von römischen Gräbern zu finden sein. Die Stadt ist bedeutend als Handelsplatz, besonders für Obst, Tabak und Hanf, sowie für die daselbst fabrizierten Kleiderstoffe und bunten Taschentücher. Die Einwohnerzahl wird auf 35 000 berechnet, darunter etwa ein Drittel Armenier und mehrere Tausend Griechen; auch eine evangelische Gemeinde,

sowie eine römisch-katholische mit Jesuitenschule findet sich daselbst.

In dem schönen Khan erwartete uns Bruder L. mit einem türkischen Offizier, den uns der Regierungspräsident (Mutesfarif) Bekir Pascha sofort nach L. S. Eintreffen als Adjutanten zugesandt mit dem Befehl, bei uns zu bleiben und alle unsere Wünsche entgegenzunehmen. Sobald wir uns ein wenig ausgeruht, machten wir dem Pascha unsern Besuch. Sein Name wird von allen Christen hier im Lande gegnet. Als er 1895 Mutesfarif von



Amassia war, hat er dort das Blutbad bedeutend eingeschränkt und Hunderten von Christen das Leben gerettet, und hier in Tokat das Massakre gänzlich verhindert. Banden von Plünderern wollten am 15. November in die Stadt eindringen, aufgehetzt von der mohammedanischen Geistlichkeit; die Soldaten, von den Wünschen des Palastes in Konstantinopel unterrichtet, waren im Begriff, sich daran zu beteiligen, aber der Militärkommandant legte Beweise von großer Energie an den Tag, um die Stadt zu sichern. Bekir Pascha, der damals vertretungsweise neben dem Regierungsbezirk Amassia auch den von Tokat mit zu verwalten hatte, ließ 150 Armenier verhaften, um die Türken zu beruhigen (setzte sie aber bald wieder in Freiheit) und unterdrückte

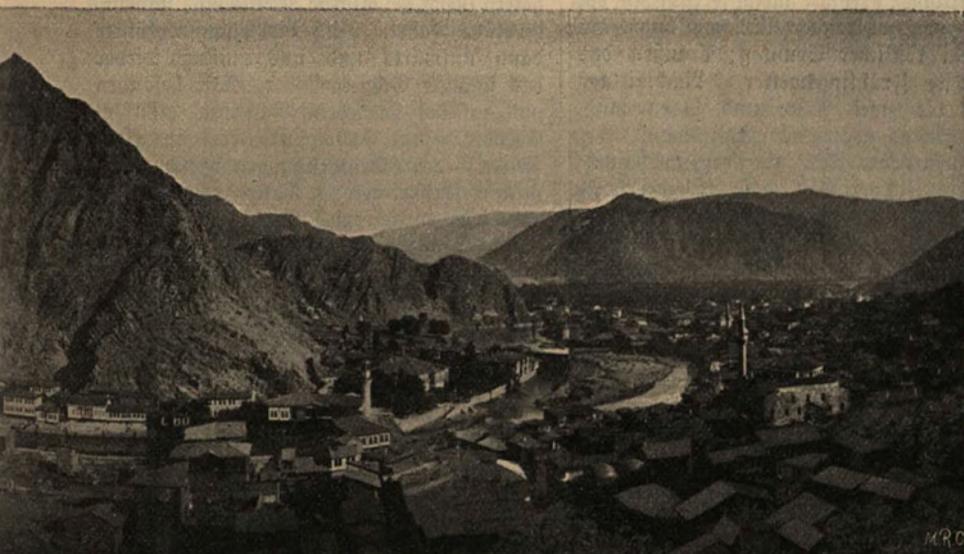
erfolgreich die von den Mohammedanern verursachten Unruhen, trotz des Widerstandes des Kommandanten der Reserve Edhem Bey und der Drohungen seiner Glaubensgenossen. Leider wurde Bekir Pascha zum Lohn für sein entschlossenes Auftreten bald darauf strafversetzt, und so brach dann im Frühling 1897 hier ein schreckliches Gemetzel aus, bei dem mehrere Hundert Armenier erschlagen wurden.

Der Pascha, ein Mann in den besten Jahren, empfing uns äußerst liebenswürdig; ein feines Lächeln umspielt beständig seinen Mund. Er zeigte sich sehr interessiert für Handel und Industrie, und begrüßte von diesem Gesichtspunkte aus die Unternehmungen auf dem Landgut des Hülfsbundes bei Amassia sehr sympathisch; von der

Abficht, eine Gerberei und eine Mühle hier anzulegen, versprach er sich viel Nutzen für das Land. Zurückgekehrt empfingen wir den Besuch des Pastors und des Doktors, mit denen wir den Mittagsgottesdienst für Sonntag verabredeten. Wir begleiteten den ersteren zum Pfarrhause, besichtigten die Schule, die an eine deutsche Dorfschule erinnert, und den schönen Pfarrgarten mit seinem weiten Ausblick über Thal und Stadt, immer gefolgt von unserm vornehmen Adjutanten. In diesem Garten ist das Grab Henri Martins, des ersten

indischen Missionars. Auf seiner Heimreise nach Europa erkrankte und starb er hier in Tokat. Der Arzt, der ihn behandelte, setzte ihm einen Grabstein mit lateinischer Inschrift, der vor etwa 20 Jahren mit großer Mühe nach den Angaben einiger sehr alten Leute aufgefunden wurde. Die amerikanischen Missionare überführten dann seine Gebeine in den Pfarrgarten und errichteten ihm hier unter schattigen Bäumen ein schönes Grabdenkmal.

Unterwegs freuten wir uns an dem lebhaften Treiben auf den Straßen der



tonficht.

Stadt, das ganz an Stambul erinnert. Im Khan wieder angelangt, empfingen wir den Muawin, d. h. den Stellvertreter des Paschas, den dieser gesandt, um uns seinen Gegenbesuch zu machen. Dieser, ein katholischer Armenier, acht Jahre in Paris gewesen, macht ganz den Eindruck eines weltmüden Pariserers und fühlte sich in dieser „asiatischen Wildnis“ äußerst unbehaglich! Giebt es doch hier keine Boulevards, keine Theater, Konzerte, Gesellschaften! Das Volk sei hier äußerst „ignorant“ zc. Kurzum, der alte Geck paßt nicht mehr in die hiesigen einfachen Verhältnisse. So ist's aber immer, wenn die hiesigen Beamten in Europa längere Zeit in weltlicher Umgebung gewesen sind, dann sind sie für ihr Volk verdorben.

Abends kamen einige Armenier, die uns mehr Freude machten, als ihr vornehmer katholischer Volksgenosse. Sie legten uns die ernstesten religiösen Fragen vor: „Wie kommen wir zu einem Leben in der wirklichen Nachfolge Christi?“ „Wie können wir den heiligen Geist empfangen?“ „Warum ist Christus noch nicht wiedergekommen, sein gefangenes Volk zu erlösen?“ und endlich: „Kann Leben ausgehen von den Worten eines Mannes, der selbst nicht den heiligen Geist hat?“ Lange konnten wir uns versenken in die großen Gedanken Gottes in seinem Wort.

Am Sonntag Morgen kamen sie wieder, und eine Gebetsgemeinschaft zog uns mit ihnen auf die Kniee. Es waren liebe Brüder. Wir hörten später, daß hier eine

eigentümliche Bewegung begonnen hat. Der Pastor und die Mehrzahl der maßgebenden Evangelischen sind auf dem Ruhelassen ihrer reinen Lehre und ihrer evangelischen Kultusordnungen sanft eingeschlafen, und nun hat es dem Geiste Gottes gefallen, unter den noch gregorianischen Zuhörern der evangelischen Gottesdienste eine Erweckung zu wirken, so daß ihnen die Predigt des evangelischen Pastors nicht mehr genügt; sie suchen mehr, als ihnen dort geboten wird, und haben einen tiefen Hunger nach dem Worte Gottes und nach Gemeinschaft mit den wahrhaft Gläubigen.

Mittags predigte mein Freund in der Kirche vor zahlreicher Versammlung. Es war ein köstlicher Sonntag; draußen das herrlichste Frühlingswetter. Nachmittags kamen die zwei Ärzte und baten mich, ihnen abends noch einen Gottesdienst über das Kommen des Herrn zu halten; auch ein seltener Fall, daß die zwei Ärzte einer Stadt mit einer solchen Bitte zu einem zufällig durchreisenden Pastor kommen! Immer mehr Leute mit religiösen Fragen stellten sich bei uns ein, u. a. auch ein junger deutsch-bulgarischer Israelit, der durch den Verkehr mit den Brüdern erweckt war; er wollte gern wissen, wie man zum Frieden kommen könne. Abends um 8 Uhr begaben wir uns, wieder von unserm Offizier begleitet, zur Kirche, und ich redete in französischer Sprache, von einem Photographen gedolmetscht, über unsere christliche Hoffnung. Vier Soldaten, Gewehr bei Fuß, hielten Wache an der Thür.

Der Gottesdienst war insofern interessant, als die Leute, mit Spannung lauschend, mich immerfort mit Zwischenrufen und Gegenfragen unterbrachen, auf die ich dann gleich antwortete. Alle Fragen zeugten von tiefem Nachdenken und erstem geistlichen Verständnis; nur der Pastor saß ziemlich hilflos daneben. Ihm schien das lebhafteste Fragen und Suchen in seiner Gemeinde höchst unbequem zu sein. Er ist ein Mann mit wenig innerem Leben, und die Missionare werden ihn daher absetzen, damit nicht die Bewegung im Gegensatz gegen ihn sektiererisch wird.*) Das Dolmetschen war leider dieses Mal sehr man-

gelhaft; der biedere Photograph mußte sich von andern, die mich besser verstanden hatten, beständige Korrekturen gefallen lassen. Bis 10 Uhr dauerte dieser eigenartige Gottesdienst. Die Gemeinde hat uns dringend, noch einige Tage zu verweilen, aber unsere Reiseroute gestattete keinen längeren Aufenthalt.

2. Nach Amassia.

Es war Montag, der 27. Februar. Tokat lag bald weit hinter uns, denn wir hatten zuerst bei mildem Wetter eine schnelle, herrliche Fahrt. Doch die Chaussee führte dann aufwärts und uns umring wieder das schönste Schneegestöber. Wir besaßen uns auf der Hochebene Gas-Ova, „Gänse-Ebene“, einst Dasimonitis, wo in alten Zeiten bedeutende Besitzungen der byzantinischen Kaiser gelegen hatten, von denen aber nichts als einige Grenzsteine und ein paar Grabsteine übrig sind.

Wir hatten vor, in zwei Tagen bis nach Amassia zu kommen und hatten auch unsern Kutscher dahin instruiert. Als wir diesen aber während unserer Mittagspause im Dasja-Khan noch einmal daran erinnerten, weigerte er sich, mit echt türkischer Übertreibung behauptend, es sei noch zwanzig Stunden bis nach Amassia u. s. w. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße.

An dem Kohlenbecken saß ein vornehm ausschender türkischer Offizier, der offenbar aus Konstantinopel kam. Er hatte, seinen Thee trinkend, unserm Gespräche zugehört. Plötzlich sprang er auf und schrie den Kutscher an: „Kerl, du lügst! Wehe dir, wenn du wagst, unsere deutschen Freunde so zu betrügen.“ Doch unser türkischer Kutscher, auch nicht mundauf, verteidigte seine Kutscherehre mit lauter Stimme. Der Offizier wurde kirchrot im Gesicht vor Zorn. „Gieb ihm Schläge zu essen“ (türkischer Ausdruck), befahl er unserm Saptieh. Dieser aber kniete gerade auf der Erde und hielt sein gewohntes Mittagsgebet, mit der Stirn den Boden berührend. Da stürzte der Offizier selbst auf den Kutscher los und bearbeitete ihn, ehe wir es hindern konnten, ziemlich kräftig mit eigener Faust, so daß diesem Hören und Sehen verging. So sehr wir diesen Auftritt bedauerten, war der Erfolg dieser kurzen Justiz doch

*) Er ist inzwischen den Missionaren zuvorgekommen, hat sein Amt niedergelegt und sich von den gregorianischen Priestern als Lehrer anstellen lassen.

der, daß er versprach, uns heute eine Station weiter zu fahren, als er zuerst gewollt. So kamen wir um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr in Turkhal am Jeschil-Yrma (Jris) an. In byzantinischer Zeit war die Stadt ein Bischofssitz und hieß Jbora. Zur Zeit des Königreichs Pontus war hier die Festung Gasiura, bei welcher Triarius, der Statthalter des Lucullus, von Mithridates angegriffen wurde (67 vor Christi Geburt). Der Ort ist herrlich gelegen am Fuße schneeiger Berge, teils im Flußthal, teils am Abhange eines ruinengekrönten, steilen Felsstegeß. Wir standen dort auf kirchenhistorisch berühmtem Boden. Einige Stunden unterhalb der Stadt ist eine tiefe Felsenschlucht, in die kaum je ein Sonnenstrahl hineindringt; tief unten schäumt der Jris in seinem engen Felsenbett. Hier hat der heilige Basilus als Einsiedler gelebt. Wahrlich eine gewaltige Klause! Ebenfalls in der Nähe von Turkhal hat wahrscheinlich das Familiengut Annesoi am Jris gelegen, die Heimat Basilus des Großen und Gregors von Nyssa, sowie Todesstätte ihrer frommen Schwester Makrina. Von dem Geist der großen Kappadozier merkt man freilich weder in dieser Gegend, noch in der ganzen orientalischen Kirche mehr etwas.

Der Weg ging am nächsten Morgen von Turkhal abwärts bis zum Eingang einer romantischen Thalschlucht. Die Chaussee war bis zu dem Dorf Tschengel mit seinen zwei fast elegant zu nennenden Khans sehr gut und wir kamen schnell vorwärts. Hinter diesem Ort aber wurde sie so schlecht, daß der Wagen sich wie eine Wiege hin und her bewegte, und der Kutscher alle Augenblicke absteigen und die Pferde am Zügel führen mußte. Mittags kamen wir in Enli-Basar an, wo wir uns etwas stärkten. Unser Kutscher aber konnte nicht weiter, da ein Pferd hinkte und eine große Wunde vom Druck des Kummets hatte. Es war nur noch sechs Stunden bis Amassia; so beschloßen wir denn, alle drei wieder unsere Reitpferde zu besteigen und den Wagen am nächsten Tage mit dem andern Saptieh nachkommen zu lassen. Für mich wurde dieser Ritt infolge meines oben erwähnten Leidens anfänglich zu einer folterartigen Pein; nach einigen Stunden jedoch fühlte ich keinen Schmerz mehr. Der Weg war schlammig und steinig zugleich, so daß die Pferde

unablässig stolperten, und ein sehr nasses Schneegestöber machte die Sache nicht gemüthlicher. Endlich kamen wir an den Eingang des Thales von Amassia, ein unvergleichlich schöner Anblick. Schroff ansteigende zackige Felswände umgeben das liebliche Wiesengelände des Thales; in der Ferne wurden über den Felsen die Ruinen der die Stadt überragenden Festung sichtbar. Immer gartenähnlicher wurde das Thal, immer ansehnlicher die auch hier mit Ziegeldächern gedeckten Häuser.

Als wir bei einer Biegung des Weges einem an der Straße gelegenen Häuschen uns näherten, trat aus diesem ein Kavallerie-Offizier heraus, richtete einige Fragen an unsern Saptieh, undkehrte gleich darauf hoch zu Roß an der Spitze von drei Berittenen, zwei Kavallerie-Unteroffizieren und einem Tschauß (Gefreiten) zurück. Er salutirte höflich und meldete sich bei uns als vom Mutesarix Pascha gesandt, um uns feierlich in die Stadt einzuholen. Alle hatten Uniformen erster Garnitur angelegt, was in der Türkei besonderer Erwähnung verdient. Wir waren überrascht über diesen ehrenvollen Empfang. Der freundliche Mutesarix Kemal Pascha ist mir ja schon von meinem ersten Besuch in Amassia vor $1\frac{1}{2}$ Jahren gelegentlich des Ankaufes des Landgutes Atta Bey in guter Erinnerung. Zwei von der Eskorte sandte ich voraus, um unserm lieben Freunde, Herrn Krug, der uns so herzlich eingeladen hatte, bei ihm zu logieren, unsere Ankunft zu melden. Da es aber bei der zunehmenden Kälte unserm braven Offizier, oder vielmehr seinem Pferde, etwas sauer wurde, so langsam mit unserer Karawane zu reiten, so setzte ich mich bald auch mit ihm in Trab, resp. Galopp, während die andern langsam nachkamen. Als wir bei der Kaserne vorbeiritten, kam ein Unteroffizier herausgestürzt und fragte mich, meine Hand an seine Stirn führend, nach unserm Absteigequartier; die Soldaten der Wache traten heraus und präsentirten das Gewehr.

3. Amassia.

Unsere Pferde mußten auf den steilen Straßen der Stadt wacker klettern, aber schon nach einer halben Stunde waren wir oben, nahe bei Herrn Krugs gastlichem

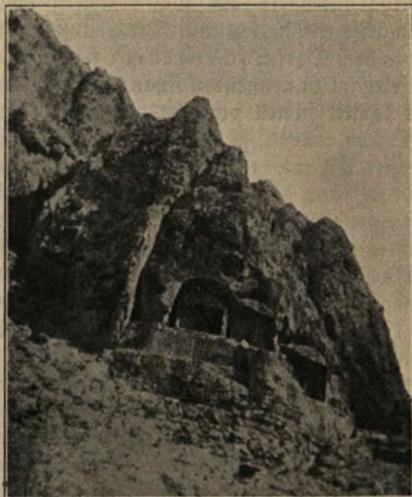
Hause, wo die andern beiden Soldaten uns bereits erwarteten und unsere Vorhut bildeten. Herr und Frau Krug, obwohl beide an Influenza leidend, hatten es sich nicht nehmen lassen, mich vor ihrem Hause zu begrüßen. Es war 6 $\frac{1}{2}$ Uhr geworden und recht kalt (— 7 Grad), um so willkommener war es mir, mich im Zimmer zu erwärmen nach dem für mich diesmal besonders anstrengenden Ritt. Herr Krug, ein stattlicher Vierziger, ehemals deutscher Vizekonsul in Amassia, ist einer von den wenigen Deutschen, die von der Kolonie des bekannten christlich-sozialen Fabrikbesitzers Mez aus Freiburg noch übrig sind; er ist auch der frühere Besitzer des Landgutes Atta-Bey bei Amassia. Seine liebenswürdige Frau ist eine Levantinerin aus Konstantinopel, beherrscht aber das Deutsche wie ihre Muttersprache. Ein Kranz munterer Töchter und ein Sohn beleben das in einem wunderbaren schönen Garten gelegene Haus mit seiner entzückend schönen Aussicht über die ganze Stadt und das romantische Thal des Jeschil-Irmak (Jris). Es war mir ganz heimisch zu Mut, als ich dieses gastliche deutsche Haus wieder betreten durfte, in dem ich schon einmal eine so herzliche Aufnahme gefunden hatte.

Nach etwa einer halben Stunde kam Bruder L. mit Schwester R. in Begleitung des Saptieh nach. Die liebe Schwester war äußerst ermattet. Gegen Ende des Weges hatte sie einige Male die Farbe ganz verloren und bedenklich im Sattel geschwankt, so daß ihr Gefährte schon fürchtete, sie werde ohnmächtig vom Pferde fallen. Ein heißes Glas Thee gab uns wieder neuen Lebensmut, und bald vereinte uns ein gut deutsch bereitetes Abendbrot am trauten Familientisch. Da gab es denn viel zu erzählen und zu fragen, besonders über das Tschiftlik (Landgut), das sich in den anderthalb Jahren so verändert, und dessen Entwicklung Herr Krug mit lebhaftem Interesse verfolgt hatte. Auch der jetzige Vize-Konsul, Herr Hölzer, erschien während des Abendbrotens, und wir saßen noch bis gegen $\frac{1}{2}$ 11 gemüthlich zusammen, ernste Gedanken, Pläne, Hoffnungen, Wünsche für die Zukunft austauschend. Wie froh waren wir nun, daß wir den Ritt gewagt und nicht diesen Abend noch in irgend einem elenden Khan zuzubringen genötigt waren.

Es war der Abend des 28. Februar, und unsere Herzen waren gestimmt zu Lob und Dank für alle Güte und Freundlichkeit des Herrn, die wir auch im vergangenen Monat wieder erleben durften. In wie mancher Gefahr oder schwierigen Lage hat er uns gnädig behütet!

Doch bevor ich unsern Besuch auf dem Landgute und die dort empfangenen Eindrücke schildere, wird es Zeit, daß wir uns in dieser märchenhaft schön gelegenen Stadt, dem Fruchtgarten der Türkei, „das Paradies der Frauen“ genannt, ein wenig umsehen.

Wer eine einigermaßen entsprechende Vorstellung von der Schönheit ihrer Lage gewinnen will, der muß schon zu der Schilderung greifen, die der alte Geograph Strabo von seiner Vaterstadt entwirft. Sie liegt nur 1600 Fuß über dem Meeresspiegel im engen Felsenthal des Jris (Jeschil Irmak = grüner Fluß); saubere Häuser, ordentliche, wenn auch fürchterlich gepflasterte Straßen, hübsche Villen und Konaks, die sich an den Felsenabhängen hinaufziehen, zeichnen die Stadt vor anderen aus: tief unten fließt der, seinem Namen entsprechend, grüne Fluß mit seiner alten, zum Teil aus der Römerzeit stammenden Brücke. In den höchsten, tausend Fuß hohen, steil zum Fluß abfallenden Felsen



Königsgräber von Amassia.

sind in Höhe von etwa 400 Fuß die riesigen, schön erhaltenen Gräber der Könige von Pontus eingehauen. Auf der Spitze

dieses Felsens liegt die Ruine einer uralten Festung. Hier oben soll die osmanische Sappho Mihri in ungestillter Leidenschaft ihre Tage verbracht haben. Die Festung wurde einst von dem Mongolenfürsten Timur Lenk sieben Monate lang vergeblich belagert.

Die Stadt selbst ist eingeschlossen von stundenweit im Thal sich hinziehenden Obstgärten. Das Ganze ist ein herrliches landschaftliches Bild, von welcher Seite man es auch betrachten möge.

Amassia ist eine der ältesten Städte Kleinasiens. Schon die Griechen, als sie hier ihre Kolonie begründeten, fanden eine Stadt vor. Den Namen, den sie ihrer Niederlassung gaben, *Αμασεια*, hat die Stadt bis heute behalten, bei dem häufigen Namenswechsel anderer kleinasiatischer Städte gewiß ein bemerkenswerter Fall. Später wurde es die Hauptstadt des pontischen Königreichs. Mithridates der Große sammelte hier mehrfach seine Truppen zum Kampfe gegen Rom. Von Pompejus zur Freistadt erhoben, wurde Amassia nach Domitians Zeit Hauptstadt der römischen Provinz Pontus. Unter den Komnenen und den selbschulkischen Herrschern war es eine der blühendsten Städte Kleinasiens mit über 200 000 Einwohnern. Künstlerisch wertvolle Denkmäler des selbschulkischen Baustils sind noch jetzt in der Stadt zu sehen. Sultan Bajasid I. er-



Selbschulkische Moscheenpforte.

oberte es im 14. Jahrhundert und machte es zur Hauptstadt einer Provinz des osmanischen Reiches.

Das moderne Amassia verdankt am meisten dem Dichter der Jung-Türkei, Sia Pascha, welcher den großen Regierungs-Palast, den schönen Uhrturm und gute Straßen gebaut, sowie dem Vater des erwähnten Herrn Krug, der als Vertreter der Firma Mez u. Co. Freiburg sehr viel zur industriellen und kulturellen Hebung der Stadt beigetragen hat. Die deutsche Kolonie der genannten Firma war ganz auf die Seidenzucht gegründet. Man hatte dabei zuerst ziemlich viel mit den Vorurteilen der mohammedanischen Ulema zu kämpfen, welche das Töten der Kokons mit Dampf für einen „Eingriff in Gottes Ordnung“ erklärten und gebieterisch verlangten, man solle sie in der bisher üblichen Weise mehrere Tage lang an der Sonnenglut zu Tode quälen. Die Deutschen haben sich um die Seidenzucht im Lande große Verdienste erworben, wie ja auch der deutsche Vize-Konsul in Brussa alles thut, um die dortige Seidenzucht zu heben. Leider wurde nach längerer Zeit der Blüte der Bestand der Kolonie durch Ausbrechen einer Seidenraupen-Krankheit in Frage gestellt, sowie durch den Umstand, daß aus Deutschland oft ungeeignete junge Leute hinausgeschickt wurden, die sich nachher in keiner Weise bewährten, sondern den christlichen und den deutschen Namen in ein schlechtes Licht setzten. Allmählich löste sich die Kolonie fast ganz auf; nur etwa 20—30 Deutsche (inklusive der Kinder) sind jetzt noch von der früheren Kolonie in Amassia und Umgegend zerstreut. Was hätte aus Amassia werden können, wenn die deutsche Gemeinde, die lange Zeit ihren eigenen Pfarrer hatte, ein scheinendes Licht für ihre Umgebung gewesen wäre, welches seine Strahlen auch in die dunklen Herzen der Mohammedaner und Armenier hätte leuchten lassen!

Die Tage vom 15. bis 17. November 1895 waren eine Zeit schwerer Heimsuchung für die Christen der Stadt. Der Gebetsruf des Muesims nachmittags 2 Uhr war das von jenen früher geschilderten Heß-Emissären angegebene Zeichen, auf welches hin die Türken sich im Basar der Stadt auf die christlichen Läden stürzten, diese plünderten, und die Besitzer ermordeten. Die Gensdarmen und Polizisten thaten ihre Pflicht, konnten aber kaum etwas ausrichten, da das gesamte Militär, sein Kom-

mandeur an der Spitze, auf seiten der Plünderer und Mordbuben stand. Doch da kam den Christen die Rettung. Der wackere Muteffarif Bekir Pascha (s. o.), der noch soeben mit der Beilegung der Unruhen in Tokat beschäftigt war, kam in einem Tage von dort herübergeritten und stellte sich den Angreifern selbst gegenüber. Viele Christen rettete er persönlich. So hatte ein Christ sich in ein Versteck geflüchtet, wo der Pascha vorüberkommen mußte, und flehte diesen, als er vorübersprenge, um Hilfe an. Er übergab ihn zwei Soldaten mit strengem Befehl, ihn richtig nach Hause zu bringen. Diese bringen ihn bis an die Thür seines Hauses; doch dort schreien sie ihn an: „Gieb uns dein Geld, oder wir schlagen dich tot!“ Hier sieht man die Grenze der Macht eines edlen türkischen Machthabers!

Eine große Schar türkischer Landbewohner stürmte in die Stadt mit der Absicht, sich bei dieser Gelegenheit billig mit Wintervorräten zu versehen! Der Pascha stellt sich der fanatisierten Masse entgegen; „nur über meine Leiche geht es zu den Christen“, donnerte er sie an. Sie aber dringen weiter vor. Er kommandiert den Soldaten: „Feuer“; doch ein Soldat brüllt mit lauter Stimme: „Nein, ihn müssen wir erschließen, den Freund der Giauurs!“ Mit Lebensgefahr hat der edle Mann Tausenden von Christen das Leben gerettet, so daß in diesen Tagen nicht mehr als 80 Armenier nach amtlicher türkischer Angabe (und in diesem einzigen Falle ist dieselbe unverläßlich) getötet worden sind.

Auch sämtliche Deutsche in der Stadt wollte man ermorden. Gerade in dem Augenblick jedoch, als man sich zu diesem blutigen Werke rüstete, brach in der Stadt eine furchtbare Feuersbrunst aus. Alles verlor den Kopf, nur die Deutschen nicht, die unter Führung von Herrn Krug mit wahrem Heldennute das Rettungswerk in die Hand nahmen. Das machte selbst auf die blutigsten Christenfeinde einen solchen Eindruck, daß man den Deutschen, denen man so viel Dank schuldete, kein Haar zu krümmen wagte. Welch' eine wunderbare Bewahrung durch Gottes Fügung!

Die Stadt ist gegenwärtig bevölkert von 12 000 Türken und etwa 8000 Armeniern. Es besteht daselbst auch eine evangelisch-armenische Gemeinde, die ein

Gemeindehaus und einen Versammlungs-saal besitzt. Sie hat das Grundstück und die Gebäude von der ehemals hier bestehenden deutsch-evangelischen Kirchengemeinde käuflich übernommen. Außerdem wohnen in der Stadt und Umgegend noch große Scharen von Kysylbaschen, von den Mohammedanern sehr verachtet, aber mit um so größerer Hinnegung zum Christentum. Sie sind nominell Mohammedaner, haben aber Taufe und Abendmahl, sowie manche an das Christentum erinnernde Gebräuche und beten die Sonne und das Feuer an. Man hat viele Vermutungen über diese auch in Persien vorkommende Sekte aufgestellt. Nach den bei allen Kysylbaschen übereinstimmenden Merkmalen scheint es am nächsten liegend, in ihnen die Reste der alten Manichäer, die später zwangsweise äußerlich den Islam annahmen, zu erblicken. Die Mission hätte unter ihnen bereiten Boden, wenn sie von der Regierung gestattet würde.

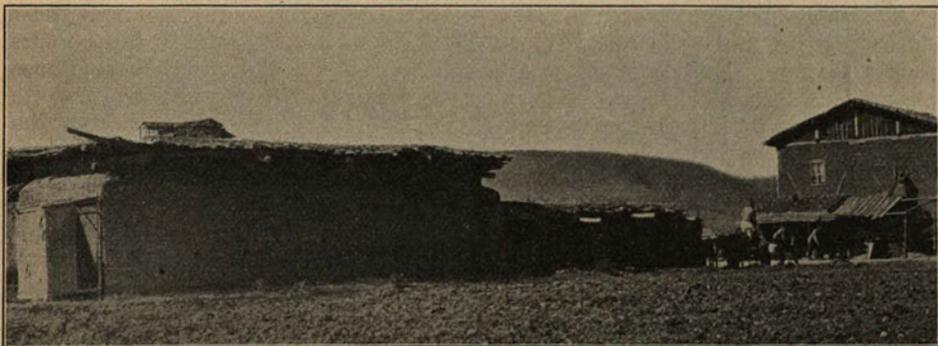
4. Die Waisenkolonie des deutschen Hilfsbundes in Atta Bey bei Amassia.

Am nächsten Vormittag nahmen wir Abschied von unsrer Schwester R., die direkt per Wagen nach Samsun weiterreiste, während wir auf die Kolonie Atta Bey hinausreiten wollten.

Doch zuvor einige Worte über die Vorgeschichte dieser Kolonie. Es war Ende Juli 1897, als unsere Freunde Dr. S. und J. nach Beendigung ihres Unterstützungsverkes aus Charput mit 25 Waisenkindern nach Konstantinopel zurückkehrten und in unserm Waisenhause zu Bebek abstiegen. Der Hilfsbund hatte vorher viel daran gedacht, in Charput ein größeres Gelände zur Anlage von Industriestätten, sowie zur Unterweisung in der Landwirtschaft für die den Waisenhäusern entwachsenden Kinder anzukaufen, ein Plan, der in einem halb-offiziösen Artikel der „Frankfurter Zeitung“ später eine nicht unberechtigte Kritik erfuhr. Dieser Artikel kam aber einigermaßen post festum, denn bereits damals bei den Gesprächen mit den beiden Freunden war es uns klar geworden, daß die zahllosen Schwierigkeiten, die sich dagegen aufstürmten, ein Fingerzeig vom Herrn waren, für diesen Teil des Hilfs-

werkes einen andern Platz zu suchen. Verschiedene Umstände legten den Gedanken nahe, Amassia ins Auge zu fassen, besonders seine geringere Entfernung von der Küste, das deutsche Vizekonsulat daselbst und die große Fruchtbarkeit der Gegend. Dazu kam noch, daß die beiden Freunde bei der Durchreise gehört hatten, daß gerade jetzt Herr Krug sein Landgut Atta Bey, einige Stunden von Amassia entfernt, zu verkaufen suchte; es war ihm, da er keinen Europäer zur Bewirtschaftung hatte, zur Massakrezeit von Kurden und Tscherkessen ganz zerstört und ausgeraubt worden; und er hatte nicht die Zeit und die Mittel, um das Gut wieder in Stand zu setzen. Für das Hilfswerk aber war der Besitz eines eigenen größeren Geländes eine Lebensfrage, denn es mußte

für die den Waisenhäusern entwachsenden Kinder eine Heimstätte und Gelegenheit zu weiterer praktischer Ausbildung geschaffen werden. Nachdem wir die Sache vor den Herrn gebracht, wurde es uns klar, daß der Gedanke von ihm war. So beschloß ich, sofort nach Amassia zu reisen, um das Gut in Augenschein zu nehmen, und bat Herrn Z., mich zu begleiten, da er das Türkische schon besser beherrschte und mir sein Rat als der eines landwirtschaftlichen Sachverständigen besonders wertvoll war. Wir wurden bei Herrn Krug sehr liebenswürdig aufgenommen, und fanden auch bei dem deutschen Vize-Konsul Herrn Hölzer und bei dem Mutesarrif Kemal Pascha das bereitwilligste Entgegenkommen. Das Landgut, etwa vier Stunden von der Stadt



Die Gebäude von Atta Bey bei der Übernahme des Gutes.

entfernt, in der weiten, hügelumkränzten Ebene von Merhifun (amerikanisch Marsfowan) am Tschekerek-Fluß, einem Nebenfluß des Tschil-Imal gelegen, fanden wir genau so, wie Herr Krug es uns geschildert. An Gebäuden nur ein im Rohbau stehendes gebliebenes, verfallenes Lehmhaus und dito Stall; außer drei alten, von Raubvögeln bewohnten Ulmen auf dem ganzen 3—4000 Morgen großen Gut kein Baum. Der Boden durchweg gut, meist schwerer Thon- oder Lehmboden in der Niederung. Fast die Hälfte des Areals durch schon vorhandene Kanäle vom Fluß aus bewässert, der andere Teil Hügel-land, das teils zum Weinbau, teils als gutes Weideland zu benutzen ist, teils, in der Nähe der oben sprudelnden guten Quelle, zu Obstbaumpflanzungen geeignet. Gebaut kann werden: Weizen, Gerste, Mais, Kaps, Baumwolle, Reis, Maul-

beerbäume für Seidenzucht (die immer noch getrieben wird, wenn auch nicht im früheren Umfang), Hanf, Sesam, Wein, alle Sorten Obst und Gemüse; selbst das schlimmste, auf dem Acker stellenweise wuchernde Unkraut ist zu gebrauchen, da dasselbe in Süßholz besteht. Die Viehzucht kann sich erstrecken auf Schafe und Angoraziegen, Rindviehzucht in ausgedehntem Maße und Wasserbüffel, die hier hauptsächlich als Arbeitsvieh gebraucht werden.

Zum Export eignet sich nicht alles, da pro Kilogramm der Transport nach der Küste etwa 5 Pfg. kostet; aber der Export von Kaps, Hanf, Sesamöl, Kokons, Mehl und auserlesenen Äpfeln würde doch lohnend sein. Nun, dem Hilfsbund kommt es ja nicht darauf an, großen Handel zu treiben, sondern wesentlich darauf, daß die Kolonie allmählich sich selbst erhält durch den Ertrag ihrer Produktion, damit sie später

keine Zuschüsse aus der Heimat mehr benötigt. Die Nachbarschaft hat sich, mit Ausnahme der Massakreizeit, wo kein Europäer auf dem Gut anwesend war, stets höflich und umgänglich bewiesen.

Obwohl uns das Gut in jeder Beziehung, was Ertragsfähigkeit, Lage, Bodenbeschaffenheit betraf, einen günstigen Eindruck machte, faßten wir doch noch keine Entscheidung, da der Konsul uns noch ein anderes Gut empfahl; ich bat den Herrn, uns in dieser Sache recht zu leiten.



Wasserbüffel.

Einige Tage später nahmen wir das andere Gut in Augenschein. Vieles schien bei demselben günstiger zu sein. Es lag auf der andern Seite des Thales von A., also mehr nach der Küste zu, und nur $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt entfernt, ebenfalls am Flusse, aber selbst die höher gelegenen Partien von zahlreicheren Quellen bewässert, mit vielen Bäumen bepflanzt und zahlreichen Gebäuden versehen, sowie mit einem dazu gehörigen Dorfe. Doch drei Nachteile hatte es. Es liegt mitten in der verkehrsreichsten Gegend, ist von drei Hauptauffsehn durchzogen, so daß ein großer Teil der Vegetation von einer mehrere Millimeter dicken Staubschicht erstickt wird, und die Kamelkaramanen, die sich dort überall lagern und unbeschränkte Weidefreiheit genießen, das übrige vernichten. Endlich — und das war für mich ausschlaggebend — ist

die Nachbarschaft dort sehr schlecht; es sind Dörfer, von räuberischen Stämmen bewohnt, denen jeder Anlaß zu Streitigkeiten willkommen ist, und denen es auf einen Totschlag mehr oder weniger nicht ankommt. Als wir so auf dem quellenumflossenen Hügel standen, das schöne Gut betrachteten und Vorzüge und Nachteile mit einander abwogen, da gab mir der Herr den Gedanken an Abraham und Lot; Lot wählte das Land, das so lieblich anzuschauen war, ohne an die schlechten Nachbarn zu denken,

und was gewann er dadurch? Endlose Qual von den gottlosen Leuten in Sodom und schließlich Verlust alles dessen, was sein war. In diesem Augenblick war es mir klar, daß wir nicht das Land nehmen durften, das uns so in die Augen stach. Mein Begleiter teilte diese Mei-

nung, als ich sie ihm nachher aussprach, und wir wurden uns klar, daß Gott das Tschiftlik des Herrn Krug für den Hülsbund bestimmt hatte.

Da auch das Komitee meine Vorschläge billigte, so wurde nach einiger Zeit in Konstantinopel der Kauf abgeschlossen und Atta Bey nebst einigen benachbarten Gebieten für 600 t. Pfd. gleich 11 220 M. erworben.

Es war wunderbar, wie der Herr uns unmittelbar nach dem Kauf den geeigneten Mann für die Begründung und landwirtschaftliche Leitung der Kolonie zuführte, einen Herrn Köhnlein, der schon fast zwei Jahrzehnte erfolgreich als Landwirt in größeren Betrieben in der Türkei thätig gewesen war; da seine Pachtung gerade abgelaufen war, konnte er dem Hülsbund zugleich sein Inventar und seinen Viehbestand

zu mäßigem Preise überlassen. Er ist ein entschiedener Christ und zugleich hervorragend tüchtig in der Landwirtschaft und in der Verwaltung, außerdem mit der Sprache und den türkischen Zuständen wohl vertraut. Es war alles vom Herrn wunderbar vorbereitet, daß dieser Mann gerade zur rechten Zeit für die Arbeit zur Verfügung stehen mußte. Schon Weihnachten 1897 traf er in Amassia ein, und nachdem das Gut mit Hilfe des Herrn Konsul Hölzer mit dem veränderten Bestitztitel in das Grundbuch eingetragen war, und die einleitenden Schritte gethan waren, konnte Bruder K. bereits Anfang April 1898

mit seiner Familie nach dem Tschiftlik ziehen. Besonders wertvoll war es, daß es ihm schon damals gelang, auf Grund eines Übereinkommens mit allen benachbarten Dörfern die Grenzfrage so zu regulieren, daß eine Regierungskommission von Staats wegen die Grenzen feststellte, und so allen Verwicklungen der Boden entzogen wurde.

Amassia, 5. März 1899.

Am 1. d. also machten mein Freund und ich uns auf den Ritt nach Atta Bey, voll Erwartung, in welchem Zustande wir die Kolonie finden würden.



Bei der Feldarbeit.

Die bittere Kälte des gestrigen Abends war einem lieblichen Frühlingswetter gewichen. Die erste halbe Stunde folgten wir demselben Wege, den wir gestern gekommen waren, dann aber ging es rechts über eine Brücke des Tschil-Tzmat auf der nach Josgat führenden Chaussee hinein in die Berge. Wir hatten außer unserm Saptieh noch einen Regiebeamten mit als Ortskundigen, denn wir ritten einen mir unbekanntem Weg; der Weg durch das Flußgebiet der Ebene, den wir vor 1½ Jahren eingeschlagen, war infolge des durchweichten Bodens unpassierbar. Nach etwa einer Stunde kam uns ein Reiter nachgesprengt; es war einer der Unteroffiziere vom gestrigen Tage, den der Muteffariß beauftragt hatte, uns überall zu begleiten und uns in jeder Weise behülflich zu sein, solange wir außerhalb der Stadt

weilten. Die entgegenkommende Freundlichkeit der Behörden verdient wirklich mit besonderer Anerkennung hervorgehoben zu werden. Bald bogen wir links von der Chaussee ab und ritten, nachdem wir die Felsen passiert, abwechselnd bald auf, bald nieder durch ein hügeliges Gelände. Bereits zwei Stunden, ehe wir am Ziel waren, sahen wir die neugebauten weißen Häuser und Ställe in weiter Ferne an einem Hügelabhang. Der Weg wurde, nachdem wir in die Ebene hinabgekommen, sehr schlammig, doch wird das nicht mehr lange dauern; noch in diesem Jahre soll an unserm Tschiftlik vorbei eine Chaussee nach Josgat gebaut werden. Auf dem Gute wurden wir von Köhlein und den andern Geschwistern herzlich begrüßt. *)

*) Herbst 1898 konnten wir nämlich noch zwei junge Paare, die ich in Bebet in unserer

Das Erstaunen meinerseits fand kaum ein Ende. War dies dasselbe Landgut, wie damals? Bruder Köhnlein hat wirk-

und das dazu gehörige Jungvieh, etwa 20—25 Stück. In dem andern Teil befinden sich die Kühe hiesiger Rasse, etwa 30 Stück, eine kleine struppige Sorte, nicht größer wie die Kälber der anderen.



Orientalischer Dreschschlitten.

lich Bewunderungswertes geleistet in den elf Monaten, seit er hier draußen ist! Das alte baufällige Haus ist umgebaut und wohnlich zugerichtet. Bruder Palentinat, der als Hofinspektor thätig ist, wohnt hier mit seiner Frau. Ferner ist hier die Schmiede und die Wohnung für Bruder Cornelius, der sich schon in der ganzen Umgegend einen Ruf als guter Schmied erworben hat. Er hat sämtliche Öfen auf dem Eschiftlik selbst gearbeitet, sowie auch denjenigen, den Bruder Köhnlein der Moschee von Dlos gestiftet hat. In dem alten, damals ganz zerfallenen Stalle ist ein kleiner Kaufladen entstanden, in welchem die Dörfer der Umgegend sich mit Tabak, Stoffen und sonstigen Bedarfsartikeln versehen; die andere Hälfte des Stalles dient als Schweinestall. Etwa 50 Schritt davon ist der große Gutshof, auf allen vier Seiten von massiven Scheunen, Heuschubern und Ställen umgeben, mit vielen dreischarigen Pflügen, Eggen, Dreschmaschine und andern landwirtschaftlichen Geräten. Der Kuhstall hat zwei Teile — in dem einen sind prächtige, europäische Kühe von seltener Größe Kapelle am selben Tage trauen durfte, und einen erprobten Schmied und Schlosser hinausenden.

Der Büffelstall enthält 25 mächtige schwarze Wasserbüffel, die alle gerade frisch geölt waren (eine im Winter nötige Prozedur), so daß das Fett ihnen von Haar und Hörnern troff. Rechts vom Hofe, auf einem Hügel, steht das Haus von Köhnleins, bereits mit einem Anfang von Gar-

tenanlagen umgeben. Es ist sehr nett und praktisch gebaut, und gewährt einen Überblick über den ganzen Hof und eine weite Aussicht in die ganze Umgegend. Die Einrichtung ist einfach, wie die eines ländlichen Inspektorhauses in Deutschland. Etwa 100 Schritt entfernt und 40 Fuß höher steht das geräumige, schöne Waisenhaus im Schweizerstil mit ganz herumgehender Veranda, großem Saal und herrlich luftigen Räumen. Vorläufig wohnen Jenseus darin, obwohl es noch nicht ganz fertiggestellt ist. Es ist ein wahres Dorado



* Erntezeit in Klein-Asien.

für Waisenkinder. Wenn man von der Veranda dieses Hauses alles überseht, die Häuser, den Hof, das Vieh auf der Weide, die Wasserleitung, die bestellten Felder,

den neu angelegten Mühlgraben in der Ferne, an dem noch dieses Jahr eine große Wassermühle gebaut werden soll, da versteht man es, daß die uns begleitenden Türken ein über das andere Mal ausriefen: „Maschallah, maschallah, güsell olad-schack, inschallah,“ d. i. „Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott, schön wird es werden, so Gott will!“ Vor kaum einem Jahre war ja noch nichts da als die alte, elende Baracke, und der kleine, halbzerrfallene Stall. Gott hat dem Bruder Köhnlein sichtbar beigestanden, so Großes in kurzer Zeit zu leisten. Die Geschwister fühlen sich alle sehr glücklich in ihrer Arbeit und halten christliche Gemeinschaft miteinander. Sonntags liest Br. Köhnlein eine Predigt vor, meist von Beck, einmal wöchentlich haben sie Gebetsversammlung und einmal Bibelstunde. Jeder hat seine bestimmte zgeteilte Arbeit, so Bruder Jensen den Garten- und Gemüsebau. Als Arbeiter haben sie vorläufig Leute aus den umliegenden

Laufe von drei Jahren das ganze Gut unter den Pflug zu bekommen. Nach Fertigstellung des Waisenhauses kann auch



Übersicht über das Gebäudeviertel von Atta Bey, elf Monate nach der Übernahme.

mit der Aufnahme von Waisenknaaben begonnen werden. Vorläufig sind erst vier Waisenknaabchen, die im häuslichen Dienst, und zwei Waisenknaaben, die in der Schmiede resp. bei dem Vieh gebraucht werden, aufgenommen.*) Es waren sehr schöne Tage, die wir dort auf dem Tschiftlik verlebten, wenn ich auch leider außer einigen Promenaden auf dem Hofe und Besuchen bei den Geschwistern mir weitere Ausflüge versagen mußte. Donnerstag und Freitag Abend hatten wir Bibelstunden mit daran anschließenden Gebetsversammlungen, die von meinem Freunde und mir abwechselnd abgehalten wurden.

Amassia,
den 6. März.

Für den Sonntag verabredeten wir, uns so zu teilen, daß Br. L. auf Atta Bey

und ich in Amassia für die dortigen Deutschen Gottesdienst hielt. Am Sonn-

*) Im Laufe dieses Jahres ist nun wieder eine große Menge Neuland unter den Pflug ge-



Ein Waisenhaus auf Atta Bey.

den Ortschaften und einige griechische Familien, die Bruder Köhnlein in den Häusern eines mitgekauften Weilers oben auf den Hügeln angesiedelt hat. Er hofft, im

abend, also vorgestern, hatten wir noch einige Besuche in der Stadt zu machen. Br. L. und K. ritten hinein, während ich leider wieder fahren mußte, und dadurch einige Stunden später eintraf. Die Landwege lassen hier bei feuchtem Boden einen Wagen nicht schnell vorwärts; nicht als ob sie schlecht, sumpfig oder holperig wären — nein, sie scheinen schön glatt und eben, aber das Erdreich, welches ja in geforntem und an der Sonne getrocknetem Zustande als Mauersteine dient, ist eine feste, zähe, thonartige Masse, die zwar zu fest ist, um die Räder tief eindringen zu lassen, aber sich gummiartig so an die Räder anklebt, daß sich um dieselben in wenigen Minuten circa 10 Zentimeter dicke,

die zuerst unsere europäischen Pflüge und Maschinen, unsere ganze Art der Bewirtschaftung mit großem Mißtrauen beobachteten, sprechen sich jetzt in der anerkanntesten Weise darüber aus, und wird somit gewiß das Beispiel der Kolonie nicht ohne Einfluß auf den Stand der Landwirtschaft in der Umgegend bleiben. Anfangs wurde von diplomatischer Seite immer als warnendes Beispiel die Geschichte der deutschen Kolonie bei Brussa erzählt, die nach mehrjährigem Bestande von den Türken dem Erdboden gleich gemacht sei. Wie ich nun erfuhr, hat sich die Sache aber so verhalten: Die Kolonisten hatten das Land von einem Juden gekauft, dem es gar nicht rechtmäßig gehörte. Der Jude



Waisenkinder mit Schafen und Ziegen.

harte Erdränder bilden, die nur mit einem Eisen entfernt werden können. So blieb der Wagen oft alle zehn Schritte stehen, und mit Mühe zog der Kutscher die Pferde hinter sich her. Fünf Stunden brauchten wir zu dem Weg, den die andern in zwei Stunden zurücklegten, so daß ich heute nur noch einen Besuch machen konnte, den bei dem deutschen Konsul. Wir sprachen lange über die Kolonie und die Ziele unserer Arbeit. Er hob besonders hervor, in wie gutem Einvernehmen Br. Köhlein mit den Nachbarbürgern lebe, und wie die Bauern der Umgebung glücklich seien, daß ihnen nun eine neue Arbeitsgelegenheit und damit neuer Verdienst eröffnet sei. Die Leute,

bracht, sind über Tausend Obstbäume gepflanzt, 84 000 Ziegel in eigener Ziegelei gebrannt und eine große Wassermühle mit dazu gehörigem Wehr gebaut. Auch sind 40 große Knaben im Waisenhause untergebracht worden, nachdem die für sie nötige Einrichtung beschafft wurde. Sie stehen unter Obhut des in Breßlum ausgebildeten Bruders Wienzen und seiner Frau. Endlich wurde der Bau eines Pfarrhauses begonnen.

Der Jude legte ihnen einige türkische Papiere vor, die sie natürlich nicht verstanden, und legte sie damit gründlich herein! Die türkischen (eigentlichen) Besitzer prozessierten; mit Rücksicht auf das deutsche Konsulat zogen aber die Behörden den Prozeß möglichst in die Länge. Das war den türkischen Begs zu langweilig, und in schwarzer Verwummung suchten sie

sich eines Nachts mit eigener Faust ihr Recht. Wenn nun auch räuberische Überfälle in der Türkei immer zu den Möglichkeiten gehören, so lag die Sache doch wesentlich anders als bei uns, wo die Besitzverhältnisse von einer Regierungskommission geregelt sind und die rechtlichen Besitztitel, Grundbuch-Abschriften u. s. w. in unsfern Händen sind. Es war mir eine Freude, zu sehen, ein wie lebhaftes Interesse der Konsul an der Entwicklung der Kolonie nimmt.

Zu Krugs zurückgekehrt, machte ich die schmerzliche Entdeckung, daß unsere beiden Handkoffer, dieselben, die Hamid einst aus den Fluten des Tokma-Szu gerettet, unter den inzwischen eingetroffenen Maultierlasten fehlten. Wir hoffen, daß sie versehentlich im Wagen nach Samsun weitergegangen sind. Obwohl es schon 5 Uhr, also eine Stunde vor Sonnenuntergang war, rüsteten meine beiden Freunde sich, um noch heute Abend nach Atta Bey zu reiten, trotz ihrer feurigen arabischen Pferde ein Wagnis. In der That scheinen sie sich dabei verirrt

zu haben, denn wie ich gestern hörte, sind sie erst nachts 11 Uhr angelangt.

5. Zwei Tage in Amassia.

Amassia, 7. März 1899.

Sonntag Mittag 12 Uhr durfte ich im hiesigen Vetsaal der armenisch-protestantischen Gemeinde den anwesenden Deutschen einen Gottesdienst halten. Im Gartenhof des Gotteshauses wurde ich von dem armenischen Pastor und Gemeindefkirchenrat feierlich begrüßt. Etwa 20 Deutsche, der Rest der alten Kolonie, hatten sich versammelt, und bildeten eine aufmerksame Gemeinde; auch eine Anzahl Armenier waren zugegen, einige, weil sie etliche deutsche Worte kannten, andere wohl nur aus Neugierde. Die Deutschen hier haben ein großes Verlangen, häufiger Gottes Wort zu hören, und wenn wir erst einen Pastor in Atta Bey haben, dann soll derselbe auch öfters in die Stadt kommen, um hier deutschen Gottesdienst zu halten. Zwischen der deutschen und der armenischen Gemeinde besteht ein sehr gutes Verhältnis, welches schon dadurch aufrecht erhalten wird, daß einige Deutsche armenische Frauen haben, mit denen sie ein glückliches Familienleben führen.

Abends empfing ich den Gegenbesuch des Konsuls und seiner Frau, mit denen wir im Krugischen Hause noch bis gegen 12 Uhr beisammen saßen.

Wie köstlich ist doch die Aussicht, die ich hier während des Schreibens in dem gemüthlichen Salon der Frau Krug genieße. Links, vorne, etwa fünf Minuten entfernt, ein schroffer, hoher Felsen, steil hinabfallend ins Thal. Unten im Flußthal, etwa 500 Fuß unter uns, die Stadt mit ihren hübschen Brücken und schönen Häusern; gerade vor uns, auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, der früher geschilderte, ruinengekrönte Felsen mit seinen Königsgräbern. Zwischen diesem und dem Felsen neben dem Hause sieht man die Stadt in der Ferne sich verlieren in Obstgärten zwischen hohen, schneebedeckten Bergen. Durch die Höhe der Felsen scheint das ganze Panorama so dicht zusammengedrängt, daß es einem vorkommt, als könne man nach der Ruine gegenüber eine Brücke schlagen. Das ganze Bild ist beschienen von warmer

Frühlingssonne. Nicht mit Unrecht wird Amassia als die schönste Stadt von Klein-Asien gepriesen. Soeben kommen die Kinder mit Sträußen von Alpenweilchen, Zilla, goldgelben und blauen Krokus und rosa Anemonen, die sie auf den Bergen gepflückt. Welch' ein Wechsel seit unserer Ankunft vor einer Woche!

Gestern nachmittag besuchte ich in Begleitung des Herrn Krug den Mutesfarif Kemal Pascha, der mir ja schon von meiner ersten Anwesenheit hier vor 1^{1/2} Jahr bekannt war. Er hat seine Ausbildung meist in Wien empfangen, und spricht daher fließend deutsch. Er ist bei jedermann in der Stadt beliebt wegen seiner Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit. Wie er mir schon damals versprochen hatte, unsere Sache zu der seinen zu machen, so begrüßte er uns auch jetzt wieder auf das liebenswürdigste und stellte uns in Aussicht, alles zu thun, um uns in Sachen unsers Tschiftlik die Wege zu ebnen, da es zum Nutzen des Landes diene.

Sodann hatten wir die Absicht, den General-Gouverneur von Klein-Asien, den Marschall Schakir Pascha, zu besuchen, der behufs Durchführung der sog. „Reformen“ mit diktatorischer Gewalt über ganz Klein-Asien bis zur persischen Grenze hin ausgerüstet ist. Leider sahen wir ihn jedoch gerade ausfahren, vor ihm zwei Offiziere zu Pferde; hinter ihm eine zweite Equipage mit seinem Hofnarren; ein dritter Adjutant schloß den Zug. Er war früher Botschafter in Petersburg und kam auch einmal in einem besonderen Auftrag des Sultans nach Berlin an den Hof unseres Kaisers. Das Urtheil über ihn ist sehr verschieden; viele messen ihm die Schuld an den ganzen Blutbädern bei, und es ist ja allerdings auffallend, daß in mehreren Städten, bald nachdem er durchgereist war und einige Verwaltungsformen angeordnet hatte (Einsetzung einzelner christlichen Beamten zc.), die Blutbäder ausbrachen. Die Mehrzahl derer dagegen, die ihn persönlich kennen, halten ihn für einen sehr vornehmen, edlen, mildthätigen Mann; wenn er ausfährt oder die Moschee besucht, so drängen sich Scharen von Armen an ihn heran; kein Bettler verläßt sein Haus, ohne wenigstens ein Medschidie, d. i. 3,45 M., erhalten zu haben, ohne daß dabei ein Unterschied der Religion gemacht wird.

Seine Frau ist eine katholische Polin und gilt als sehr strenge Katholikin. Sein Haus ist ganz europäisch eingerichtet. Der Konsul und Herr Krug verkehren viel mit ihm und auch Br. L. war sehr freundlich von ihm empfangen worden. In den Sachen unsers Tschiftlik hat er uns schon in mancherlei Weise beigestanden; Bruder K. liefert ihm regelmäßig die Butter für seinen großen Haushalt. Er sucht Verbesserungen einzuführen in ganz Klein-Asien, wo er kann, ist aber doch schon etwas müde geworden, da er hierfür bei den maßgebenden Instanzen in der Hauptstadt nicht das genügende Entgegenkommen findet. Nach allem, was ich aus zuverlässigen Quellen gehört habe, glaube ich nicht an seine Mitschuld an den Blutbädern, zumal er keineswegs ein fanatischer Mohammedaner ist. Vielmehr glaube ich, daß die oft erwähnten Emiffäre aus Konstantinopel die Reformen benutzten, um dadurch die Mohammedaner zum Haß gegen die Armenier aufzureizen; sie sind der Einführung der Reformen auf dem Fuße gefolgt. So hat man ein doppeltes Spiel getrieben, wie es scheußlicher kaum gedacht werden kann!

Eine originelle Person ist der Hofnarr Schakir Paschas, Emin Bey. Er ist schon seit 40 Jahren bei ihm, und ist der einzige, der ihn oft aufheitern kann, wenn seine Stimmung trübe geworden. Dabei hat dieser arme Hofnarr nicht weniger als 26 Krankheiten, u. a. auch Rückenmarkschwindsucht, und die Ärzte sagten ihm schon vor 20 Jahren, er werde nur noch einen Monat leben. Einmal sagt der Pascha zu ihm: „Emin, du hast 26 Krankheiten, und noch immer willst du nicht sterben?“ — „Was denkst du,“ erwiderte der Hofnarr, „sollte ich so unbrüderlich sein, dir nicht erst die Augen zudrücken zu wollen? Erst dann kann ich mich mit Ruhe niederlegen!“*)

Endlich machten wir noch einen Besuch bei den Jesuitenpatres, die hier eine Schule und eine Kirche haben. Ehe wir in das mit einer hohen Mauer umfriedigte Grundstück eintraten, sahen wir eine lange Reihe barmherziger Schwestern in demselben verschwinden. „Die erste, die Sie sehen,“

*) Der Pascha ist vor kurzer Zeit gestorben, und so hat ihn der Hofnarr doch überlebt, wie er vorausgesagt!

sagte mir mein Begleiter, „ist die soeur supérieure, eine äußerst fanatische Katholikin; wenn heute noch Scheiterhaufen angezündet würden, wäre sie gewiß die erste, die alle Ketzer verbrennen möchte. Und doch — das ist das Wunderbare — sie ist eine Deutsche, ihre Eltern und alle ihre Verwandten sind evangelisch.“ Die Niederlassungen der Schwestern und der Brüder sind auf demselben Grundstück, aber natürlich in verschiedenen Häusern. Wir treten in die Vorhalle des Brüderhauses; die Wände waren geschmückt mit Bildern der Maria in göttlicher Glorie auf der Sonne stehend, des Ignatius v. Loyola, des Franz Xavier u. a. Bald erschien ein Pater mit langem, hellblondem Bart und strenge blickenden Augen, der uns höflich begrüßte. Die römisch-katholischen Priester und Ordensbrüder, selbst die Jesuiten, tragen im Orient alle lange Bärte, da der Orientale einen Mann ohne Bart gering achtet. Wir kamen in ein alltägliches Gespräch über gewöhnliche Dinge; dieser, mir schon vorher als sehr fanatisch bezeichnete Priester vermied es augenscheinlich, ernstere Dinge zu berühren. Nach einer Weile erschien der père supérieur, ein älterer Mann mit grauschwarzem Bart, goldener Brille und freundlich ernst dreinschauenden Augen. Er brachte das Gespräch sofort auf die Kulturfähigkeit des Orients, auf Ackerbau und Industrie, auf Schulen und Kirchen; auch zeigte er ein herzliches Wohlwollen für unsere Kolonie, versprach sogar, wenn erst mehr Handwerker draußen seien, auch für seine Anstalt Bestellungen bei uns zu machen. Sehr betrübt war er, daß Kemal Pascha ihnen nicht die Erlaubnis geben will zum Neubau ihrer Schule, die den Bedürfnissen gar nicht mehr entspricht. Der Grund für die Feindschaft des Paschas gegen die Jesuiten liegt aber nahe genug. In Tokat haben sie die Regierung auf folgende Weise hintergangen: Sie gaben vor, ein kleines Haus reparieren zu wollen und bauten ein großes Brettergerüst darüber. Aber siehe da, als das Gerüst ein Jahr später fortgeräumt wurde, da war darunter eine Kirche entstanden. Nun ist die Regierung natürlich mißtrauisch geworden und paßt ihnen ungemein auf die Finger. Die Patres zeigten uns noch ihren schönen Gemüsegarten und ihre sehr hübsche Kirche, die mit Bildern aus der

heiligen Passion und vorn am Altar mit lebensgroßen, farbigen Statuen Christi, des Joseph und der Maria geschmückt war. Zu den Füßen der letzteren hatte eine andächtige Seele als Zeichen der Verehrung einen schönen Blumentopf niedergelegt. Wie traurig, daß die Menschen nicht allein zu Dem gewiesen werden, der allein ihnen helfen kann; doch glaube ich, nimmt Er auch manches kindliche Gebet an, das aus Unwissenheit an eine falsche Adresse gerichtet wurde! Nachdem uns die Patres ihren Gegenbesuch in Aussicht gestellt, empfahlen wir uns.

Abends 6 Uhr kamen die Brüder L. und K. von Atta Bey angeritten. Sie hatten sich in der That an jenem Abend verirrt; es war stockfinster gewesen, kein Sternlein mehr zu sehen, noch viel weniger ein Weg. Fast wären sie in einen tiefen Sumpf geraten, da sahen sie in der Ferne ein rettendes Licht. Frau Köhnelein hatte glücklicherweise eine Lampe an ein Seitenfenster des Hauses gestellt. Mit dessen Hilfe fanden sie sich endlich zurecht, sie hatten aber sechs Stunden zu dem Wege gebraucht. Möchten doch alle die Anstalten barmherziger Liebe in der Türkei scheinende Lichter sein in der sie umgebenden Finsternis und manchem verirrtten Wanderer auf den rechten Weg verhelfen!

Abends blieben wir noch lange mit unsern freundlichen Gastgebern im Gespräch; unser Thema war besonders die merkwürdige Inkonsequenz in diesem Lande. Nur zwei Beispiele: Der Handel mit Pulver ist verboten, da die Regierung ein Monopol darauf hat; nichtsdestoweniger kaufen manche Provinzialregierungen das Pulver von den Schmugglern; es fehlte nur noch, daß auch der Schmuggel verstaatlicht würde! Ein anderer Fall: Es besteht ein strenges Verbot gegen den Verkauf von chlorsaurem Kali, da man es als Sprengstoff fürchtet; in Konstantinopel ist es nicht möglich, sich bei Halbschmerzen für 1 Piafter solches zu Gurgelzwecken aus der Apotheke zu holen; selbst kein Arzt kann es verschreiben. In einer uns bekannten Stadt im Innern dagegen werden Tausende von Badman (1 Badman = $7\frac{1}{2}$ Kilo) unter den Augen der Regierung verkauft! Diese Beispiele ließen sich ins Ungemessene vermehren.

Heute haben wir zeitig unsere Sachen gepackt, da der Gepäckwagen doch immer langsamer fährt; wir haben auch für uns einen Wagen bis Samjun genommen, da wir unsere Pferde in Atta Bey zurücklassen wollen, wo man sie gut gebrauchen kann. Die Brüder L. und K. sind vorausgeritten, um sich noch einige deutsche Mühlen anzusehen, die ich schon früher besichtigt. Bruder Köhnelein begleitet uns die erste Tagestour. Soeben habe ich noch den Gegenbesuch der Patres empfangen, die wieder äußerst liebenswürdig waren. Ich halte es doch für wichtig, daß wir von unserer Seite wenigstens alles thun, was wir können, um mit allen Christen brüderlich zu stehen; bis jetzt habe ich damit nur gute Erfahrungen gemacht, sogar bei den Katholiken. Diese haben wohl von selbst hier im Orient mehr das Bedürfnis, auch mit andern Christen Gemeinschaft zu haben. Wenn sie einmal die Gemeinschaft unmöglich machen sollten, so haben wir uns wenigstens nichts vorzumerken. Es ist gar nicht zu sagen, wie die aufrichtigen Mohammedaner durch jede Uneinigkeit unter den Christen innerlich sich abgestoßen fühlen! — Um 12 Uhr kommt auch für mich die Stunde des Aufbruchs.

Jneboli, an Bord des „Saturno“.

10. März 1899.

Ich hatte mir für die Reise von Amassia aus keinen Saptieh erbeten; denn ich hielt es für die zwei Tagereisen, zumal mein Freund bereits einen Saptieh bei sich hatte, nicht nötig. Unsere beiden Leute, den Tscherkessen Hamid und den Koch Mehmed Agha, hatte ich schon in Atta Bey ausgelohnt. Diese Auslohnung war sehr charakteristisch. Als ich dem Tscherkessen seinen ausbedungenen Lohn nebst einem Backschisch einhändigte, saß er mit untergeschlagenen Beinen zu meinen Füßen, sah mich flehend an und sagte: „Effendim, du hast selbst mein Pferd geritten und weißt, wie schlecht es ist, es trägt mich nicht mehr nach Marasch zurück; gib mir noch 2 türk. Pfd. (= 37 Mark), so tausche ich mir ein anderes dafür ein.“ Als ich ihm, trotz aller Anerkennung seiner Dienste, diese Bitte abschlug, stand er schweigend auf, zog seine Schuhe an und verließ stolz die

Stube.*) Anders ging es mit Mechmed Agha. Mit ihm hatte ich vorher nichts Festes über seinen Lohn ausgemacht. Als ich ihn nach seinen Ansprüchen fragte, kamen ihm die Thränen aus den Augen, er eilte auf mich zu, führte den Saum meines Rockes an seine Lippen und sagte: „Effeni, ich hänge an deinen Säumen, ich verlasse euch nicht; nehmt mich mit, selbst bis an das Ende der Welt.“ — „Nun, vielleicht kannst du uns bis nach Samsun begleiten; aber erst will ich wissen, was ich dir schuldig bin.“ Mit gekreuzten Armen stand er da und erwiderte: „Mein Haupt gehört dir, ich bin dein Knecht; nicht einen Para nehme ich von dir!“ Nach einer Weile rufe ich ihn wieder heran und gebe ihm den landesüblichen Lohn für einen Monat: zwei türk. Pfd. Er küßt meine Hand und geht. Nach kurzer Zeit steckt sich ein Kopf durch die Thür: „Effeni, ein Wort.“ — „Nun was?“ — „As dejilmi?“ d. h.: „Ist's nicht zu wenig?“ Als er dann sah, daß ich nicht mit mir handeln ließ, gab er sich zufrieden; als ich ihn aber fragte: „Kommst du mit nach Samsun?“ war die Antwort: „Weite Wege macht ein junges Pferd, doch die Knochen des alten werden müde. Laß deinen Knecht heimkehren dahin, wo seine Wiege steht!“

6. Nach der Küste.

Also ohne Begleitung trat ich meine Fahrt an; es war ein guter Wagen mit Federn, bespannt mit einem Paar schöner Falben-Pferde mit schwarzen Mähnen, guten Kennern. Das Wetter war warm, fast heiß. Kaum waren wir eine Stunde durch das Thal von Amassia gefahren, da kam uns ein Feldwebel in voller Bewaffnung nachgesprengt, grüßte mich höflich und stellte sich vor als vom Mutesfarif Pascha zu meinem Schutze abgeordnet. Sowie der Pascha gehört, daß ich allein abgereist, hatte er, besorgt um meine Sicherheit, mir diesen bis an die Zähne Bewaffneten nachgeschickt.

Nachdem wir das Thal von Amassia verlassen, passierten wir eine weite Ebene und kamen gegen Sonnenuntergang in ge-

birgige Gegend. Durch ein vielfach gewundenes Thal gelangten wir um 7 Uhr zu dem Städtchen Kavsa, von etwa 640 Türken und 360 Armeniern bewohnt. Der Ort ist berühmt durch seine heilkräftigen heißen Quellen, im Altertum Thermae Phasemonitarum genannt, die im Sommer von zahlreichen Leidenden aufgesucht werden. Die Quelle entspringt am höchsten Punkte der Stadt, und es ist über ihr ein „Badehotel“ erbaut. In diesem stiegen wir ab, wo unsere Freunde uns schon erwarteten; unser Freund L., der sich leider das Fieber geholt, lag zu Bett. Natürlich benutzten wir die willkommene Gelegenheit, in dem heißen Bassin uns zu baden; doch das war nicht so leicht. Das Wasser hatte eine solche Hitze, daß es gegen fünf Minuten dauerte, bis man den ganzen Körper in die heiße Flut tauchen konnte.

Hinterher folgte dann noch eine kalte Douche und eine längere Siesta auf den bereitstehenden Ruhebetten, wobei der Badediener uns den Kopf mit einem mächtigen Turban umwand. Das Hotel war für asiatische Verhältnisse erstklassig, eiserne Bettstellen, europäische Tische und Stühle und mächtige Wandspiegel. Nach dem Abendbrot hatte ich noch manches anregende Gespräch mit Bruder K. Er ist ein ernster und demüthiger Christ, und die Kolonie hat an ihm einen trefflichen Leiter. Ihm so wohl als seiner Frau hat der Aufenthalt auf dem Tschifilik sehr wohl gethan. Fieberkrank und elend kamen beide vor einem Jahre hin, gesund und blühend sehen sie jetzt aus; ein gutes Zeugnis für das Klima auf Uta Bey.

Am Morgen des 8. März trennten wir uns von ihm; er ritt auf einem direkteren Wege (nicht über Amassia) nach dem Landgut zurück; ein Mann, den er mitgebracht, führte Bruder L.'s treues Reitpferd ebendorthin, während letzterer, immer noch fieberleidend, mit mir den Wagen bestieg. Es war regnerisches Wetter, das, je höher wir in das Gebirge kamen, um so mehr in Schneegestöber überging.

Mittags machten wir auf dem 3100 Fuß hohen Kara Dag (schwarzen Berge) Station, dessen zahlreiche hölzerne Choleraquarantänehäuser Gott sei Dank schon lange Zeit leer stehen. Immer stärker wirbelte der Schnee, so daß die Pferde sich nur noch mühsam ihren Weg bahnten.

*) Das Pferd hat ihn nach Marasch getragen und er hat mit demselben unserer Schwefel Kubach in Marasch noch manchen Dienst gethan.

Hinauf ging es zu dem an steilem Berges-
 abhang gelegenen Städtchen Kawak, wo
 ich vor 1½ Jahren die erste Nacht in
 Klein-Asien unter Wanzen-Gewimmel zu-
 gebracht hatte, bis zu dem ganz im Schnee
 begrabenen Tschakali, wo der schöne
 Khan uns aufnahm. Der Khandschi räumte
 uns sein bestes Zimmer ein, das mit sei-
 nem mannigfachen Komfort schon an ein
 europäisches Hotel erinnerte. Wehmütigen
 Herzens nahmen wir Abschied von anatoli-
 scher Einfachheit und — anatolischem
 Schmutz, von dem allerdings trotz alles
 Komforts hier noch eine ganze Menge an-
 zutreffen war. Zum letzten Male labte
 uns eine unserer Büchsenuppen und unser
 selbstbereiteter Kakao im notdürftig mit der
 Hand gereinigten Geschirr!

Am nächsten Morgen standen wir zeitig
 wieder auf; meinem Freunde ging es Gott
 sei Dank besser. Es war ½8 Uhr, als
 wir fort kamen. Der Schnee fiel noch
 immer, und wir hatten Besorgnis wegen
 des Gebirgsweges, der uns noch bevor-
 stand. In steilen Schlangenlinien ging es

noch etwa 600 Fuß hinauf; es war aber
 eine schöne Fahrt. Nach etwa drei Stunden
 sahen wir in der Ferne tief unten eine
 weite, schwarze Fläche. Ich hielt es für
 das Meer, aber es waren nur die tiefer
 gelegenen Gegenden, wo an Stelle des
 Schnees Regen gefallen war; allmählich
 kamen wir tiefer hinab und sahen dann,
 zurückblickend, wie unser Weg uns durch
 die Schneewolken hinabgeführt und wie
 eine deutliche Linie auf allen Bergen die
 Schneeregionen von dem tieferen Gelände
 schied.

Da — um eine scharfe Ecke — und
 spiegelklar in majestätischer Ruhe lag das
 Schwarze Meer vor uns. *Ἡ θάλασσα, ἡ θάλασσα!* riefen wir mit Xenophon entzückt aus. Hatten wir doch seit
 drei Monaten das Meer nicht mehr ge-
 sehen; waren wir doch nun unserm Ziele
 nahe! So klar und friedlich lag das
 „ungastliche Meer“ da, daß man es kaum
 glauben mochte, wie es von Herbst bis
 Frühjahr fast täglich ein Schiff als Opfer
 fordert.



Zwölftes Kapitel.

Heimwärts.

Ineboli, an Bord des „Saturno“.

10. März 1899.

Bald tauchten die ersten Häuser eines Vorortes von Samsun auf und dann die Stadt selbst, mit ihren, besonders im Frankenviertel recht ansehnlichen weißen Häusern mit Ziegeldächern, die sich zum Teil an den Berglehnen hinaufziehen, da die Stadt im Sommer und Herbst eine Brutstätte gefährlicher Fieber ist. Sie liegt malerisch an einer breiten Meeresbucht und ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz. Die Mehrzahl der Bewohner sind, wie in den meisten Küstenplätzen, Griechen (5000), sodann giebt es noch 3000 Türken, 2000 Armenier und 1000 Angehörige verschiedener Völkerschaften. Unter den Armeniern ist auch eine evangelische Gemeinde. Einige Kilometer entfernt, an dem nordwestlichen Vorgebirge der Bucht liegen die Ruinen des alten Samsun, früher Amisus, eine der ältesten griechischen Kolonien. Die Geschichte dieser Stadt im Altertum ist zur Genüge bekannt. Seit dem Sultan Bajasid I., dem Eroberer, ist Samsun eine wichtige Stadt des osmanischen Reiches und gehört nach der jetzigen Einteilung zum Wilajet Trebisond (Trapezunt).

Am ersten Hause der Stadt, noch oben auf den Bergen, hielt die Polizei uns an und forderte unsere Pässe. Wir wußten schon, daß man sie dann meist erst gegen Abend wiederbekommt; deshalb zeigte wir mit einigen energischen Worten unser Buzurultu vom Wali Pascha in Sinas, worauf man uns sofort erlaubte, weiter-

zufahren. Nur unser Saptieh mußte dort bleiben, um uns die Pässe sogleich nachzubringen. Wir kehrten wieder bei unserer altbekannten, braven „Madame Boschka“ ein, in ihrem Hotel am Meere, wo alle unsere Freunde logierten. Die Einheimischen kennen sie nur unter dem Namen „Dischdschi Madama“, von „disch, der Zahn“, weil sie früher der edlen Kunst des Zähneziehens obgelegen. „Wann geht ein Schiff?“ war natürlich unsere erste Frage. „Heute der Österreicher, aber Sie erreichen ihn nicht mehr.“ Auf der Agentur erfuhr ich indessen, daß wir noch zwei Stunden Zeit hatten. Inzwischen kam unser Agent, Herr S., und brachte uns die hochwillkommene Nachricht, daß unsere beiden Handkoffer sich eingefunden. Nun schnell zu Mittag gegessen, dann die Sachen auf dem Zollamt besorgt, während dessen der Saptieh die bereits visierten Pässe brachte, und auf ging's zum Dampfer auf schwankem Nachen.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir den Namen des Dampfers erblickten: „Saturno“. Es war also derselbe Dampfer, auf dem wir Anfang Dezember die Reise von Konstantinopel nach Mersina gemacht! Welch' wunderbares Zusammentreffen. Es war, als ob er auf uns hätte warten müssen, denn er hatte vier Tage Verspätung. Die Stürme hatten ihn gezwungen, vier Tage hier vor Anker zu liegen. Jetzt dagegen war schönes, ruhiges Wetter, nur wenig Regen! Welche wunderbaren Fügungen Gottes bis zum Schluß unserer Reise. Hätte der Dampfer nicht so lange Verspätung gehabt, hätten wir wohl erst Sonntag wieder einen Dampfer

gefunden und wären in die Äquinoctialstürme hineingeraten. Ja, wir haben einen treuen Gott, der väterlich für uns sorgt auf Schritt und Tritt! Auf dem Schiffe erkannte uns das Personal wieder. Nur der Kapitän hatte gewechselt. Der jetzige Kapitän ist eine sehr sympathische Persönlichkeit. Gleich gestern hatten wir beim Abendessen ernste religiöse Gespräche, die durch einen reichen griechischen Freigeist veranlaßt waren, der behauptete, ein guter Chinese sei ein guter Christ, ein guter Christ sei ein guter Buddhist und was dergleichen Unsinn mehr war! Er wurde von uns allen, dem Kapitän, einer katholischen Dame und uns beiden so gründlich in die Enge getrieben, daß er sich nachweisen lassen mußte, wie er über Dinge

schwatzte, die er gar nicht kannte. Er kannte weder den Buddhismus, noch den Konfucianismus, noch den Islam, noch die Bibel, und maßte sich dennoch ein Urteil über alles an; ich sagte schließlich zu ihm: „Über Religion reden läßt sich nur mit Leuten, die die Wahrheit suchen. Wer nicht die Wahrheit sucht, weil er nicht glaubt, daß es eine giebt, ist nicht fähig, etwas von Religion zu verstehen.“ Als er geringschätzig davon sprach, daß wir Christen, anstatt zu wissen, an Dogmen glaubten, zählten wir ihm sämtliche Dogmen auf, an welche die Materialisten glauben, auf denen ihre ganze Weltanschauung beruht, und die doch noch niemand hat beweisen können, z. B. die Bewegung der Atome als Grundlage der Chemie, die



Samfun.

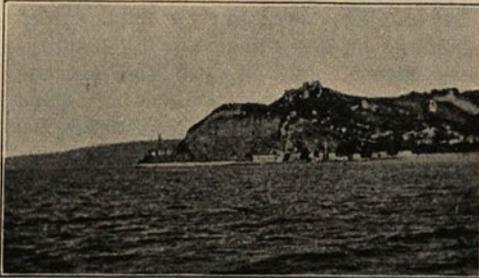
Untheilbarkeit der Atome, ja deren Existenz, die kein Mensch je mit irgend einem Mikroskop gesehen, die Erklärung des Lichts, der Wärme, Elektrizität und Magnetismus aus den Bewegungen des Weltäthers, dessen Vorhandensein noch niemand bewiesen hat, und was dergleichen Dogmen mehr sind. Schließlich wurde der erst so prozig auftretende Freigeist ganz klein und thut jetzt den Mund nicht mehr auf. Der Kapitän zeigt sich als ein ernster Christ, der von der Herrlichkeit und Größe Gottes tief begeistert und erfüllt ist, und sich durch keine Einwände irre machen läßt. Vor kurzem ist er durch Vermittelung des mit ihm befreundeten katholischen Patriarchen von Jerusalem durch den Kaiser von Oesterreich zum Ritter des heiligen Grabes ernannt worden.

Die katholische Dame war auf einer

Pilgerreise nach Jerusalem. Ich sah sie mit dem Kapitän einige Worte auf italienisch wechseln, dann wandte sie sich schüchtern zu mir mit der Frage, ob sie mich um etwas bitten dürfe. Natürlich sagte ich zu, und so kam sie mit ihrem Anliegen: sie habe jetzt mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, ob ich nicht für sie beten wolle? Sie verspreche mir dafür, dann auch am heiligen Grabe meiner im Gebet zu gedenken. Dadurch kamen wir dann sofort in ein längeres Gespräch über das Gebet und die Bedingungen der Erhörnung. Es ist wunderbar, daß Gott uns so oft mit Katholiken zusammenführt, die wir als in ihrer Art aufrichtige, ernste Christen achten und schätzen müssen. Er will uns zeigen, daß er auch unter ihnen sein Volk hat, und daß aller Priesterbetrug den Samen seines Wortes nicht ersticken kann. Dazu hat er

die Seelen denn doch zu lieb, für die er sein Blut vergossen hat. Die Familie des Mannes dieser Dame ist eine Hugenottenfamilie und stammt von einem alten gräflichen Kreuzrittergeschlecht ab; als sie aber um ihres evangelischen Glaubens willen aus Frankreich flüchteten, haben sie auch ihre Titel aufgegeben. Also überall Kreuzritter!

Heute früh wachten wir bei herrlichstem Frühlingwetter auf, wir hatten Sinope bereits passiert, ohne zu landen; die Sonne



Anadolu Kavaş.

stand am wolkenlosen Himmel, milde Lüfte wehten. Schön hoben sich die schneeigen Berge der Randgebirge ab von der tiefblauen See. Es war eine Erquickung, auf Deck zu promenieren. Man wünschte oft, näher an der herrlichen Küste weiterzustreichen, die nichts von anatolischer Verödung sehen läßt. Das ganze Küstengebiet ist eine Gartenwildnis von Myrten-, Lorbeer-, Feigen-, Granaten-, Apfelsinen- und Zitronenbäumen, während die Berg Höhen mit herrlichen Azaleen und riesigen Rhododendren geschmückt sind; die Flussebenen sind bewachsen mit Cypressen-, Kirschlorbeer-, Erdbeer- und Maulbeerbäumen; durch alles hindurch schlingt sich ein Dickicht von echten Weinreben. Die Vegetation ist also noch reicher, als am Bosphorus, und wenn einmal der Wind vom Lande herüberweht, so ist's zuweilen, als ob er alle Wohlgerüche Arabiens zu uns hinüberführt. Man versteht es, warum die Griechen hier kolonisiert haben. Gegen 12 Uhr gingen wir hier vor Tneboli vor Anker, das reizend zwischen grünen Bergen an der Küste liegt, am Ausgange einer waldigen Thalschlucht. Herrliche Villen liegen auf den Felsabhängen der Küste, mit prächtigen Gärten umgeben. Tneboli ist der Hafenplatz der Stadt Kastamuni,

und daher entfaltet sich hier ein lebhafter Verkehr. 500 Kolli waren auszuladen, und zahllose Säcke mit Angorawolle und Angoraziegenfellen einzuladen. Den ganzen Nachmittag haben wir hier gehalten und erst um 7 Uhr abends, vor einer viertel Stunde, sind wir wieder abgedampft. Es ist ein herrlicher Abend, das Meer ruhig; nur in der Ferne taucht eine Wolkenwand auf.

Anadolu Kavaş, an Bord des „Saturno“.

11. März 1899.

Auch heute wieder paradiesische Frühlingluft und stille See, so daß das Schiff ohne die leiseste Schwankung seine Knoten abwickelte.

Einer unserer Reisegefährten ist ein junger türkischer Gardeoffizier aus Konstantinopel, ein bescheidener und lebenswürdiger junger Mann von ganz germanischem Aussehen. Soeben erzählte er uns ein interessantes Stück aus seiner Familiengeschichte.

Sein Großvater war der Agha von Merşifun; damals hatte noch jede Stadt ihren Agha, der ziemlich selbständig herrschte. Der Agha von Josgat mit seinen 24 000 „Unterthanen“ war aber damals der mächtigste der Provinz. Um seine Macht noch zu vermehren, beschloß er, alle anderen zu töten, auch den Hassan Agha von Merşifun. Da kam zu ihm ein Herr als Besuch, der aber erst bei Hassan Agha als Gast geweiht, und hörte von seinem Plan. Sofort sandte dieser an seinen Gastfreund in Merşifun die Botschaft: „Verkaufe dein Schwert und kaufe ein Paar Schuhe“, d. h. „fliehe schnell“. Hassan Agha machte sich sofort mit seiner Familie auf den Weg. Unterwegs schreit eins seiner Kinder. „Bring das Kind zur Ruhe“, befiehlt er seinem Diener. Dieser versteht es falsch, erdroffelt das Kind und wirft es aus dem Wagen! Als sie in Samsun ankamen, da stellt sich das graufige Mißverständnis heraus! Sie fliehen nach Konstantinopel. Nach Jahresfrist aber heiratet er die Tochter des Agha von Köprü bei Merşifun, und durch dieses Bündnis war seine Macht so gewachsen, daß er wieder zurückkehren konnte. Endlich aber wurde er von seinen eigenen Unterthanen getötet; er ging über den Markt, wo zwei Fleischer sich stritten.

Anstatt ihren Streit zu schlichten, kam ihm die Scene so komisch vor, daß er darüber lachte. „Was? der Agha lacht über uns?“ schrie das Volk erbost, stürmte den Konak und tötete den Agha. Seitdem ist die Familie verarmt, so daß die Söhne genötigt sind, Beamte oder Offiziere zu werden. So die Erzählung unseres Gefährten.

Heut abend sind wir hier am Eingang des Bosphorus vor Anker gegangen. Nach Sonnenuntergang darf kein Schiff mehr den Bosphorus passieren; fährt ein Schiff nur einige Meter über die bestimmte Linie hinaus, so wird es durch einen blinden Kanonenschuß zur Umkehr aufgefordert, wie ich es früher selbst einmal erlebt habe. Es ist wunderbar still an Bord; kein Lüftchen regt sich; schweigend liegen die Ufer des Bosphorus da, kein Laut dringt herüber. Auch auf dem Schiff ist alles ruhig. Der Himmel ist bedeckt und am Strande fast alles dunkel. Nur in der Sanitätsstation und in einzelnen Häusern von Anadolu Kawak sind einige Lichter zu sehen. Ein so stiller Abend auf Deck hat einen geheimnisvollen Reiz. Morgen früh geht es dann weiter nach Konstantinopel, so Gott will.

Bebel, 12. März 1899, Sonntag.

Endlich daheim! Unsere Herzen und Lippen sind voll Lob und Preis gegen Gott. Als wir heute früh durch den Bosphorus fahren, schienen mir die wohlbekanntesten Stätten Beicos, Bözükdere, Therapia, Hissar, Bebel u. s. w. wie in einen märchenhaften Glanz getaucht; andere sahen nichts, als einen trüben Nebelschleier, der sich über die Landschaft ausbreitete; aber solche Wirkung hat das Bewußtsein, daheim zu sein. Selbst die sonst so mürrischen Gesichter der türkischen Polizeioffiziere und Zollbeamten schienen uns einen freundlichen Willkommgruß entgegenzulächeln, und in der That schüttelte der eine Zollbeamte mir herzlich die Hand und sprach mir seine Freude aus, daß ich wieder daheim sei. Sie waren alle merk-

würdig dienstbereit. Oder schien es uns nur so?

Endlich konnten wir uns auf dem Lokaldampfer einschiffen, der uns mittels einer Zickzackfahrt zwischen Europa und Asien nach unserm Bebel führte. Niemand wußte von unserer Ankunft. Unangemeldet traten wir während des Gottesdienstes in die Kapelle. Mein Vikar, Predigtamtskandidat M., stand am Altar und sprach das Schlußgebet; im Augenblick unseres Eintritts betete er gerade die Worte: „D



Die Türme des Genueserschlusses von Anadolu Kawak.

Herr, behüte du unsere lieben Brüder auf ihrer Reise vor allem Unfall und Gefahr, und geleite sie unter deinem Schutze wieder gesund zu uns zurück!“ Noch hatte man uns nicht bemerkt. Da, nach dem Segen trat ich vor und sprach knieend am Altar ein Lob- und Dankgebet. Ja, wahrlich, wir hatten Grund, mit dem Psalmenisten zu sprechen: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!“ Ps. 91.

Das Resultat unserer Reise ist in jeder Beziehung zufriedenstellend. Es ist uns gelungen, einen klaren Einblick in die Verhältnisse der Bevölkerung, ein begründetes Urteil über die Ursachen der entsetzlichen Notstände, sowie einen Ausblick in die Aussichten des Hilfswerkes zu gewinnen. Auch haben wir den Eindruck gewonnen,

daß mit wenigen Ausnahmen die Lokalbehörden dem Liebeswerk sympathisch gegenüberstehen. Vor allem aber durften wir uns selbst überzeugen, wie im ganzen Lande ein inbrünstiges Verlangen nach dem Worte des Lebens sich zeigt. So dürfen wir hoffnungsvoll in die Zukunft schauen.

Viele hatten uns vor dem Antritt unserer Reise dieselbe in dieser Jahreszeit für ganz unmöglich erklärt; aber der Herr, der sie uns aufgetragen, hat wieder einmal gezeigt, daß er die nicht im Stiche läßt, die sich stützen auf seine Verheißungen! Er wird das auch ferner zeigen an allen, die

im Gehorsam gegen ihn bei dem heiligen Liebeswerk an dem armen gepeinigten armenischen Volke mithelfen, mitbeten und mitarbeiten. Denn sein ist das Werk und nicht unser! Er wird den Strom barmherziger Liebe, der jetzt aus dem Abendland nach dem Morgenland hinüberflutet, so lenken, daß er helfen muß, aus der Blut- und Thränenfaat in Klein-Asien eine Freudenernte hervorzuwachsen zu lassen.

Die Erlöseten des Herrn werden wiedertehren
und gen Zion kommen mit Jauchzen;
Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein,
Freude und Bönne werden sie ergreifen,
Schmerz und Seufzen wird entfliehen!





Sin Nachspiel.

Die Schilderung dieser Reise wäre unvollkommen ohne einen Bericht über das eigenartige Nachspiel, welches sich daran knüpfte. Betraf dasselbe auch zunächst nur mich und meine Familie, so weist es doch etliche Züge auf, die typisch sind für die orientalischen Verhältnisse und für die Schwierigkeiten, mit denen jede christliche Arbeit in der Türkei zu kämpfen hat.

Es kam uns wirklich von Herzen, als wir nach unserer Ankunft in die türkischen Zeitungen Konstantinopels Artikel setzten, in welchen wir mehreren Paschas und Provinzialregierungen in Klein-Asien, die wir mit Namen nannten, unsern Dank ausdrücken für alle entgegenkommende Freundlichkeit, die wir von ihnen erfahren hatten. Hatten wir schon von Anfang an der türkischen Regierung gegenüber in unserer Arbeit eine lokale Haltung eingenommen, so wurde es mir nach dieser Reise doppelt Gewissenssache, das herzliche Vertrauen, welches uns die Behörden entgegenbrachten, künftig mit gleichem Vertrauen zu erwidern. Doch es sollte anders kommen!

Am 4. April erhielt ich einen Brief des Vorsitzenden unseres Hilfsbundes, in welchem er mir mittheilte, der Sultan habe mich verklagt, die Stadt Zeitung zur Empörung aufgereizt zu haben, und Se. Majestät der Kaiser habe deshalb meine Absetzung befohlen!

Das klang mir wie ein Märchen, als ich es las! War es möglich, daß die lächerliche Verdächtigung jenes Polizeispions (s. o. Kap. 5) solche Folgen hatte? Und wenn es Menschen gab, die sie im Ernst für glaubwürdig hielten, war es möglich, daß ich ohne jede Untersuchung verurteilt war? Was mußten die Folgen

für unser Werk sein, wenn ich, wegen revolutionärer Bestrebungen von der türkischen Regierung angeklagt, und von der deutschen verurteilt, die Türkei verlassen mußte? Was sollte aus meiner Familie werden? Das waren Gedanken, die zuerst mein Herz bewegten. Doch ich wurde mir bald vor dem Herrn klar, daß er alles zum Guten wenden würde; war es doch sein Dienst, um deswillen ich verklagt war. O wie vielen Jüngern des Herrn sind in ähnlichen Lagen schon die Gedanken zum Troste geworden, die in dem herrlichen Liede enthalten sind:

„Die Sach' ist dein Herr Jesu Christ,
Die Sach' an der wir stehen,
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehen!
Allein das Weizenorn, bevor es fruchtbar
sprößt zum Licht empor,
Wird sterbend in der Erde Schoß zuvor vom
eigenen Wesen los.
Durch Sterben los, vom eignen Wesen los.“

Bald erkannte ich, was es zunächst zu thun galt. Das Interesse des Hilfsverbandes verlangte, daß alles versucht wurde, um den Thatbestand aufzuklären, damit der Vorwurf revolutionärer Bestrebungen nicht auf unserm Hilfswerk haften blieb. So fuhr ich denn sofort am nächsten Tage zum deutschen Botschafter Freiherrn von Marschall, der mir als ein uns wohlgesinnter Herr bekannt war; in manchen kleinen Schwierigkeiten war er uns schon behülflich gewesen; ich berichtete ihm genau über den Hergang und reichte ihm schriftlich den Gedankengang der fraglichen Predigt ein, den ich glücklicherweise auf einem Zettel in meiner Bibel vorgefunden. Er war sehr freundlich und entgegenkommend. Aus dem eingereichten Concept war deutlich zu ersehen, daß ich

von keiner politischen Erlösung, sondern von der Erlösung aus Sündennechtigkeit und Sündenfinsternis gesprochen. Doch was war die Folge? Das auswärtige Amt antwortete unserm Vorstande, der Bericht des Botschafters, den er auf Grund meiner Mitteilungen erstattet habe, habe ihnen lediglich den Eindruck der türkischen Regierung von meinem revolutionären Auftreten bestätigt! Also das deutsche auswärtige Amt bestätigte damit die türkische Auffassung, daß die Predigt von der Erlösung durch Christum eine revolutionäre Wirkung habe! Damit stimmte überein, was ich später von

maßgebender Seite vernahm: schon seit vielen Jahren dürfen die armenischen Priester und Bischöfe in ihren Predigten weder das Wort „Erlösung“ gebrauchen, weil die Spione es regelmäßig politisch deuten (s. Apostelg. 17, 6; 24, 5), noch den Satan erwähnen, weil dies als eine versteckte Anspielung auf den Sultan aufgefaßt wird!

Unser Vorstand richtete sodann ein Gesuch an das auswärtige Amt, eine Untersuchung der Angelegenheit zu veranlassen. Dieses Gesuch wurde kurzerhand abgelehnt. Zugleich sandte der Vorstand mir eine Vertrauenserklärung und veröffentlichte



Partie von Stambul mit dem goldenen Horn.

einen Artikel mit klarer Darstellung der Sachlage in den Blättern.

In Konstantinopel blieb mir noch eine Aufgabe übrig: dem Großwesier, durch den die Anklage an den deutschen Botschafter eingereicht worden war, den Thatbestand aufzuklären.

So fuhr ich gegen Ende Mai bei der „Hohen Pforte“ vor. Der Umstand, daß ich unsern braven Kroaten Philipp in seiner phantastischen goldgestickten Nationaltracht als Diener mitgenommen,*) öffnete mir den Zugang. Durch einen Dolmetscher überreichte ich dem Großwesier meine in

französischer Sprache abgefaßte Eingabe. Doch war ihm der Inhalt augenscheinlich unangenehm; er ließ sie mir wieder zurückreichen mit dem Anheimgen, sie durch die deutsche Botschaft einzureichen. Der alte ehrwürdig aussehende Mann dauert mich aufrichtig; für alle möglichen Dinge ist er die verantwortliche Instanz, und hat doch der Hofkamarilla gegenüber gar keinen Einfluß. Im letzten Jahre wurde ihm sein einziger Sohn auf der Brücke über das goldene Horn durch einen rachsüchtigen Albanesen ermordet. Seitdem ist seine Kraft gebrochen, und er hat sich fast ganz von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Immer wird mir der herrliche

*) Alle christlichen Anstalten in Konstantinopel haben solche Kroaten als Hauswächter.

Blick auf das Goldene Horn und den Bosphorus, den ich aus den riesigen Fenstern des eleganten Salons in der Hohen Pforte genoss, in Erinnerung bleiben, ein märchenhaft schönes Bild, wenn man nicht wüßte, wie viele Tausende unschuldiger Opfer einer gewissenlosen Politik auf dem Grunde dieser blauen Flut ihre letzte Ruhestatt gefunden haben. Der Botschafter weigerte sich später ohne Grundangabe, obige Eingabe an die türkische Regierung von Amtswegen weiter zu befördern.

Der letzte Schritt meinerseits war, daß ich auf Beschluß unseres Vorstandes in einer Immediateingabe den Fall Sr. Majestät dem deutschen Kaiser zur Kenntnis vorlegte, indessen ohne Erfolg.

Auch die persönliche Verwendung eines befreundeten türkischen Staatsrats und des armenischen Patriarchen Malachia Ormanian bei der deutschen Botschaft in Konstantinopel blieb ergebnislos; ich mußte die Wahrnehmung machen, daß die deutsche Regierung mir jeglichen Schutz gegen die verleumderische türkische Anklage versagte, obwohl unser Waisenhaus in Bebel eine derjenigen Anstalten ist, welche unter offiziellem Schutz des deutschen Reiches stehen.

Doch es ist nun die Frage zu beantworten, wer eigentlich an der ganzen Anklage schuld war, und welches die treibenden Beweggründe gewesen sind?

In der ersten Mitteilung, die ich seitens unseres Vorsitzenden erhielt, wurde auf Grund der Darstellung des auswärtigen Amtes der armenische Patriarch als derjenige hingestellt, der die Anklage veranlaßt.

Zu gleicher Zeit erschien in der „Köln. Zeitung“ ein offiziöser Leitartikel. In diesem wurden meine Predigten in Zeitun als ein Versuch geschildert, unter den gregorianischen Armeniern protestantische Propaganda zu treiben (NB. die betreffenden Predigten hatten in der evangelischen Kirche stattgefunden), wodurch der Unwille des Patriarchen erregt worden sei.*) Als Beweismittel wurde ein Schreiben des Patriarchen an die Hohe Pforte abgedruckt, worin er sich über proselytische Propaganda der Mission beschwert. Der Artikelschreiber

„vergaß“ aber hervorzuheben, daß der Patriarch in dem betreffenden Schreiben lediglich die römische Propaganda erwähnte! Trotzdem führte er die Maßregeln der türkischen Regierung, die außer mir auch die evangelischen Waisenhäuser in Kurdistan betroffen hatten, auf diese Eingabe des Patriarchen zurück. Der Artikel ging durch die gesamte deutsche Presse und führte die öffentliche Meinung irre.†)

Die Gegner unseres Liebeswerkes hatten es wohl empfunden, daß die Beschuldigung, ich hätte die Stadt Zeitung zur Revolution aufgereizt, in den Augen jedes Urteilsfähigen sich selbst richtete; so suchten sie den Anschein zu erwecken, ich hätte Propaganda für die evangelische Kirche unter den gregorianischen Armeniern getrieben, und der Patriarch habe, dadurch gereizt, meine Vertreibung unter dem Vorwand jener politischen Anklage durch Vermittelung der türkischen Regierung durchzusetzen gemußt!

Obwohl ich sofort erkannte, daß in jener Eingabe des Patriarchen keine Anklage gegen unsere Arbeit oder gegen mich enthalten war, hatte ich doch zunächst keinen Anlaß, an der sich auf Quellen des auswärtigen Amtes zurückführenden Darstellung zu zweifeln, so schmerzlich es mir auch war, dem Manne, der uns mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet und mir immer als Freund entgegengetreten war, einen so schmählichen Verrat zutrauen zu müssen. Nach dem Vorgefallenen widerstrebte es mir, ihn persönlich aufzusuchen, und ich bat den Erzbischof Krikorius, Präsidenten des Heil. Synods, unseren lieben Freund (siehe sein Bild S. 30), ihn über die Angelegenheit zu interpellieren. Er brachte mir daraufhin nach einiger Zeit die Mitteilung, daß der Patriarch an allem unschuldig sei, und seine Gesinnung uns gegenüber ganz unverändert sei; hatte dieser doch auch noch vor kurzer Zeit mich selbst brieflich um Aufnahme eines Kindes in unser Waisenhaus gebeten. Es war eine Kette von Rätseln! Endlich, als die Armenier mir immer wieder nachdrücklich in ihrer geheimnisvollen Redeweise mündlich und schriftlich versicherten, es stecken ganz andere Intrigen dahinter, und mich flehentlich baten, ihren Patriarchen zu besuchen, entschloß ich mich

*) Wenn wir an anderen Orten auch in gregorianischen Kirchen gepredigt haben, so geschah dies stets nur auf ausdrückliche Einladung der Priester oder Bischöfe.

†) S. dagegen: „Preuß. Jahrbücher“ Jahrgang 1899, Maiheft.

dazu. Feierlich beteuerte mir der Patriarch, daß er mit der ganzen Sache garnichts zu thun habe; im Gegenteil, sobald er hörte, daß seine Eingabe in der europäischen Presse so mißdeutet worden sei, habe er sofort an die Botschafter Deutschlands, Englands, Amerikas und Frankreichs eine gleichlautende Note gesandt folgenden Inhalts (den Inhalt ließ er mir später schriftlich zugehen):

„Das armenische Patriarchat beehrt sich, Ew. Excellenz gelegentlich der Gerüchte, welche über die ausländischen Waisenhäuser in den Provinzen der Türkei kursieren, folgendes zur Kenntnis zu bringen:

1. daß von seiten des Patriarchats bei der Hohen Pforte kein Schritt gethan worden ist, weder gegen den Bestand, noch gegen irgend eine Praxis dieser Waisenhäuser.

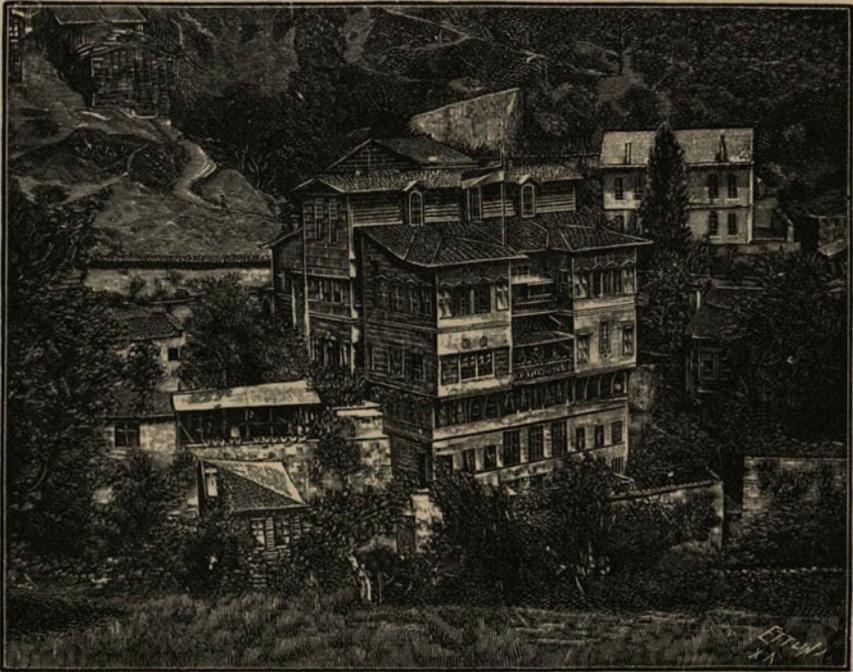
2. Daß das Patriarchat jeder Zeit mit einem Gefühl voller Dankbarkeit der Fürsorge und den Opfern gefolgt ist, welche

fromme Seelen Europas und Amerikas gegen die armen Geprüften, die armenischen Witwen und Waisen gezeigt haben.

3. Daß das Patriarchat freiwillig die Personen, die mit der Inspektion der ausländischen Waisenhäuser beauftragt waren, mit Einführungs- und Empfehlungsbriefen versehen hat (bezieht sich auf unsere Empfehlungsbriefe).

4. Daß das Patriarchat, indem es sich stützt auf die menschenfreundlichen Absichten dieser Wohlthäter, der Überzeugung gewesen ist und noch ist, daß die Hilfe der Wohlthätigkeit weder zu Gunsten der konfessionellen Propaganda noch zum Kampfe gegen die armenische Volkskirche verwendet werden darf.

5. Daß das Patriarchat nur verlangt hat und immer verlangt, daß die Waisenkinder, deren Beschützer es ist, und die sich in den ausländischen Waisenhäusern



Deutsches Waisenhaus in Bebel am Bodporus.

befinden, erzogen und unterrichtet werden sollen in der Religion ihrer Väter, und nicht der Ausübung des Kultus ihrer Religion beraubt werden dürfen; in diesem Sinne hat es den Häuptern der Diöcesen Instruktionen gegeben.

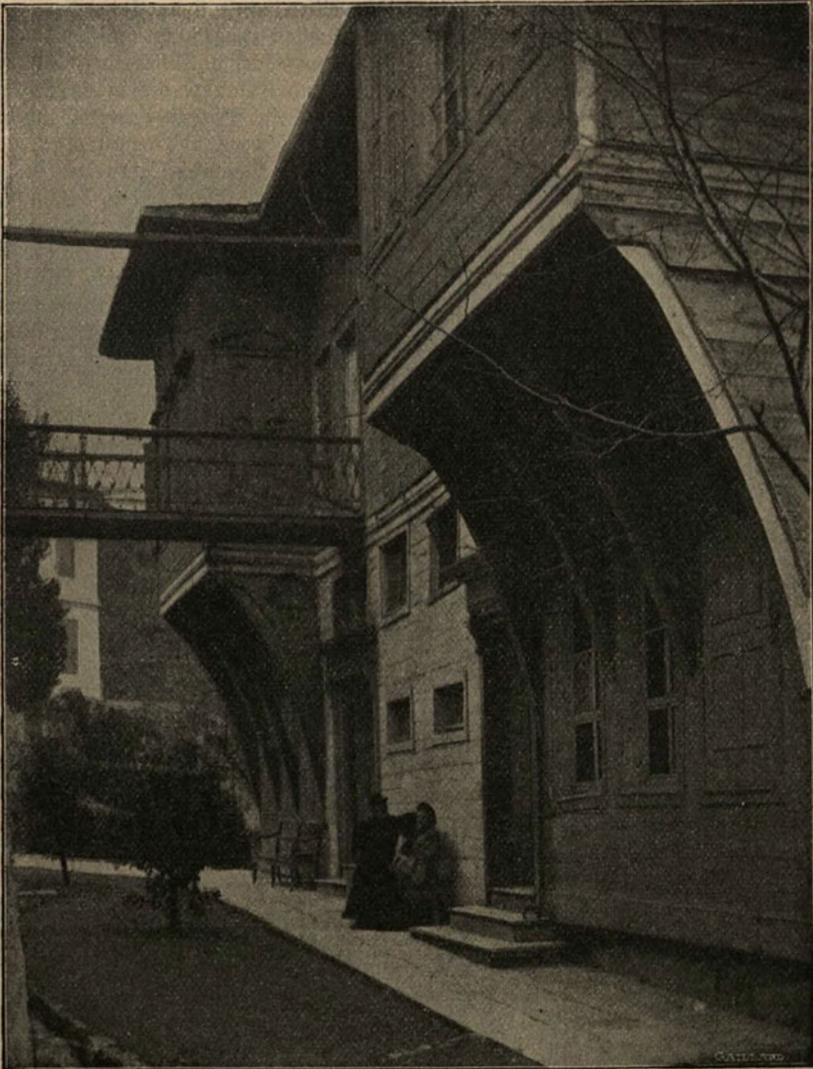
6. Daß selbst die Generalversammlung der Missionare im Jahre 1897 erklärt hat, diese Principien anzunehmen.

7.—10. Folgt die Darstellung eines Specialfalles mit der amerikanischen Mission in Marasch, der für uns ohne Interesse ist.

11. Daß das Patriarchat sich glücklich schätzt, die aufgeklärte und humane Handlungsweise der Leiter einiger ausländischen Waisenhäuser zu konstatieren, welche seinen Wünschen vollkommen Recht gegeben haben, indem sie ihren armenischen Waisenkindern

die Teilnahme an ihrem Gottesdienst und den kirchlichen Gebräuchen ihrer Religion ermöglichen (vgl. unten den Brief an mich).

12. Das Patriarchat glaubt, daß diese Erklärungen genügen, um den durch die oben erwähnten falschen Gerüchte hervorgerufenen



Deutsches Waisenhaus in Bebel am Bodporus (Bergseite), der 4. Stock zu ebener Erde.

Eindruck zu zerstreuen und um die Aufrichtigkeit seiner Handlungsweise zu beweisen u."

Dazu schrieb er mir auf eine schriftliche Eingabe, in der ich ihn bat, mir das mündlich Gesagte schriftlich bestätigen zu wollen, folgenden Brief:

J. N. 8704/1401. „Ich habe Ihren Brief vom 28. April erhalten, in welchem Sie mir Mitteilung machen über die Anklage, welche durch die ottomanische Polizei gegen Sie erhoben worden ist und über Ihre Rückkehr nach Deutschland. Von

diesen Thatfachen nehme ich mit großem Bedauern Kenntniß. Während der ganzen Zeit, wo Sie die Leitung des deutschen Waisenerwerkes hatten, habe ich keine einzige Ursache der Klage gegen Sie gehabt, in anbetracht der Erleichterungen, welche Sie für die Unterweisung der armenischen Waisen in der Konfession ihrer Eltern gewährt haben. Aber mit dem größten Erstaunen lese ich in diesem Briefe, daß man mich als die Ursache jener Anklage hingestellt hat. Sie sagen ferner, daß der deutsche Botschafter mich als den größten Gegner Ihrer Waisenhäuser bezeichnet habe. Indessen Sie kennen schon mich und meine Gefühle gegen Sie und Ihr Werk, und können sicherlich diesen Worten keine Bedeutung beimessen. Aber um Sie noch einmal zu versichern, will ich Ihnen erklären, daß ich niemals Ihr Ankläger gewesen bin, und daß ich niemals ein Feind Ihrer Waisenhäuser gewesen bin

Die Eingabe des Patriarchats gegen den Profelytismus, welche der Hohen Pforte überreicht worden ist, spricht nicht von den Waisenhäusern, sondern ausschließlich von der Verteilung von Hülfsgeldern unter der Bedingung des Konfessionswechsels, wie es in Wan von seiten der katholischen Missionare geübt worden ist.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um Sie dem Schutze des Himmels zu empfehlen.

Der Patriarch der Armenier
† Malachia.“

Wo bleibt nun da der „Profelytismus“, den der offiziöse Gewährsmann der „Köln. Zeitung“ unserem Werke anhängen wollte?

Die Note an die Botschafter hatte man also aus taktischem Interesse verschwiegen, und der Eingabe an die türkische Regierung einen andern Sinn untergeschoben! Als diese politischen Intriguen sich nun allmählich entschleierten, da begann ich das bekannte Wort zu verstehen: „Politik verdirbt den Charakter“, und was unser Kaiser gemeint hat, als er einst die Pastoren vor der Politik warnte!

Wie freute ich mich aber andererseits, daß auf den Patriarchen und seinen Charakter kein Schatten gefallen war, und daß ich mit dem früheren Vertrauen von ihm scheiden durfte.

Wie war nun aber der Hergang in Wirklichkeit gewesen? Um das zu erklären, muß ich ein wenig weiter ausholen. Neben oder eigentlich über der offiziellen Regierung mit ihren oft tüchtigen, ehrlichen, wohlmeinenden Beamten giebt es eine weitverzweigte Nebenregierung in der Türkei. Ihr Mittelpunkt sind etliche Personen aus der nächsten Umgebung des Sultans; vor allem der Scheich Desser, der Vertrauensmann und Gesandte des mächtigen Scheich el Mahdi in Tripolis, des Hauptes des Senuffija-Ordens und damit aller mohamedanischen Derwisch-Orden und der internationalen pan-islamitischen Bewegung, sodann Ebül-Hüda (vor kurzem ermordet) der schlaue Zigeuner, der einst dem Sultan die Zukunft prophezeit und sich dadurch sein Vertrauen erworben, sodann sein Sekretär Isset Bey und sein erster Garderobier. Diese Leute sind die eigentlich regierende Gewalt im Yildiz-Kiosk, und wehe dem Minister oder Großwesier, der ihre Gunst verliert! Sie sind es gewesen, die dem Sultan geraten haben, das armenische Volk zu vernichten, sie sind die Schürer des Fremden- und Christenhasses. Sie haben das Land mit einem Netz von Spionen überzogen zur Überwachung der Beamten, der Christen und der Fremden. Tüchtige Beamte haben uns darüber geklagt, sie könnten nichts zur Wohlfahrt des Volkes unternehmen, seien zu beständiger Unthätigkeit verurteilt. Jeder Schritt, den sie thun, wird sofort entstellt an jene Nebenregierung berichtet, die ihren Spionen mehr glaubt, als den verantwortlichen Beamten. Deshalb liegen Handel, Gewerbe und Ackerbau in Klein-Asien darnieder. Diesem System mußte auch ich zum Opfer fallen. Man war in den Kreisen dieser Kamarilla sehr genau von unserer Reise unterrichtet, von dem offenen Willkomm, das wir überall bei dem Volk der verschiedenen Nationalitäten und bei den Beamten gefunden hatten, und fürchtete den Einfluß, den wir in der Bevölkerung besaßen. Besonders war es ihnen ein Stein des Anstoßes, daß ich, nachdem ich so die Zustände im Innern genau kennen gelernt, meinen Wohnsitz nun wieder in Konstantinopel aufschlug, wo ich mit armenischen und türkischen Kreisen in freundschaftlichem Verkehr stand. Das mußte verhütet werden!

Nun lief die Anzeige eines ihrer Spione aus Zeitung gegen mich ein. Sie kam wie gerufen. Im Vertrauen, daß die deutsche Diplomatie infolge ihrer „Freundschaft“ mit der Türkei hülfreiche Hand zu meiner Vertreibung bieten würde,*) wurde die Sache dem Sultan vorgetragen, der immer besonders empfindlich ist bei allem, was von Zeitung kommt, seit er 1896 10 000 Mann seiner Truppen vor dieser Stadt verloren hat.

Der Sultan ließ den Großwesier kom-

men und befahl ihm, der deutschen Botschaft eine Anklageschrift gegen mich in Form einer diplomatischen Note zu überreichen. Man sagte mir, daß auch der russische Botschafter seine Hand dabei im Spiele gehabt habe; sieht doch Rußland jede neue evangelische Arbeit in Klein-Asien, das es für sein zukünftiges Gebiet hält, mit mißtrauischen Augen an.

Der deutsche Botschafter telegraphierte sofort die ganze Note in extenso nach Berlin an den Grafen Bülow. Das aus-



Eine Gruppe aus unserm deutschen Waisenhause in Bebet.

wärtige Amt aber bemühte sich, die märchenhafte Geschichte glaubwürdig zu finden, und führte dann, ohne mich erst zum Bericht aufzufordern, obige Entscheidung herbei, die mir am 4. April zuging.

Die Gründe der deutschen Diplomatie zu diesem Vorgehen liegen auf der Hand, und wurden uns auch gelegentlich angedeutet. Hervorragende deutsche Industrielle in der Türkei haben mir darüber geklagt,

*) Ausgewiesen konnte ich nicht werden, da unser Konstantinopeler Waisenhause, an dessen Spitze ich stand, deutschen Reichsschutz besitzt und ich daher dieselbe Sicherheit, wie die Konsuln genoß.

daß seit der engen Freundschaft mit der Türkei die Diplomatie ihre Interessen nicht mehr mit der früheren Energie wahrnehmen könne, weil durch energisches Auftreten diese Freundschaft, von der man noch große Vorteile erwartet, Schaden leiden könnte. Damals war aber gerade der wichtige Vertrag wegen der geplanten deutschen Bahn nach Bagdad in Vorbereitung. Man weiß nun, wie der Sultan sich durch Imponderabilien bestimmen läßt, und wie oft eine Kleinigkeit genügt, seinen Zorn oder Mißtrauen zu wecken. So wollte man ihm in diesem Punkte, dem er solches Gewicht beimaß, willfahren, um

sich nicht Größeres zu verderben. Das mußte ich mir bei ruhiger Überlegung sagen, und durfte eine Art Entschädigung in dem Bewußtsein haben, vielleicht indirekt ein klein wenig zum Bau der Bagdadbahn haben mithelfen zu dürfen!

Schmerzlich war mir aber vom patriotischen Gesichtspunkt der Eindruck, den die damals viel besprochene Sache in Konstantinopel machte. Franzosen, Engländer, Amerikaner und Griechen legten das Verfahren der deutschen Diplomatie so aus,



Sultan Abdul Hamid II.

als ob Deutschland, welches mit solchem Pomp im Orient aufgetreten sei, nicht die Macht habe, seine Reichsangehörigen zu schützen.

Die Zeit des Scheidens von dem so lieb gewordenen Arbeitsfelde rückte immer näher. Im Mai durften wir noch liebe Verwandte einige Wochen bei uns sehen, die zur Hochzeit meiner Schwägerin und bisherigen ersten Lehrerin auf einige Wochen gekommen waren, und mit ihnen die herrliche Natur am Bosphorus noch einmal mit vollen Zügen genießen.

Die Trauung fand unter zahlreicher

Beteiligung der lieben englischen Freunde aus Bebek in unserer Anstaltskapelle statt. Das junge Paar zog nach Marasch, wo sie die Knabenwaisenhäuser übernommen haben. Sodann konnte ich noch eine Reise nach dem altberühmten Brussa, der erstmaligen Hauptstadt des ottomanischen Reiches, herrlich am Fuße des asiatischen Olymp gelegen, unternehmen, und mich freuen an dem auch dort aufblühenden Waisenwerk. Noch einmal besuchten wir das Selamlif, die feierliche Parade bei Gelegenheit des Moscheenbesuchs des Sultans, trotz der Warnung einiger amerikanischen Freunde, die befürchteten, man würde mir dort Gift in den Thee mischen. Aber nichts von alle dem; der mir wohlbekannte diensthabende türkische Flügeladjutant schüttelte mir in alter Herzlichkeit die Hand, und wir konnten sogar mit einem befreundeten deutschen Pascha und Generaladjutant des Sultans harmlos plaudern. Der Thee des Sultans schmeckte wie immer, und Gift war nicht darin. Das Bild des Selamlif ist unvergleichlich schön, doch gewandtere Federn als die meine haben es schon genugsam geschildert. Noch einmal durfte ich die herrliche weiße Moschee sich abheben sehen von der blauen Flut des Marmarameeres, noch einmal sah ich die vergoldete Karosse des Sultans, begleitet von dem deutschen Marschall von Kamphoenerer Pascha und zahllosen Trabanten, und in ihr das finstere Gesicht und die von mancherlei Lasten gebeugte Gestalt des „Beherrschers der Gläubigen“, ihr gegenüber die ehrwürdige stramme Erscheinung des greisen Löwen von Plewna, Osman Ghassi Pascha (letzterer ist inzwischen verstorben, nachdem er seine Söhne an Sultanstöchter verheiratet).

Am 6. Juni schieden wir von Bebek, nachdem uns in der Kapelle noch eine Gebetsversammlung vereint. Die Kinder standen am Ufer, inmitten einer großen Menschenansammlung, und noch heute klingen mir ihre herzerreißenden Rufe in die Ohren: „Vater und Mutter, geht nicht fort.“ Am Bahnhof in Konstantinopel hatten wir zahlreiche Begleitung; der uns stets freundlich gesinnte Generalkonsul hatte uns zur Erleichterung der Zoll- und Gepäckangelegenheiten

den braven Kawaffen Ibrahim Effendi mitgegeben; fast alle unsere Lehrerinnen und mein lieber Vikar Mrozek, sowie einige der ältesten Kinder, unser wackerer Philipp in seiner malerischen Galauniform und Joseph, der Hausmann unserer Knabenschule, reichten uns die Hände zum Scheiden, auch Herr Krug aus Amassia hatte sich eingefunden. Es war ein schmerzlicher Abschied, doch der Gedanke tröstete uns, daß wir auch in der Ferne in demselben Heiland und in derselben Arbeit miteinander verbunden bleiben, und die Gewißheit, daß ich allein um des Evangeliums willen aus diesem Lande vertrieben war, und mir so mit gutem Gewissen die Seligpreisung zueignen durfte: „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch, und verwerten euren Namen als einen böshaftigen um des Menschensohnes willen! Freuet euch alsdann und hüpfet!“

Gelernt hatten wir aber auch etwas aus diesen Ereignissen: wie wenig wert doch bei entscheidenden Konflikten die Protektion der staatlichen Gewalt ist! Schon zur Zeit des alten Israel war sie wie ein Rohr, das durch die Hand fährt, wenn man sich darauf stützen will und so ist es auch bis heute geblieben. Die christliche Missions- und Liebesarbeit im Auslande wird gut thun, auf den diplomatischen Schutz möglichst wenig zu rechnen. Aber was schadet das? Wir haben einen, der für seine Sache einsteht, besser als alle Diplomaten der Welt es vermöchten. Das durften wir auch hier wieder bestätigt finden.

Man hatte in manchen Kreisen befürchtet, durch diesen Fall sei das armenische Liebeswerk im Orient vor die Existenzfrage gestellt. Es ließen sich Kassandra-

stimmen hören, die meinten, der Arbeit unter den armenischen Waisen schon das Grablied singen zu können.

Wenn wir aber jetzt zurückschauen, so haben wir nur zu loben und zu danken, daß der Herr gerade seit diesen Stürmen das Werk in wunderbarer Weise gefördert hat. Ein kurzer Blick auf den Stand des Liebeswerkes möge dies zeigen. Der Hilfsbund hatte im Juni 1900: 1352 Waisenkinder in Pflege; davon 71 in Bebek, 302 in Mesereh, 22 in Hüsenik, 64 in Berdschensch, 170 in Wan, 301 in Marasch, 104 in Gadschin, 51 bei Amassia, 50 in Erserum, 100 in Bitlis und 67 in Deutschland. Deutsche Hilfskräfte stehen in der Arbeit: 5 in Bebek, 6 in Mesereh, 1 in Berdschensch und Hüsenik, 6 in Marasch, 10 in Atta Bey bei Amassia, sodann 44 eingeborene Hilfskräfte und 2 Amerikanerinnen. Außer den Waisenhäusern und den mit ihnen verbundenen Handarbeitsstätten bestehen noch Webereien in Mesereh und Marasch, die große landwirtschaftliche Kolonie in Atta Bey, Krankenhaus und Witwenhaus in Mesereh.*)

Traurige Ereignisse des letzten Jahres, abermalige Niederbrennungen und Ausplünderungen ganzer Dörfer nötigten den Hilfsbund, seine Arbeit auszudehnen, und es ist zu hoffen, daß die Liebe der Freunde in der Heimat nicht müde werden wird, dieses so sichtlich gesegnete Werk auch fernerhin zu tragen mit ihrer Fürbitte und ihren Liebesgaben. Wenn auch diese Reiseschilderung hier und da jemanden Mut machen möchte mit Hand anzulegen, je nach der Gabe, die ihm gegeben ist, so würde ich von Herzen dankbar sein!

*) Adresse des Hilfsbundes: P. Bohmann, Frankfurt a. M., Grünebergweg 147.





5790